Zwei Cents.

Sonntagpost

Zwei Cents.

No. 41 (16 Seiten.) Chicago, Sonntag, den 8. Oktober 1899. Elfter Jahrgang.

Telegraphische Depeschen.

(Spezialdepeschen-Dienst der „Sonntagpost".)

Ausland.

Aus deutschen Gauen.

Die schmutzige Wäsche der „Harmlosen."—Preßstimmen über diesen Prozeß. — Weißwaschung der Haupt-Angeklagten.—Deutsche Sympathie für die Buren.—Transvaal-Freiwilligen-Korps bilden sich in Deutsch-Oesterreich und in Italien. — Königin von Holland in Potsdam. — Günstiger Stand des deutschen Exporthandels. — Miquel's Tage gezählt? — Aus den Hallen der Kunst.—Vermischtes.

Berlin, 7. Okt. Das Haupt-Interesse der Berliner wendet sich noch immer dem Skandalprozeß gegen Mitglieder des „Klubs der Harmlosen" zu, obwohl sich bereits erkennen läßt, daß die praktischen Ergebnisse desselben, soweit die Haupt-Angeklagten in Betracht kommen, gleich Null sein werden!

In der heutigen Verhandlung erklärte der Gerichtsdirektor Denso, es sehe beinahe darnach aus, als ob der Kriminalkommissär Manteuffel der Angeklagte sei, und nicht v. Kayser, v. Kroecher u. s. w. Die beiden Letzteren sind jedenfalls „gründlich" weißgewaschen worden.

Es verlautet jetzt, daß der flüchtige Dr. Kornblum unter die Anklage gestellt werden solle, ein Glücksspieler zu sein, und prozessirt werden solle, — wenn man ihn kriegt. Kornblum hat einen Brief an Manteuffel geschrieben, worin er sagt, die Angeklagten seien lauter Gentlemen, auch wenn sie schauderhaftes Glück beim Spiele hätten.

Mittlerweile sprechen sich die Tageszeitungen meistens sehr scharf über die Angeklagten aus. Der konservative „Reichsbote" schreibt: „Was für eine Sorte junger Männer ist das, welche ihre Zeit und ihr Geld an Weiber, Wettrennen und Glücksspiel vergeuden und nachher sich umwenden und sich als die wahren Stützen der Kirche und des States proklamiren und sich stets mit ihrer hohen Stellung und ihrer Ehre brüsten?"

Die ultramontane „Kölnische Volkszeitung" versichert, in Berlin fröhne so ziemlich Jedermann dem Glücksspiel, und auf solche Weise würden jährlich Tausende von Familien ruinirt.

Die „Vossische Zeitung" äußert ihre Ueberraschung darüber, daß die verschiedenen Ordres des Kaisers Wilhelm betreffs des Glücksspiels einfach in den Wind geschlagen würden.

Der sozialistische „Vorwärts", sarkastisch wie immer, fragt: „Warum behandelt man denn diese wackeren jungen „Harmlosen" schon wie ganz gewöhnliche Sozialisten, welche ebenfalls häufig ohne Beweise verhaftet werden?"

Die Sympathie für die Transvaal-Republik in ihren jetzigen Streitigkeiten mit England macht sich vielfach in Deutschland geltend, obwohl sie nicht allgemein eine organisirte Gestalt annimmt. Der Alldeutsche Verband hat indeß Vorkehrungen getroffen, in allen wichtigeren deutschen Städten Massenversammlungen abzuhalten, um gegen den Krieg im Transvaal zu protestiren. Der Leipziger Zweigverein dieses Verbandes hat ein Telegramm an Königin Wilhelmine von Holland gesandt, als an „die höchste Vertreterin einer Bruder-Nation, welche jetzt so grausamen Prüfungen unterworfen wird", und sie der Sympathie aller Deutschen versichert.

Was diesen Verband selber anbelangt, so kann übrigens diese Sympathie schwerlich als eine ganz selbstlose angesehen werden. Denn bekanntlich möchten die „Alldeutschen", wenigstens die radikalsten Elemente unter ihnen, nichts Geringeres, als die Angliederung von Holland, der Schweiz, vom deutschen Theil von Oesterreich, überhaupt von der ganzen germanischen Welt an das deutsche Reich! Freilich halten selbst die Enthusiastischsten die Ausführung dieses Programms nicht für eine Frage der nächsten Zukunft.

Aber auch außerhalb dieses Verbandes ist starkes Mitgefühl für die Buren in allen Klassen und bei allen Parteien zu verspüren. Es werden auch Gelder gesammelt, welche der Gesellschaft des Rothen Kreuzes zur Verwendung im Interesse der Transvaal-Streitkräfte zugestellt werden sollen.

Heute ist auch die Königin Wilhelmine von Holland, sammt der Königin-Mutter, nach Potsdam gekommen, um der Taufe eines Sprößlings der v. Wied'schen Familie beizuwohnen. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" begrüßt die Beiden in einem besonderen Leitartikel und spricht die Hoffnung aus, daß ihr Besuch „die nachbarlichen Beziehungen zu Deutschlands Vettern an der Mündung des Rheins stärken möge."

Ein hochgestellter Diplomat versichert auf's Neue, daß keine Verhandlungen zwischen den Regierungen Deutschlands, Frankreichs und Rußlands betreffs der Transvaal-Angelegenheit im Gange seien.

Gleichwohl wollen die Gerüchte über derartige Verhandlungen nicht verstummen, und man glaubt vielfach, daß wenigstens Erörterungen hierüber gepflogen werden.

Auch in Nachbarländern ist eine beträchtliche Buren-Sympathie-Bewegung zu bemerken, namentlich bei den Deutsch-Oesterreichern. In Reichenberg, Böhmen, bildet sich sogar ein Freiwilligen-Korps, das in's Feld rücken will, sowie der Ausbruch von Feindseligkeiten sicher ist, und dem bereits mehrere Hundert Mann angehören.

Bei derartigen Anlässen können auch die Garibaldianer nicht müßig bleiben! Einer neuerlichen Meldung aus Rom zufolge sind dieselben in Italien ernstlich mit der Bildung eines Transvaal-Freiwilligen-Korps beschäftigt. Man hofft in den Kreisen deutscher Freunde, daß dasselbe, wenn es zum Aeußersten kommt, mehr Ehren einlegen würde, als seinerzeit dasjenige im griechisch-türkischen Krieg!

Kaiser Wilhelm und seine Gemahlin befinden sich wieder in Potsdam, nachdem sie die Stadt Marienburg in Westpreußen besucht hatten, wo bekanntlich unlängst eine furchtbare Feuersbrunst wüthete, welche so viele Baulichkeiten von historischem Werth sammt ihrem Inhalt vernichtete. Es ist stark davon die Rede, bis zu einem gewissen Grad Staatshilfe für den Wiederaufbau zu bieten.

Die „Volkszeitung" dahier sagt in bestimmtem Tone, die Tage Miquel's als Minister seien gezählt! Aber aus den, der Regierung nahestehenden Blättern kann man immer noch nicht klug darüber werden, wie es mit den innerpolitischen Intriguen steht; daß dieselben noch nicht zur Ruhe gekommen sind, scheint sicher zu sein; aber Miquel selbst ist augenblicklich eine sehr „unbestimmbare Größe."

Nach den letzten Berichten betrug der Ausfuhrhandel des deutschen Reiches im Jahr 1898 nur um 162 Millionen Mark weniger, als derjenige Englands, trotz der theilweisen Abnahmen des Exports nach Amerika. (Die genaue Angabe der gesammten Werthsumme ist in dem Original der Kabeldepesche verstümmelt, weshalb auf ihre Mittheilung einstweilen verzichtet werden muß.) Dies ist unter den obwaltenden Umständen ein sehr ermuthigendes Ergebniß.

Der Kaiser hat das Urtheil des Ehrengerichtes über den schwindelhaften Afrika-Reisenden Dr. Esser (von welchem sich der Kaiser selber vorübergehend hatte düpiren lassen) bestätigt. Esser wird diesem Urtheil zufolge aus dem Offizierskorps ausgestoßen.

Seitens der Schauspieler des Berliner Lessing-Theaters ist eine Protest-Bewegung gegen eine lästige neue Verfügung des deutschen Bühnenvereins eingeleitet worden. Diese Verfügung bestimmt nämlich, daß sämmtliche Schauspieler jeden Abend um 6 Uhr sich in ihren betreffenden Theatern einfinden müssen, gleichviel, ob sie auf der Bühne aufzutreten haben, oder nicht. Das Schauspiel-Personal des Neuen Residenz-, sowie des Schiller-Theaters hat sich sofort dieser Protest-Bewegung angeschlossen, die Aussicht auf Erfolg hat.

Wie schon erwähnt, hatte der bekannte ungarische Helden-Tenor Perotti wegen Geld-Schwulitäten den Staub von Budapest von den Füßen geschüttelt. Nach den letzten Nachrichten ist er in Gesellschaft der Sängerin Bartocky auf dem Dampfer „Fürst Bismarck" nach den Ver. Staaten abgefahren.

Einen durchschlagenden Erfolg erzielte bei seiner Erst-Aufführung im Lessing-Theater dahier das neue Lustspiel von Blumenthal und Kadelburg „Als ich wiederkam" (eine Fortsetzung des, wohl auch hierorts allen Lesern bekannten Lustspiels „Im weißen Rößl".)

In Koblenz, Rheinpreußen, ist ein Denkmal des berühmten Physiologen Johannes Müller unter entsprechenden Feierlichkeiten, und unter starker Betheiligung enthüllt worden.

Der Senat der Stadt Hamburg gab gestern den Mitgliedern des Geographen-Weltkongresses, welcher in Berlin getagt hatte, einen großen Empfang im Hauptsaal des neuen Rathhauses, welcher zum ersten Mal überhaupt benutzt wurde. Bürgermeister Monckeberg bewillkommte die Gäste und brachte einen Trinkspruch auf den Kaiser aus. Der Prinz von Monaco, bekanntlich einer der Delegaten jenes Kongresses, sprach ebenfalls.

Fürstliche Verlobung.

Prinz Georg von Griechenland und Prinzeß von Wales.

Wien, 7. Okt. Das Blatt „Moniteur Oriente" verbürgt sich für die Angabe, daß Prinz Georg von Griechenland mit Prinzessin Victoria von Wales, einer Tochter des britischen Thronfolgers, verlobt sei. Letzterer wurde am 6. Juli 1868 geboren, Prinz Georg (der zweite Sohn des Königs von Griechenland) am 24. Juni 1869.

Zugunsten der Streiker

Entscheidet der französische Premierminister.

Paris, 8. Okt. Ministerpräsident Waldeck-Rousseau, welcher als Schiedsrichter in den Streitigkeiten zwischen den streikenden Grubenarbeitern und Eisengießern von Le Creuzot und den betreffenden Arbeitgebern fungirte, hat eine Entscheidung zugunsten der Streiker abgegeben.

Deutsche Hiebe

Können die Engländer im Kriegsfall in Südafrika kriegen—Krüger und Joubert erwarten viel vom deutschen Korps und den deutschen Offizieren.—Weiteres über die südafrikanischen Wirren. Die Buren als Artilleristen.—Britische Angaben über Mißhandlung von Flüchtlingen durch Buren. — General O'Beirne darf nicht als Transvaal-Vertreter in Amerika fungiren.

London, 7. Okt. Soweit die bekannt gewordenen Thatsachen gehen, scheint der Beginn thatsächlicher Feindseligkeiten zwischen England und der Transvaal-Republik nicht näher gerückt zu sein, obgleich zugestanden werden muß, daß ein neues Gefahr-Element durch die große Erbitterung entstanden ist, welche unter den britischen Kolonisten in Südafrika durch die Geschichten über angebliche Mißhandlungen von Flüchtlingen seitens der Buren verursacht wurde. Es ist sogar von Gewaltthaten gegen Frauen und Kinder die Rede. In vielen britischen Kreisen nimmt man diese Geschichten ohne Weiteres als wahr an.

Die Berichte von dem eventuellen Kriegsschauplatz sprechen meistens von Truppen-Bewegungen, die vorerst keine besondere Bedeutung haben. Es verlautet, die Buren-Truppen beunruhigten sich immer mehr wegen unzulänglicher Verpflegungs-Vorkehrungen und hätten gedroht, entweder auf eigene Faust einen Einfall zu machen oder wieder nach Hause zu gehen.

An der westlichen Grenze der Transvaal-Republik sind die Briten und die Buren so nahe beisammen, daß ihre Patrouillen sich jede Nacht begegnen.

Aus Kapstadt kommt die seltsame Meldung, daß viele Beamte der Transvaal-Republik und des Oranje-Freistaates ihre Familien behufs Schutzes nach britischem Gebiet geschickt hätten.

Pretoria, die Hauptstadt der Transvaal-Republik, soll jetzt sehr verlassen aussehen, besonders seit die Regierung auch alle Wirthschaften hat schließen lassen.

Ein gestern ausgegebenes Grünbuch der Transvaal-Regierung enthält die Antwort des Präsidenten Krüger auf die Depesche des britischen Kolonialsekretärs Chamberlain, anläßlich der Petition der südafrikanischen Uitlanders an die Königin Victoria.

Auf's Neue wird darin gegen die Einmischung Großbritanniens in die ineren Angelegenheiten der Transvaal-Republik protestirt, und es wird erklärt: Wenn die Uitlanders sich erst an die Transvaal-Regierung gewendet hätten, statt an die britische Regierung, so würden ihre Beschwerden sofortige Beachtung gefunden haben. Uebrigens kämen alle Klagen nur von einer kleinen Klique Briten, welche blos Rassenhaß und eine revolutionäre Bewegung nährten, und deren Mitglieder und Organe sich offen mit ihrem Einfluß auf die Politik der britischen Regierung brüsteten. Die Bestrebungen der sogenannten Südafrikanischen Liga werden verdammt, als lediglich Mißverständnisse und Gehässigkeiten zwischen den Weißen in Südafrika säend.

Die Transvaal-Regierung hat, wie hierher gemeldet wird, eine amtliche Depesche vom amerikanischen Staatssekretär Hay erhalten, worin erklärt ist, daß General James R. O'Beirne, welcher bekanntlich jüngst vom Präsidenten Krüger zum Vertreter der Transvaal-Republik in den Ver. Staaten ernannt wurde, ein solches Amt nicht annehmen dürfe, da er ein amerikanischer Bürger sei. Daraufhin — so wird weiter mitgetheilt — hat der Staatssekretär Reitz Herrn Bosman ersucht, weiterhin in den Ver. Staaten zu bleiben, und derselbe wird volle Befugnisse erhalten, im Namen der Transvaal-Republik und im Interesse des Friedens thätig zu sein.

Pretoria, 7. Okt. Präsident Krüger ist sehr befriedigt über das anhaltende Eintreffen von Rekruten (von der Delagoa-Bai her) für das deutsche und das irländische Korps, welche organisirt wurden, um im Kriegsfall für die Transvaal-Republik zu kämpfen. Die beiden Korps füllen sich rasch und dürften in den nächsten zwei Wochen vollzählig werden. Heute wurde ein Exekutivbefehl erlassen, welcher den Oberkommandanten General Joubert anweist, dem deutschen und dem irländischen Korps Ehren-Posten an der Transvaal-Grenze anzuweisen und ihnen bei einem Angriff den Vortritt zu gestatten. Man erwartet, daß diese Korps, welche hauptsächlich aus geübten Soldaten bestehen, den Mangel an Erfahrung bei einem Theil der Buren-Streitkräfte ausgleichen könnten. Auch hoffen die Transvaal-Militärbeamten viel von dem deutschen Artilleriekorps beim Widerstand gegen ein britisches Vorrücken.

Das deutsche Korps, welches in Pretoria selbst gebildet wird, soll auf 4000 Mann gebracht werden, und fast alle diese werden frühere Soldaten der deutschen Armee sein. Adolf Schiel, ein früherer deutscher Offizier, welcher übrigens der Transvaal-Regierung schon seit vielen Jahren in verschiedenen Eigenschaften gedient hat und nachträglich nochmals in Berlin die deutschen Artillerie-Methoden studirte, wird der Befehlshaber sein. Schiel hatte auch, nach seiner Rückkehr von Berlin, die Pläne für die Forts in Johannesburg gemacht, von denen man glaubt, daß sie in wenigen Stunden die ganze Stadt in Asche legen können.

Die Buren-Regimenter, welche gegenwärtig unfern der Grenze im Lager liegen, zeigen einen glühenden religiösen Enthusiasmus. Jeden Abend werden Gebetsversammlungen um die Lagerfeuer herum abgehalten. Die Soldaten fühlen sich sicher, daß Gott ihrer gerechten Sache zum Sieg verhelfen werde. General Joubert soll sehr zufrieden sein mit dem Fortschritt, welchen seine Leute in der Bedienung der Geschütze gemacht haben. Tag für Tag exerzieren deutsche Offiziere, welche den 70er Krieg mitgemacht haben, neue Buren-Truppen ein, und diese sind überaus lernbegierig.

(Siehe auch das Betreffende in der Berliner Kabeldepesche: „Aus deutschen Gauen!")

Johannesburg, 8. Okt. Eine Depesche aus Kimberley, in der Kap-Kolonie, besagt, daß die Stadt in vollständigen Vertheidigungszustand versetzt und absolut sicher gemacht worden sei.

Eine Streitmacht von mehreren Hundert Burghers mit Maschinengeschützen ist mit der Bewachung der Bergwerke betraut worden.

Newcastle, Natal, 8. Okt. Landleute, welche von der Grenze kommen, sagen, die Buren verließen die Grenzdistrikte und kehrten nach ihrem Heim zurück; an einigen, strategisch wichtigen Punkten seien Patrouillen zurückgelassen worden.

Pretoria, 8. Okt. Frau Joubert, die Gattin des Befehlshabers der Buren-Streitkräfte, ist gestern von hier abgereist. Sie fuhr in einem Extra-Zug nach der Grenze.

Die militärische Thätigkeit der letzten paar Wochen dauert noch immer ununterbrochen fort. Kriegs-Ambulanzen, Nahrungsmittel, Zelte u. s. w. werden mit aller Hast nach der Grenze beordert. Die Eisenbahn von Pretoria aus wird auf's Aeußerste damit in Anspruch genommen.

Washington, D. C., 8. Okt. General Oberst O'Beirne war sehr überrascht, zu vernehmen, daß er als amerikanischer Bürger nicht als diplomatischer Vertreter der Transvaal-Republik in den Ver. Staaten fungiren dürfe. Er ist keineswegs gewillt, sich dabei zu beruhigen, sondern will einen entschlossenen Versuch machen, Anerkennung in der genannten Eigenschaft zu erlangen. Bereits am Samstag erschien er zu diesem Behuf im Staatsdepartement; aber der stellvertretende Staatssekretär war augenblicklich zu beschäftigt, um ihm Gehör zu geben. Indeß will er ihn später empfangen.

Franzmänner-Politik.

Herrscht jetzt „Ruhe vor dem Sturm?"

Paris, 7. Okt. Senator Berenger, der Vorsitzende der Extra-Kommission des Senats, welcher als Gerichtshof über die Personen sitzt, die einer Verschwörung zum Umsturz der Republik angeklagt sind, vernahm heute auch den General Roget und Herrn Grosjean (früher Richter des Versailler Gerichtshofes) in Verbindung mit den Anschuldigungen gegen Paul Deroulède, den „Patriotenliga"-Gründer. Später hatte Berenger eine Konferenz mit dem Justizminister.

Augenblicklich liegen, wenigstens für die Oeffentlichkeit, keine neuen Entwicklungen in Verbindung mit dieser Komplott-Geschichte vor. Aber man glaubt allgemein, daß sowohl General Roget, wie der Ex-Kriegsminister Cavaignac etwas mit jenen Anschlägen zu thun hatten. Obwohl das Land gegenwärtig ruhig ist, deuten verschiedene Anzeichen auf neue Stürme in nächster Zeit.

Der Sozialist und jetzige Minister Millerand wies jüngst in einer politischen Rede stark auf Anti-Jesuiten-Maßnahmen hin. Er sprach von der „fluchbeladenen Erpressungs- und Verleumdungs-Presse" und deutete an, daß die Absicht bestehe, „jene Fraktion, die unablässig unter der Maske der Religion politische Machenschaften verberge, unter die Macht des Gesetzes zu bringen." Auch sprach er speziell von dem klerikalen Blatt „La Croix" (Das Kreuz.)

Und fast zur selben Zeit kommt die Nachricht, daß Papst Leo den Redakteur des letzteren Blattes empfangen und ihm den Segen ertheilt habe. Auch hat der Budget-Ausschuß der französischen Abgeordnetenkammer mit 13 gegen 1 Stimme beschlossen, die französische Botschaft beim Vatikan abzuschaffen.

Das Alles deutet auf neue Konflikte. Ohne Zweifel wird es beim Wiederzusammentritt der französischen Kammern zu aufregenden Debatten kommen, welche vielleicht einen neuen Kampf zwischen Klerikalen und Republikanern, — oder zwischen Anti-Dreyfusiten und Dreyfusiten einleiten werden!

Dampfernachrichten.

Angekommen.

New York: St. Louis von Southampton; City of Rome von Glasgow; La Champagne von Havre.
New York: Umbria von Liverpool.

Abgegangen.

New York: Werra nach Genua u. s. w.; La Normandie nach Havre; Amsterdam nach Rotterdam; Campania nach Liverpool; St. Paul nach Southampton.

Kontinent-Bündniß gegen England?

Von einem solchen ist jetzt in Paris die Rede.

Paris, 7. Okt. Graf Murawjew, der bekannte russische Minister des Auswärtigen, traf hier ein und wird eine Woche hier bleiben. Im Elysee-Palast wird ihm zu Ehren ein Diner gegeben werden. Es heißt, daß er ein Bündniß der europäischen Kontinental-Mächte gegen England zustande zu bringen suche und zu diesem Zweck jüngst sich auch mit verschiedenen Mitgliedern der spanischen Regierung berathen habe.

Inland.

Die Philippinenfrage.

Hoffnungen der amerikanischen Kommission.

Washington, D. C., 7. Okt. General Otis benachrichtigte das Kriegsdepartement, daß das Transportboot „Puebla" mit 105 kranken und 100 entlassenen amerikanischen Soldaten an Bord von Manila abgefahren ist. „Garonne" fährt noch heute von da ab, und „Indiana" morgen (mit den Truppen des Tennessee'er Freiwilligen-Regimentes, das schon einmal abfahren sollte, aber sich dann noch theilweise in Cebu an einem Kampf gegen die dortigen Insurgenten betheiligte.)

Washington, D. C., 7. Okt. Man äußert allerhand Muthmaßungen über das geplante Vorgehen der Philippinen-Friedenskommission, welche, einer Ankündigung des Vorsitzenden Schurman zufolge, anfangs November in Washington zusammentreten soll. Gegenwärtig sind die Mitglieder dieser Kommission noch in verschiedenen Gegenden zerstreut. Schurman, wie Admiral Dewey, befinden sich hier; Denbey und Worcester sind jetzt, auf der Reise, in der Nähe von San Francisco, und der Sekretär der Kommission ist ebenfalls unterwegs. Aber das eigentliche Schreiberkorps der Kommission befindet sich noch in Manila, und man glaubt, daß die Kommission vor ihrer Vertagung nochmals nach den Philippinen-Inseln reisen will und die Friedens-Zeremonien daselbst mitzumachen hofft.

Wird wohl widerrufen.

Das Verbot der spanischen Flagge in Havana.

Washington, D. C., 7. Okt. Das spanische Botschafteramt dahier hat offiziell Kenntniß von der Ordre des Bürgermeisters Lacoste von Havana genommen, durch welche die Entfaltung der spanischen Flagge überall in jener Stadt, ausgenommen im spanischen Konsulat, verboten wird. Señor Segrario, der spanische Generalkonsul in Havana, hat eine amtliche Beschwerede darüber geführt und dem Botschafter mitgetheilt, daß er auch am Konsulat die spanische Flagge nicht wehen lassen werde, so lange jener Befehl in Kraft bleibe. Der Botschafter wird die Beschwerde weiter verfolgen. Es wird geltend gemacht, daß der Bürgermeister seine Befugnisse überschritten und ohne alle Veranlassung Spanien beleidigt habe. Bereits hat sich das amerikanische Kriegsdepartement in dieser Angelegenheit mit General Brooke in Verbindung gesetzt, und man glaubt hier allgemein, daß die Ordre widerrufen wird.

Auch in die Gerichte

Verpflanzt sich jetzt der Streik bei den Cramps.

Philadelphia, 8. Okt. Der Vollzugs-Ausschuß der streikenden Angestellten des Cramp'schen Schiffsbauhofes hat beschlossen, gegen die Hauptbeamten der Cramp'schen Gesellschaft Anklage wegen Uebertretung des Kontrak-Arbeiter-Gesetzes zu erheben. Im Laufe der Woche werden diese Anklagen dem Bundes-Distriktsanwalt Beck unterbreitet werden. Die Grundlage der Anschuldigungen wird die sein: Daß eine Anzahl russischer Matrosen, welche gelernte Handwerker sind und als solche auch für Bundesregierungs-Arbeiten verwendet wurden, von den Cramps angestellt worden seien. Diese Russen sollen, sobald der Streik erklärt wurde, in den Dienst gepreßt worden sein. Zur Zeit arbeiten ungefähr 200 russische Matrosen für dieses Geschäft oder befinden sich wenigstens in dem Schiffsbauhof.

Wie die Alten sungen u. s. w.

Die „Wild West Show" reizt zu Nachahmungen.

Anderson, Ind., 8. Okt. Seit die „Wild West Show" Buffalo Bill's hier gewesen ist, wetteifert die Knabenwelt darin, dieselben nachzuäffen. Als z. B. gestern ein Sohn von Rev. J. A. McGlone auf einer der Hauptstraßen dahin ritt, tauchte ein anderer Junge aus einer Seitengasse auf und warf einen langen Strick nach ihm aus; derselbe schlang sich wirklich um den Hals von McGlone herum und riß ihn vom Pferde. McGlone erhielt eine klaffende Wunde am Kopf, sowie noch sonstige schwere Verletzungen.

In einem andern Theil der Stadt warf ein Junge auf eine betagte Dame einen Lasso auf und jagte ihr einen furchtbaren Schrecken ein.

Die Polizei will sich alle Mühe geben, diesem bedenklichen Lasso-Unfug von Jung-Amerika ein Ende zu machen.

Muthmaßliches Wetter.

Günstig für die Chicagoer Festlichkeiten?

Washington, D. C., 7. Okt. Das Bundes-Wetteramt stellt folgendes Wetter für den Staat Illinois am Sonntag und Montag in Aussicht:

An beiden Tagen schön; veränderliche Winde.

Zum dritten Mal nichts!

Die Regatta zwischen „Columbia" und „Shamrock".

New York, 7. Okt. Die launigen Winde waren daran schuld, daß auch die heutige Wettfahrt zwischen der amerikanischen Jacht „Columbia" und der britischen Jacht „Shamrock" resultatlos verlief, indem die Fahrtgrenze nicht in der vorgeschriebenen Zeit erreicht werden konnte. Dies ist also schon der dritte derartige Fehlschlag, und alle diese drei Fahrten gelten nichts.

Der Wind, welcher heute anfangs große Dinge versprochen hatte, sank bald zu einer Brise herab, die nur eine Schnelligkeit von 9 oder 10 Knoten die Stunde hatte, und wurde späterhin ebenso schwach, wie er am Dienstag und Donnerstag gewesen war. Heute hatte sich die größte Menschenmenge aufgemacht, um die Wettfahrt zu sehen, und es waren sehr enttäuschte Massen, welche heute Abend auf den Exkursionsbooten zurückkehrten. Zum ersten Male in der Geschichte der internationalen Jacht-Wettfahrten sind drei Versuche hinter einander fehlgeschlagen.

Gleichwohl waren diese Fahrten nicht ohne Bedeutung, sofern sie die Vorzüge und Nachtheile der beiden Jachten und ihrer Führung zeigten. Beide Segelboote erwiesen sich auch heute als würdige Gegner. „Shamrock" lief heute besonders gut und zeigte wiederum seine vorzügliche Leitung. „Columbia" wurde gleichfalls gut geleitet, aber wiederum nach ganz anderen Prinzipien. In der ersten Fahrstunde blieben die beiden Boote ziemlich beisammen; gegen Ende der zweiten Stunde war „Shamrock" um 500 Yards voraus. Nachher aber holte „Columbia" ihren Gegner beinahe wieder ein, und als der Wettkampf aufgegeben wurde, nämlich um 4.28 Uhr Nachmittags, standen die beiden Jachten wieder ungefähr gleich.

Vielfach wird jetzt in Sport-Kreisen die Meinung ausgesprochen, es wäre viel besser, wenn die Wettfahrten zu einer früheren Morgenstunde begonnen würden, da man dann mehr Aussicht habe, daß der Wind bis zum Ende stark genug bleibe.

Für Armee-Reform.

Eine Vorlage, die dem Kongreß zugehen soll.

Washington, D. C., 7. Okt. In der kommenden Tagung des Kongresses wird auch eine Vorlage behufs Reorganisirung der Armee-Verwaltung eingebracht werden. Wie aus bester Quelle berichtet wird, arbeitet der Kriegssekretär Root gegenwärtig diese Vorlage aus, unter dem Beistand mehrerer Armee-Offiziere. Root ist vollkommen überzeugt, daß viele der Entbehrungen, welche die amerikanischen Truppen in Cuba erlitten, und ein großer Theil der Verwaltungs-Mißstände hätten verhindert werden können, wenn das Kriegsheer ein anderes Verwaltungs-System gehabt hätte. Er soll sich geäußert haben: „Durch die Federfuchser-Pedanterie wurden mehr Leute umgebracht, als durch die Kugeln."

Es ist noch nichts Näheres über den Inhalt der neuen Vorlage bekannt. Doch heißt es, daß fortan, wenn ein Offizier ein unabhängiges Kommando habe, ihm auch gestattet werden solle, alles etwa Nöthige für den Komfort seiner Leute zu thun, ohne daß er auf Ordres von einem Vorgesetzten zu warten braucht. Mit anderen Worten: Es soll allen diesen Offizieren freistehen, nach ihrer eigenen Urtheilskraft zu handeln, wenn eine entsprechende Veranlassung vorhanden ist. Man hofft, daß dadurch viele unnöthige und verhängnißvolle Verzögerungen verhütet werden.

Hinsichtlich der Bildung der verschiedenen Divisionen, Regimenter u. s. w. sollen indeß nur wenige Aenderungen erfolgen.

Von der Effektenbörse.

Die Preise erst gedrückt, später allgemein besser.

New York, 7. Okt. Die Geschäfte im heutigen Effektenmarkt waren nur von geringem Umfang und meist professionellen Charakters.

Anfangs waren die Preise gedrückt, hauptsächlich im Einklang mit der Richtung des Londoner Effektenmarktes und wegen der ungünstigen Stimmung in den Transaktionen, welche hier auf ausländisches Konto erfolgten.

Die besondere Schwäche in Brooklyner „Rapid Transit"-Papieren übte indeß keine Wirkung auf den übrigen Markt. In den maßgebenden Papieren war kein wesentlicher Druck zu bemerken, und bald nach der Eröffnung erholte sich der ganze Markt lebhaft.

Es waren keine Nachrichten von besonderem Belang hinsichtlich der südafrikanischen Sachlage oder hinsichtlich anderer, gewöhnlich Beachtung findenden Angelegenheiten vorhanden. Wie es meistens am Samstag der Fall ist, richtete sich die allgemeine Aufmerksamkeit in großem Maße auf den wahrscheinlichen Bank-Ausweis, und die meisten Spekulationen gründeten sich auf die diesbezüglichen Erwartungen.

Durch Stetigkeit zeichneten sich aus: Die Papiere der Eisenbahnen der westlichen Landwirthschafts-Staaten, die Pacific-Effekten, die Anthrazitkohlen-Effekten, und die Papiere von Chicago & Eastern Illinois. Letztere stiegen sehr rasch.

Krawall auf einem Dampfer.

Kampf zwischen Glücksspielern und Anderen. — Fahrt unter falschen Vorspiegelungen.

New York, 7. Okt. Der Exkursionsdampfer „Georgiana", welcher angeblich nach dem Schauplatz der internationalen Jacht-Wettfahrt ausgelaufen war, kehrte mit Flaggen auf Halbmast zurück. Es hatte sich eine Meuterei auf dem Dampfer ereignet.

Etwa 800 Männer und Frauen, die sich Billette für diesen Dampfer gekauft hatten ($1 pro Person), um die Jacht-Wettfahrt anzusehen, entdeckten bald, daß sie betrogen waren. Eine ganze Bande Gämbler, unter Führung eines berüchtigten „professionellen Bürgschaftsstellers", hatte das Schiff bestiegen und begann bald ihr sauberes Treiben; der Dampfer wurde niemals von seinem Führer in die Nähe der Wettfahrt-Bahn gebracht.

Die übrigen Passagiere verlegten sich erst auf bloßes Protestiren und Bereden; als sie aber damit absolut keinen Erfolg hatten, schlugen sie mehrere der Gämbler durch und warfen das „Handwerkszeug" derselben über Bord. Sie hißten auch die englische Flagge auf Halbmast und die amerikanische Flagge darunter, in der Hoffnung, hierdurch Leute am Gestade darauf aufmerksam zu machen, daß etwas Ungewöhnliches im Gange war.

Darauf wendete der Pilot das Schiff um, zog Nothflaggen auf und fuhr die Bai aufwärts. Um halb 4 Uhr näherte sich das Schiff bereits seinem Pier im North River; aber die Polizei gestattete Niemandem, zu landen, bis sie eine Anzahl Personen in Haft genommen hatte.

Bei der Schlägerei waren mehrere Personen verletzt worden, — erst sprach man sogar von vier Todten! Die Passagiere waren besonders wüthend darüber, daß die Gämbler das erwähnte, von ihnen aufgezogene Flaggensignal augenblicklich umgestellt hatten.

Als der Dampfer den Hafen erreichte, fand man auch, daß sich sein unterer Raum mit Wasser füllte! Es heißt, das Platzen mehrerer Wasserröhren sei daran schuld gewesen.

Wieder eine Klage.

Ueber eine Zurücksetzung des Admirals Schley.

Washington, D. C., 7. Okt. Die Freunde des Kontre-Admirals Schley sind abermals sehr unzufrieden mit dem Präsidenten, weil derselbe den Wunsch Schley's, daß das Kreuzerboot „Brooklyn" ihm als Flaggenschiff vom süd-atlantischen Geschwader beigegeben werde, unbeachtet gelassen hat. Von den Freunden des Präsidenten wird erklärt, dies sei direkt auf Empfehlung des Admirals Dewey geschehen, welcher es für wichtiger gehalten habe, daß dieses Boot zur Verstärkung des amerikanischen Geschwaders an den Philippinen-Inseln verwendet werde.

Gleichzeitig wird aber angedeutet, daß der Präsident begonnen habe, mit der so entschieden hervortretenden Popularität Schley's zu rechnen, und vielleicht demselben sogar das Boot „Olympia" (das vormalige Flaggenschiff Dewey's) als Flaggenschiff zu Gebote stellen werde, womit gewiß nach allgemeiner Ansicht Obiges mehr als ausgeglichen wäre.

„Chicago", welche bisher dem Admiral Schley hierfür zur Verfügung gestellt wurde, braucht noch vieles Repariren und kann nicht vor einem Monat bereit gemacht werden; sein Befehlshaber, Kapitän Cooper, hat sein Kommando niedergelegt.

Schley's Freunde hoffen, daß die Ernennung eines Nachfolgers nicht erfolgen werde, ohne daß Schley zu Rathe gezogen worden ist, und kritisiren es auch, daß blos davon die Rede ist, das letztgenannte Schiff „vollkommen seetüchtig und behaglich zu machen", statt es gründlich zu untersuchen und auszubessern.

Im Nebel

Stoßen ein Personen- und ein Güterzug zusammen.

Oshkosh, Wis., 8. Okt. Zu früher Morgenstunde rannte ein Personenzug von der Ashland-Zweiglinie der Chicago & Northwestern Bahn zu Snells, zehn Meilen nördlich von hier, in das hintere Ende eines Güterzuges. Geo. Viele, ein Heizer des Personenzuges, erlitt einen Bruch des Schlüsselbeins, und der Bremser L. H. Toubare wurde am Rückgrat verletzt. Andrews von Shawnee trug ebenfalls Verletzungen davon, und mehrere andere Passagiere wurden bös aufgerüttelt. Die Lokomotive und der Rauchenwaggon des Personenzuges entgleisten, und die Lokomotive und Kabuse des Güterzuges wurden demolirt. Ein dichter Nebel hatte den Unfall verursacht.

Wegen häuslichen Unfriedens

Vergiftet eine Frau sich und zwei Kinder.

Thompsonville, Mich., 8. Okt. Frau Mattie Askins gab ihrem sechsjährigen Söhnchen und ihrem zwölfjährigen Töchterlein Morphium und nahm dann selber Kokain, damit alle Drei zu Tode gebracht würden. Durch ihr Stöhnen wurden indeß die Angestellten des Hotels aufmerksam, in welchem sich die Familie aufhielt, und es gelang, die Mutter und den Jungen in's Leben zurückzurufen. Das Mädchen aber ist gestorben. Die Frau war wegen häuslichen Unfriedens schwermüthig geworden. Sie verweigert übrigens alle nähere Auskunft und will auch nicht sagen, woher sie gekommen ist.

Lokalbericht.

Aus der Stadthalle.

Chicagos Vertreter auf der Tiefwasser-Konvention.

Das Schulzwangs-Komite macht eine „schmutzige" Entdeckung.

Hyde Parks Mucker rühren sich wieder.

Chicago wird auf dem Tiefwasser-Konvent, der am 10. und 11. Oktober in Peoria stattfinden soll, durch 150 Delegaten vertreten sein. Letztere sollen von CountyrichterCarter, Mayor Harrison und dem Präsidenten der Handelsbörse aus der Bürgerschaft ausgewählt werden. Die von Richter Carter für die Konvention ernannten Delegaten sind: L. E. Cooley, Joseph Downey, Gen. J. C. Black, Onward Bates, H. B. Herr, H. W. Leman, Fred A. Busse, Daniel Campbell, T.C. McMillan, John J. Altpeter, Thomas Cratty, Arnold P. Gillmore, Samuel M. Burdett, Wm. H. Russell, O.B. Green, Edward Williams, Dr. Wm. Martin, John A. Henry, P. T. Barry, Harvey B. Burd, George Phillips, Willis T. Jackson, Malcolm McDowell, Chris. Tuhow, Willie Mellville, JamesKeats, John C. Scales, John M. Duffy, John Larney, Adam J. Weckler, MichaelHaley, OssianGuthrie, JesseLowe, A. B. Powell, G. M. Wisner, A. C. Schrader, S. M. St. Clair, Thomas F. Judge, Edward H. Alling, James Campbell, JohnLane, Frederick Baird, Frank Shepard, D. Healy, W. S. Coy und Capt. Jas. S. Dunham.

Der geplante Tiefwasserweg soll bekanntlich den Drainagekanal mit dem Mississippi verbinden, und auf der Konvention in Peoria will man nun berathen, wie dieses Projekt am Besten zurAusführung gebracht werden kann.

* * *

Superintendent W. Lester Bodine, vom Schulzwangs-Ausschuß der städtischenErziehungsbehörde, ist hinter einer Anzahl schulpflichtiger Kinder her, die, um sich einige Cents zu verdienen, den städtischen Abladeplatz an Diversey Boulevard und N. Ashland Avenue nach Lumpen und sonstigen noch verwendbaren Gegenständen durchwühlen. Die bedauernswerthen Kleinen sind gewöhnlich verwahrlost und strotzen förmlich von Schmutz undDreck, da sich Niemand ihrer anzunehmen scheint; sie pflegen in elenden Hütten in der Nähe des übelriechenden Abladeplatzes zu schlafen, um schon gleich in aller Frühe ihre ekelerregende Arbeit wieder aufnehmen zu können. Nachfragen sollen ergeben haben, daß der Nr.100 Webster Ave. ansässige Lumpenhändler A. Pinkowsky für $8 per Monat das Recht erworben hat, die städtischen Abladeplätze nach „verwendbarem Material" durchwühlen zu lassen. Dem Unfug, dies durch Kinder besorgen zu lassen, wird jetzt wohl ein für allemal gesteuert werden.

* * *

Col. William H. Fellows, Chef-Clerk im städtischen Departement für Ausdehnung der Wasserwerke, wurde gestern in seinem Amtszimmer plötzlich von einem leichten Schlaganfall betroffen und mußte nach seiner Wohnung, Nr. 6548 Normal Avenue, gebracht werden. Die Aerzte hoffen, ihn durchbringen zu können. Col. Fellows hat schon längere Jahre in städtischen Diensten gestanden und gilt für einen ebenso tüchtigen, wie pflichtgetreuen Beamten.

* * *

Eine Abordnung von Anwohnern der Halsted Straße sprach gestern, unter Führung der Aldermen Brenner und Fick, im städtischen Straßenamt vor und überbrachte die kürzlich gefaßten Beschwerde-Beschlüsse gegen die Saumseligkeit bei der Neupflasterung der Halsted Straße, von Van Buren bis Harrison Str. Seit mehreren Monaten schon, so erklärte die Abordnung, sei das Pflaster aufgerissen und die Straße unpassirbar gemacht, ohne daß Abhilfe geschafft würde. Ingenieur Wheelock gab den Herren die Versicherung, daß innerhalb der nächsten vierzehn Tage die Neupflasterung fertiggestellt sein werde.

* * *

Die Beamten der „Hyde Park Protective Association" ersuchen wieder einmal ihreMucker-Freunde, in Mayor Harrison zu dringen, die Prohibitionsgesetze strikter als bisher durchführen zu wollen. In den nächsten Tagen soll der Bürgermeister mitBittschriften dieser Art förmlich überschüttet werden, doch wird hoffentlich dafür gesorgt sein, daß auch im Mucker-Distrikt die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Moderne Artillerie.

Auch die „männermordende" Kriegswissenschaft schreitet unaufhaltsam vorwärts! Eine militärische Erfindung jagt förmlich die andere, mit den Schnellfeuergeschützen kam das rauchlose Pulver, und kaum kennt man die Automobilen, so werden diese auch schon zu Artilleriezwecken ausgenutzt. Die Anwohner der Sheridan Road hatten gestern das eigenartige Vergnügen, eine solche Automobilen-Kanone bewundern zu können. Dieselbe ist nach Plänen von Major Davidson, von der „Northwestern Military Academy", in der Duryea'schen Maschinenfabrik zu Peoria hergestellt worden. Die Lafette bildet ein durch Elektrizität getriebenes, recht solide gebautes Dreirad, an dessen Vorderende sich, auf einer Staffel ruhend, das Colt'sche Schnellfeuergeschütz befindet. Letzteres kann 480 Schüsse in der Minute abgeben und hat eine Tragweite von zwei englischen Meilen, während die Automobile 35 Meilen in der Stunde zurücklegen kann. Wagen und Geschütz wiegen nur 1200 Pfund.

Bewährt sich die Idee, so wird man bald von einer Automobilen-Artillerie reden können.

Chicagos Fest.

Gestern hat die eigentliche Eröffnung stattgefunden.

Die Radler-Parade ein glänzendes Schauspiel.

Empfang des Präsidenten und der anderen Ehrengäste.

Das Programm für heute und morgen.

Die Geschäftsführer der großen Chicagoer Hotels erklären ziemlich übereinstimmend, daß sie von einem großen Fremden-Andrang anläßlich desFestes wenig verspüren. Ihre Zimmer seien ohnehin während der letzten Wochen immer besetzt gewesen, und das wären sie jetzt auch. Besondere Anstalten zur Unterbringung von Gästen hätten nicht getroffen zu werden brauchen. —

Mit diesen Angaben mag es nun ja seine Richtigkeit haben. Nichtsdestoweniger muß aber ein Blick auf die überfüllten Straßen des Geschäftsviertels und besonders auf die Physiognomien welche man dort bemerkt, Jeden überzeugen, daß sich eine gewaltige Menge von „Zugereisten" in der Stadt befindet. Das wird auch von denEisenbahn-Beamten bestätigt, welche nach derZahl der von ihnen beförderten Passagiere sogar ziemlich genaue Auskunft über diesen Punkt zu geben vermöchten, und das späterhin auch wohl thun werden. Daß nur eine verschwindende Minderheit dieser Fremden in den Hotels Unterkunft gesucht hat, ist leicht erklärlich. Diese guten Leute beantworten eben jetzt dieBesuche, welche ihre lieben Verwandten aus der Stadt ihnen während der Sommerszeit auf dem Lande gemacht haben. Rache ist bekanntlich süß. —

* * *

Mit einer halben Stunde Verspätung — um halb fünf statt um 4 Uhr — ist gestern Nachmittag Präsident McKinley mit der Rock Island Bahn in Chicago eingetroffen. Ein Bürgerausschuß, mit Mayor Harrison und Vorsitzer Noyes vom Festkomite an der Spitze — war dem obersten Würdenträger des Landes bis nach Joliet entgegengefahren und hatte ihm die Honneurs derFeststadt schon dort und auf dem Zuge gemacht. Das Komite hatte sich in Joliet auf dem Bahnhof länger gedulden müssen, als fahrplanmäßig vorgesehen war. Die Menge der Neugierigen, welche sich angesammelt hatte, nach Zeitvertreib begierig, hatte bereits wiederholt nach einer Rede von unserem Bürgermeister verlangt. Als dieser sich dann aber anschickte, diesem Ansinnen zu entsprechen, donnerte der Extrazug des Präsidenten vor den Perron, und Herr Harrison mußte das schon zum Reden geöffnete Gehege seiner Zähne wieder schließen, da das Hurrahgeschrei der begeisterten Masse seine Worte ohnehin übertönte. Präsident McKinley hielt dann eine kurze Ansprache, die Chicagoer bestiegen den Zug und dieser setzte sich in Bewegung. Im Salonwagen desPräsidenten wurden diesem dann von seinem Chicagoer Gastfreunde Lafayette McWilliams, der selber zum Mitgliede des Komites ernannt worden war, Mayor Harrison und die anderen Herren vorgestellt. Präsident Edward Carroll vom Baugewerkschaftsrath, der dem Komite als Vertreter der organisirten Arbeiterschaft beigegeben worden war, hatte sich übrigens nicht zu der Fahrt eingefunden. Da man sich einen bestimmten Grund hierfür nicht denken kann, nimmt man an, daß Herr Carroll einfach den Zug verpaßt hatte.

Auf der Fahrt von Joliet nach Chicago wurden dann die Abgesandten der Feststadt auch mit den Reisebegleitern des Präsidenten bekannt. Es waren das: zunächst Frau McKinley; ferner Staatssekretär John Hay, Kriegsminister ElihuRoot, Ober-Bundesanwalt Griggs, General-Postmeister Charles Emory Smith, Marine-Minister John D. Long, Minister des InnernHitchcock, AckerbauministerWilson (Finanzminister Gage war schon Morgens eingetroffen, und zwar direkt von Washington); ferner Bundes-Senator Cullom, der Privatsekretär des Kriegsministers (Victor L. Mason) und des General-Postmeisters (Clarence E. Dawson), sowie zwei im persönlichen Dienste des Präsidenten stehende Stenographen; schließlich: Frau Hitchcock und Miß Mary Barber, eine Nichte des Präsidenten. — Den Chicagoern hatte sich, als unternehmender Zeitungsmann, Redakteur Eduard E. Rosewater von der „Omaha Bee" angeschlossen, in seiner Eigenschaft als Führer einer Delegation von Bürgern Nebraskas, die hierhergekommen ist, um den Präsidenten zu bitten, seine Reise bis nach Omaha auszudehnen und dort Heerschau über die von den Philippinen heimgekehrten Nebraska'er Freiwilligen zu halten. Außer Herrn Rosewater gehören dem Einladungs-Ausschuß fast ausschließlich Offiziere der besagten Regimenter an.

In Chicago angekommen, bestieg dieGesellschaft die bereit stehendenKutschen, während eine starke Polizei-Abtheilung dafür sorgte, daß die tausendköpfige Menge, die sich in der Empfangshalle und vor dem Bahnhofe angesammelt hatte, dem Gegenstande ihrer Begeisterung und ihrer Neugierde nicht gar zu dicht auf den Leib rückte. Präsident McKinley schritt am Arme des Bürgermeisters zu seinem Wagen, zu welchem ihnen vierzig Polizisten den Weg frei machten. Unmittelbar vor und neben dem Präsidenten und dem Bürgermeister gingen vier als Leibwache für Herrn McKinley abkommandirte Detektives, darunter der Geheimrath Murphy, der bekanntlich eine verblüffende Aehnlichkeit mit dem Präsidenten hat. Daß gerade er, wie im vorigen Jahre, so auch jetzt, zurBedeckung seines Doppelgängers befohlen worden, ist nicht ganz absichtslos geschehen. Mr. Murphy und seine drei Mitwächter fuhren in dem ersten Wagen der Kutschenprozession, die sich nun hinter einer Kavallerie-Abtheilung vom Bahnhofe aus nach dem Auditorium-Annex in Bewegung setzte. Viele von den Patrioten, die sich Kopf an Kopf zu beiden Seiten der Straßen drängten, brachten dann auch ihreHochrufe voller Enthusiasmus dem Mr. Murphy dar, im guten Glauben, dieser sei der Präsident. Und sie haben ihren Irrthum garnicht, oder erst zu spät bemerkt, wenngleich der „ähnliche" Geheimrath die Ehrenbezeugungen bescheidentlich ignorirte, während Herr McKinley selber im nächst folgenden Wagen mit verbindlichem Danke den Hut lüftete und sich nach allen Seiten verneigte.

Im Hotel wurde dem Präsidenten zunächst Gelegenheit gegeben, für das Bankett des Marquette-Klub Toilette zu machen, dem erAbends beiwohnen sollte. Seine vier Leibwächter hielten sich übrigens unausgesetzt in seiner Nähe und werden ihn während seines Aufenthalts in Chicago so wenig wie möglich aus den Augen lassen.

* * *

Zum ersten Male in der Geschichte der Chicagoer Steinhauer-Union hat diese gestern Mitgliedern dieErlaubniß ertheilt, Ueberzeit zu arbeiten. Der vielumstrittene Eckstein für's Bundesgebäude war gestern Nachmittag um 5 Uhr noch nicht ganz fertig. Als die Feierstunde verkündet wurde, wollte der Arbeiter, welcher mit der Aushöhlung des Platzes für die in dem Stein zu verschließende Schatulle mit Dokumenten beschäftigt war, Meißel und Schlägel fortlegen, aber der Werkführer winkte ihm zu, nur fortzufahren mit der Arbeit, und gleichzeitig brachte er die schriftliche Erlaubniß der Union zur Uebertretung der Regel zum Vorschein. Eine halbeStunde später war dann die Arbeit gethan. — Während sie im Gange war, fanden sich übrigens viele bekannte Bürger und Mitglieder des Festausschusses auf dem Platze, wo sie vorgenommen wurde — an der Nordwest-Ecke der Bundes-Baustelle — ein, um sich von ihrem Fortgang zu überzeugen. Bundesrichter Kohlsaat, der Bundesmarschall Ames, Postmeister Gordon und der merikanische Gesandte Sennor d'Azpiroz griffen selber zu Meißel und Schlägel und schlugen sich „zum Andenken" ein paar Splitter von dem denkwürdigen Stein des Anstoßes herunter. Der Werkführer Croak sammelte einen Haufen solcher Reliquien, in der Absicht, dieselben der katholischen St. Charles-Gemeinde, Ecke 12. und Cypreß Str., zur Versteigerung bei ihrem demnächst stattfindenden Bazaar zu überlassen.

* * *

Für die Errichtung von Zuschauer-Tribünen zur besseren Besichtigung der in diesen Tagen stattfindenden festlichen Umzüge sind von unternehmenden Leuten vom Bauamte nicht weniger als fünfundsiebenzig Erlaubnißscheine erwirkt worden. An die Ertheilung derselben wurde dieBedingung geknüpft, daß alle Arbeit an den Tribünen bis spätestens heute Nachmittag um 5 Uhr gethan sein müßte, damit die Bau-Inspektoren Gelegenheit erhielten, die Gerüste auf ihre Haltbarkeit zu prüfen, ehe sie benutzt werden. Tribünen, welche ohne behördliche Erlaubniß auf dem Dache des einstöckigen Hauses an der Ecke von JacksonBoulevard und Dearborn Straße aufgeschlagen worden waren, mußten aufAnordnung der Baupolizei wieder entfernt werden, weil unter der Last einer größeren Menschenmenge wahrscheinlich das Dach eingestürzt wäre.

Im Tremont House hätte gestern, in Verbindung gewissermaßen mit dem Herbstfest, der Jahreskonvent des IllinoisFarmers' Institute eröffnet werden sollen, und zwar mit einer Ansprache des Verbands-Präsidenten Willmarth aus Seneca, Ill. Aber weder dieser Herr selber ließ sich in dem Hotel sehen, noch auch fand sich eine irgendwie nennenswerthe Anzahl von Mitgliedern ein, so daß aus der Eröffnung nichts wurde. Man nimmt an, daß die vermißten Landwirthe sich in dem Völkergewühle der Straßen verlaufen haben, sich aber bis Montag oder Dienstag zurechtfinden und dann das Versäumte mit doppeltem Eifer nachholen werden.

* * *

Chef Colleran von der städtischen Geheimpolizei hält es für ein glückliches Zusammentreffen, daß fast gleichzeitig mit den hiesigen Festlichkeiten in New York die mißlungenen Jacht-Wettfahrten stattgefunden haben. Durch die Massen von zahlungsfähigen Fremden, welche durch dieselben bewogen wurden, noch vom Dewey-Empfang her in der Metropole des Ostens zu bleiben, sind nach Ansicht des erfahrenen Häschers auch vieleTaschendiebe und Gauner ähnlichen Schlages veranlaßt worden, an der Küste des Atlantischen Meeres zu bleiben, statt den Schauplatz ihrer Thätigkeit eilends hierher zu verlegen. Morgen und übermorgen, meint Herr Colleran, dürfte man aber hier doch der Ankunft vieler dieser betriebsamen Leute entgegensehen, und es wird deshalb versucht werden, dieselben schon auf den Bahnhöfen abzufangen. Fünfundsechzig verdächtige Menschenbrüder mit freundlichenManieren, aber muthmaßlich schlechten Absichten saßen übrigens schon gestern in den verschiedenen Polizeigefängnissen hinter Schloß und Riegel, weil man für zweckmäßig gehalten hat, dieFestgäste vor einer etwaigen Bekanntschaft mit ihnen zu schützen.

Für die gestrige Radlerparade waren zur Sicherheit des Publikums einer- und zur Sicherheit der paradirenden Radler andererseits längs der Marschroute 1300 Polizisten vertheilt. MorgenNachmittag werden zu gleichem Zweck längs derMarschroute volle 2000 Mann postirt sein, und zwar wie folgt:

Inspektor Hartnett mit 450 Mann an Michigan Ave., von der 22. Str. bis zum Jackson Boulevard; Inspektor Hunt mit 500 Mann in MichiganAve., vom Jackson Boulevard bis zur Randolph Str., in Randolph, State, Adams und DearbornStr.; Inspektor Shea mit 480 Mann an Dearborn, zwischen Madison und Randolph Str., an Randolph, zwischen Dearborn und LaSalle Str., an LaSalle, zwischen Market und Adams Str., an Market, zwischen Adams und Jackson, an Jackson, zwischen Market und Franklin Str. Den Rest der Marschroute decken dieInspektoren Kalas und Heidelmeier mit ihren Truppen.

* * *

Die Radler-Parade hat gestern Abend, unter lärmendem Jubel einer nach Hunderttausenden zählenden Zuschauermenge stattgefunden. Die Automobilen-Abtheilung, welche in phantastischer und zum Theil glänzender Weise aufgeputzt war, nahm sich am vortheilhaftesten aus, aber auch die schmucken Radler-Abtheilungen nahmen sich gut aus, während sie in langen Reihen durch den feenhaft erleuchteten Ehrenhof fuhren. Der Zug setzte sich zusammen, wie folgt:

ErsteDivision: Chefmarschall, Chas. L. Johnson; Hilfsmarschälle, Michael Broderick und John Anderson; Marschall der ersten Division: SimonMaher; Hilfsmarschälle, Dewitt C. Cregier und James Markham.

Abtheilung radelnder Polizisten unter Führung von Capt. Schüttler, Capt. Rehm, Capt. Shippy, Capt. Campbell und Leutnant Alcock. Ehrenmarschälle: Mayor Harrison und Postmeister Charles U. Gordon. Großmarschall Wm. C. Malley mit Eskorte. Feuerwehrleute unter Marschall Horan. 50 Chicagoer Zuaven unter Capt. Ford. 800 Briefträger und 65 Eilboten des Postamts. Century Road Club, 150 Mann stark, unter A. L. Katz. 75 Automobilen, angeführt von C. E. Woods.

Zweite Division — Westseite. John Simon, Marschall. Radler-Abtheilung des zweitenMiliz-Regiments. Polizisten der Westseite Parkverwaltung. Chicago Guards, 100 Mann stark. Delegationen von 30 verschiedenen Radfahrer-Klubs.

Dritte Division. — Nordseite. — J. M. Harbaugh, Marschall. — Brodfields 16 Mann starke Fahrrad-Kapelle (die Musiker auf den Hintersitzen von Tandems plazirt). Trompeterkorps der Flottenreserve. VierzigMann von der Flottenreserve. Vierzig Schüler derNorthwestern MilitaryAcadamy mit einem Geschütz auf einem automobilen Gefährt. Fünfzehn verschiedene Radlerklubs.

Vierte Division — Südseite. — C. A. Nathan, Chefmarschall. Pattersons Militärkapelle (auf Tandems). Radler-Abtheilung des Ersten Miliz-Regiments. Radler-Abtheilung des Siebenten Regiments. Angestellte von Edw. Hillman. Angestellte von Marshall Field & Co. Angestellte von Siegel. Cooper & Co. Angestellte von derFair. Angestellte von A. M. Rothschild & Co., von Fred Griesheimer, von Mandel Bros., von Studebakers, von Wm. M. Hoyt & Co., von Selz, Schwab & Co., von Hibbard, Spencer, Bartlett & Co., von Steele und Wedeles, von Pitkin u. Brooks, von Lyon & Healy und anderen Firmen. Etwa ein Dutzend verschiedene Klubs.

Für die Betheiligung an der Radler-Parade waren eine Menge von Geldpreisen ausgesetzt, deren Gesammtbetrag sich auf $1,650 beläuft. Als Preisrichter fungirten bei der Radler-Parade die Herren C. W. Newman, H. W. Allen, G. W. Arelson, Geo. L. Lavary, Webb, French, Frank Fanning, Alderman Joseph Badenoch, F. M. Wile, James E. Peabody, Col. Kohout, Col. E. C. Young, Edward Smith, Fred Whitfield, W. F. Cooper, John S. Hummer, George Greenburg, Frank Farnum, Frank Sperin, Edward Westlake und C. M. Huntington. Dieselben nahmen an Quincy und La Salle Straße, sowie an Franklin und Jackson Boulevard die Parade ab und einigten sich auf folgende Preisvertheilung:

Für bestes Aussehen: 1.Preis, $100, Lincoln Klub; 2. Preis, $25, Congreß Klub; 3. Preis, $10, Woodlawn Klub.

Schönste Schauwagen: 1. Preis, $65, Postamt Klub; 2. Preis, $25, Central Klub; 3. Preis, $10, Fauber Klub.

Für zahlreichste Vertretung: 1. Preis, $75, Radler-Klub der Feuerwehrleute; 2. Preis, $25, LincolnKlub; 3. Preis, $15, Century Klub.

Schönste Lampen-Entfaltung: 1. Preis, $20, West Park Polizei-Klub; 2. Preis, $10, Laurel Klub; 3. Preis, $5, 5. Division Polizei-Klub.

Schönste chinesische Laternen-Entfaltung: 1. Preis, $20, Kapt. Wheelers Division; 2. Preis, $10, Congreß Club; 3. Preis, $15, Postamt Club.

Stärkste Damen-Betheiligung: Woodlawn Club, $40.

Schönster Fahrrad-Schmuck: 1. Preis, $30, Fauber Club; 2. Preis, $20, South Side Cycling Club; 3. Preis, $10, Westend Club.

* * *

Bei dem Bankett des Marquette-Klub führte gestern Abend der Klub-Präsident, Herr Hermann B. Wickersham, den Vorsitz. Es wurde bis gegen 8 Uhr getafelt. Dann sprach Pfarrer J. B. Rondthaler ein Gebet, und Herr Wickersham leitete mit einer kurzen Ansprache den Redeaktus ein. Als ersten Redner stellte er den Erzbischof Ireland von St. Paul vor, welcher den Toast auf die Amerikanische Republik ausbrachte. Es toastirten ferner: Kriegsminister Root, „Der amerikanische Soldat"; Senator Fairbanks von Indiana, „Die gegenwärtige Bundesverwaltung"; Assistirender Ober-Bundesanwalt Boyd, von North Carolina, „Der Republikanismus im Süden"; Addison Ballard von Chicago, „Alt-Chicago"; Richter H. J. Hamlin, „Der patriotische Westen."

Stürmischem Drängen Folge leistend, mußte auch der Präsident eine kurze Ansprache halten, doch begnügte er sich in derselben mit allgemein gehaltenen Ausführungen über die zunehmende Prosperität und die Pflicht aller guten Bürger, die Regierung in ihren Bestrebungen zur Mehrung des Reiches zu unterstützen.

* * *

Vize-Präsident Mariscal von Mexiko und Premier-Minister Laurier von Canada sind gestern Abend zur von Canada sind gestern Abend — der Erste mit der Illinois Zentralbahn um dreiviertel acht Uhr und Herr Laurier mit dreistündiger Verspätung mit der Grand Trunk Bahn — in Chicago angekommen. Der Empfang, welcher ihnen zu Theil geworden, kann ihnen an Herzlichkeit nichts zu wünschen übrig gelassen haben.

* * *

Das Programm für heute und morgen lautet wie folgt:

Sonntag. — Vorm. 8—11 Uhr. — Festgottesdienst in den Kirchen. — 12 Uhr: Frühstück im Athletic Club, zu Ehren von Capt. Coghlan und anderen anwesendenOffizieren der Bundesflotte und der Armee von der Flottenreserve veranstaltet. — 2.45 Nachm.: Empfang zu Ehren des Premier Laurier, in Studebakers' Halle von hier ansässigen Französisch-Kanadiern veranstaltet. — 3 Uhr Nachm.: Kinder-Festgottesdienst im Auditorium, im Beisein des Präsidenten McKinley. — 5.45 Nachm.: Beleuchtung des Ehrenhofes. — 8.00: Gottesdienst im Auditorium, im Beisein des Präsidenten.

Montag. — Vorm. 9.30: Der Präsident und sein Gefolge werden zum Platze der Eckstein-Legung geleitet. — 10.00 Vorm.: Legen des Ecksteines. — 12.00: Gabelfrühstück zu Ehren des Präsidenten, vom Union League Club gegeben. — 1.00: Militärischer Umzug. — 5.45: Beleuchtung des Ehrenhofes. — 6.00: Bankett zu Ehren des Präsidenten und der anderen Gäste im Auditorium. — 8.00: Festzug der Völkergruppen.

* * *

Turner der Nord- und der Nordwestseite, welche sich morgen Abend an dem Umzug zu betheiligen beabsichtigen, werden aufgefordert, sich um 7 Uhr in der Nordseite-Turnhalle zu versammeln.

Ein Bär ausgebrochen.

Er treibt in der Nähe der Feststraßen allerlei Allotria.

Im Dime-Museum an State Str., zwischen Harrison und Van Buren Str., wird ein großer Bär gehalten, der allerlei Kunststücke auszuführen hat. Nach der Vorstellung wird das Thier in einen vor dem Gebäude befindlichen Käfig gebracht, um Besucher anzulocken. Der Wärter Albert Hermann führte gestern Nachmittag den Meister Petz an einer Kette nach dem Käfig, und war mit ihm gerade auf den Bürgersteig hinausgetreten, als die Kette ihm aus der Hand schlüpfte. Das Thier lief in die dicht gedrängte Menge hinein, welche nach allen Windrichtungen auseinanderstob. Es gelang dem Wärter zwar gleich darauf, den Bär in das Gebäude zurückzutreiben, aber dieser entkam durch eine offene Hinterthür in das Gäßchen und rannte von dort nach der Harrison Str. Meister Petz stattete dann dem Zigarrenladen von H. Alexander, Nr. 75 Harrison Str., einen Besuch ab, sehr zum Schrecken des dort anwesenden Verkäufers P. Landis. Dieser flüchtete in so wilder Hast auf die Straße, daß er den auf dem Bürgersteige stehenden Schaukasten umwarf. Auch der Bär lief wieder auf die Straße hinaus und glitt dann die Stufen hinab, welche zu der Office der „Rush City Expreß Co.", Nr. 71 Harrison Str., hinabführen. Der Farbige Willis Webster, der das Thier kommen sah, schloß eiligst die Thüre und wartete, vor Angst bebend, auf einen Angriff des unwillkommenen Besuchers. Aber der Bär besann sich eines Anderen, stieg die Stufen wieder hinauf und kroch unter ein Gespann Pferde. Er biß die Thiere in die Beine und wendete dann seine Aufmerksamkeit einem desWeges kommendenHunde zu. Jetzt gelang es dem Wärter und dem farbigen Angestellten John Harrington die Kette, welche der Bär nachschleppte, zu ergreifen. Die beidenMänner schlugen mit Knütteln auf das Thier los, bis dieses ermattet ihnen folgen mußte. Hermann hatte jedoch vorher eine Bißwunde am Arme erlitten, während Harrington durch einen Schlag mit der Tatze nicht unerheblich am rechten Beine verletzt wurde. Eine der im Dime-Museum angestellten Tänzerinnen hatte der Bär bei der Flucht durch das Gebäude ebenfalls in den Arm gebissen.

Das Urtheil bestätigt.

Richter Chytraus bestätigte gestern das Urtheil, laut welchem die Südseite-Straßenbahngesellschaft als Entschädigung für den Tod eines gewissen Albert Naperalski, welcher im Mai vorigen Jahres durch einen Straßenbahnwagen überfahren wurde, $5000 zahlen soll. Der Anwalt der Straßenbahngesellschaft hatte das Gesuch um Bewilligung eines neuen Prozesses mit der Behauptung begründet, daß mehrere Zeugen der klägerischen Partei falsche Aussagen gemacht hätten. Der Advokat der Gegenpartei erhob darauf dieselben Anklagen gegen die Zeugen, welche die Korporation vorgeführt hatte. Als der Richter seine Entscheidung abgegeben hatte, erklärte Anwalt G. R. Plum, welcher das Interesse der Straßenbahngesellschaft vertrat, er werde die Grand Jury ersuchen, gegen jene Zeugen Anklagen wegen Meineids zu erheben.

Athmete Leuchtgas ein.

In seinem dicht mit Leuchtgas angefüllten Zimmer, im dritten Stockwerke des Hauses Nr. 2100 State Str., wurde gestern der 27 Jahre alte John Boyle aus Dodgeville, Iowa County, Wis., bewußtlos aufgefunden. Das Gas war einem offen gelassenen Brenner entströmt. Boyle fand im Mercy-Hospital Aufnahme, woselbst dieAerzte seinen Zustand für sehr bedenklich erklärten.

Arbeiter-Angelegenheiten.

Zwei Sympathiestreiks an Neubauten.

Die Arbeitszeit hier und in England.

Vermischte Nachrichten aus der Gewerkschafts-Bewegung.

Weil einige an dem Bau beschäftigte Fachwerkarbeiter, die nicht zum Gewerkschafts-Verband gehören, von dem Werkführer nicht entlassen wurden, haben die Zimmerleute, die Elektriker und die Plumbers die Arbeit an dem Scoville'schen Neubau in Oak Park eingestellt. Der Werkführer, Edward Will, suchte darauf um polizeilichen Schutz nach, weil er seitens der Ausständigen Gewaltthätigkeiten fürchtete.

Die am Anbau zur Prescott-Schule beschäftigten Bauhandwerker sind an den Streik gegangen, weil die Kessel für die Dampfheizungs-Einrichtung des Gebäudes von einer Firma geliefert werden, die keine Unionarbeiter beschäftigt. Geschäfts-Agent Conroy von der Union der Kesselschmiede behauptet, zur Herstellung der fraglichen Kessel sei theilweise altes Material benutzt worden, und hierdurch würde das Leben der Schulkinder bedroht. Die Angelegenheit ist zur Kenntniß des Baukomites der Erziehungsbehörde gebracht worden, welches sie untersuchen wird.

Die Internationale Maschinisten-Union erhebt jetzt auch in anderen Städten dagegen Protest, daß die Setzmaschinen-„Tender" von den Typographen gezwungen werden, ihrem Verbande beizutreten. In der Indianapolis Central Labor Union wurde kürzlich ein Tadelsvotum gegen dieses Vorgehen beantragt, die Körperschaft überwies die Angelegenheit jedoch dem Schiedskomite.

Die Besitzer der Illinoiser Weichkohlengruben klagen über Arbeitermangel und erklären mit diesem ihr Unvermögen, den Kohlenbedarf der Chicagoer Fabriken zu decken. Sie geben als Grund für denArbeitermangel an, daß in „schlechten Zeiten" sich zahlreiche Handwerker zur Arbeit an den Gruben melden. Finden diese nun, wie gegenwärtig, lohnende Beschäftigung in ihren ursprünglichen Berufen, so kehren sie zu diesen zurück, und in den Belegschaften der Gruben entstehen Lücken, welche mindernd auf die Kohlenproduktion einwirken.

Aus New York wird berichtet, daß die dortige starke Schriftsetzer-Union Nr. 6 ihre thatkräftigsten Mitglieder zu Mitgliedern eines Komites ernannt hat, das Klubs zur Förderung folgender Ziele gründen soll: Bessere Beachtung der Schutzmarken von Gewerkschaften beim Einkauf von Waaren; engeres Zusammenhalten der Mitglieder verschiedener Fachgenossenschaften unter einander; strengere Durchführung aller Arbeiterschutzgesetze; Erlaß von Gesetzen zur Hebung der arbeitenden Klassen; Verkürzung der Arbeitszeit.

Ueber die Arbeitszeit, wie sie gegenwärtig durch verschiedene Gewerkschaften in England geregelt ist, wird von dort berichtet: Am besten von allen Arbeitern sind die Schriftsetzer und die Lithographen organisirt. Dieselben haben 16 große Bezirksvereine, denen 67 Prozent aller erwachsenen Arbeiter der beiden Berufe angehören. Die wöchentliche Normal-Arbeitszeit beträgt 54 Stunden.Ueberzeit-Arbeit muß extra bezahlt werden. Nur 45 Stunden per Woche arbeiten die Abzugskanal-Reiniger. Die kürzeste Arbeitszeit haben die Plumbers, mit 42½ Stunden im Winter und 47 Stunden im Sommer. FürUeberzeit-Arbeit erhalten sie, wenn sie bis 11 Uhr Abends währt, anderthalbfachen und darüber hinaus doppelten Lohn. — Man ersieht hieraus, daß es mit den Errungenschaften der vielgerühmten englischen Gewerkschaften nicht eben so gar weit her ist, wenigstens nicht im Vergleich zu den Vereinigten Staaten. In den hiesigen Industrie-Zentren, besonders in Chicago, ist— wenigstens für alle Baugewerke— schon längst der achtstündige Arbeitstag und vielfach der halbfreie Samstag eingeführt. Anderthalbfacher Lohn für Ueberzeitarbeit und doppelter Lohn für Nachtarbeit war in amerikanischen Fabriken schon vor zwanzig Jahren und länger die Regel, und heute wird in vielen Gewerben von den Arbeiter-Organisationen Ueberzeit-Arbeit überhaupt nicht mehr geduldet, sondern darauf bestanden, daß in dringenden Fällen mit abwechselnden Schichten gearbeitet wird.

Die St. Louiser Straßenbahn-Gesellschaft, deren Hauptaktionäre dieselben Chicagoer Kapitalisten sind, welche hier die City Railway kontrolliren, haben kürzlich mit ihremBetriebspersonal eine neue Vereinbarung getroffen. Danach erhalten alle festangestellten Kondukteure und Kurbelhalter einen Tagelohn von $2.00, ohne Rücksicht auf die Zahl der Touren, die sie machen, und auf die tägliche Arbeitszeit.

Die Brüderschaft der Zimmerleute und Bauschreiner hat während ihres letzten Verwaltungsjahres $51,229.58 an Sterbegeldern und Kranken-Unterstützungen ausgezahlt.

In Roslindale, Mass., hat ein katholischer Geistlicher, Pfarrer Cummins, seine Gemeinde-Mitglieder von der Kanzel herab aufgefordert, beim Einkauf von Waaren darauf zu sehen, daß diese mit der Schutzmarke des betreffenden Gewerkvereins versehen sind.

In Detroit haben die Kundenschneider durch einen Streik von den Unternehmern die offizielle Anerkennung ihrer Union und eine Lohnerhöhung im Betrage von zehn Prozent erlangt.

In New York ist den organisirten Holzschnitzern auf ihr Verlangen eine zehnprozentige Lohnaufbesserung bewilligt worden.

Die Fachverbände der amerikanischen Schuhmacher zählen gegenwärtig zusammen rund 68,000 Mitglieder.

Er „glich" die Ida.

Unterbrochene Deutschland-Reise eines Liebespärchens.

Wo steckt der Schwerenöther Henry Pankan?

„Ein treues Weib, ein herzig Kind, das ist mein Himmel auf der Erden," heißt es so schön im Liede. Für den Nr. 4742 Atlantic Str. wohnhaften Futterhändler Henry Pankan scheint dies aber nicht der Inbegriff aller irdischen Glückseligkeit gewesen zu sein. Uneingedenk des ewigenTreuschwurs, den er vor knapp zwei Jahren seiner Minnie an heiliger Stätte leistete, verliebte sich nämlich der Schwerenöther „sterblich" in das hübsche, 22 Jahre alte Dienstmädchen Ida Page, fand in dem Herzen derselben ein heißes Gefühl der Gegenliebe, und das Pärchen kam angeblich überein, die „Hochzeitsreise" in Form einer Deutschland-Fahrt zu machen. Pankan verkaufte heimlich sein Geschäft, steckte den Erlös, 400 Dollars, in die Tasche, die Koffer wurden gepackt und gestern wollte man von der zur Zeit im Festtaumel schwimmenden Metropole Abschied nehmen. Mit des Geschickes Mächten ist aber bekanntlich kein ewiger Bund zu flechten — Frau Pankan roch rechtzeitig den Braten, und jetzt sitzt das Liebchen ihres Gemahls im Zellengefängniß der Hyde Park-Revierwache, während die Geheimpolizei auf Pankan, der sich schleunigst unsichtbar gemacht hat, fahndet. Fräulein Ida wurde gestern an der Ecke von Wentworth Ave. und 63. Str. abgefaßt, als sie sich eben, völlig reisefertig, nach dem Bahnhof begeben wollte, woselbst ihr Gepäck bereits verladen war. Die Arrestantin verweigert vorläufig jedwede Auskunft über die heikle Affäre, doch erklären ihre Freunde, daß das Mädchen bisher keine Ahnung davon gehabt, daß Pankan ein bereits verheiratheterMann gewesen. Bewahrheitet sich dagegen die Vermuthung Frau Pankans, wonach die Kleider ihres Gatten in dem Koffer Idas verpackt sind, so scheint diese doch nicht ganz so unschuldig zu sein, wie man sie jetzt hinstellen will.

Auf alle Fälle ist die geplante Deutschland-Fahrt jetzt gründlich zu Wasser geworden.

Aus den Polizeigerichten.

Im Chicago Ave.-Polizeigericht war gestern ein gewisser Frank Kaplan angeklagt, sich der Hehlerei schuldig gemacht zu haben, indem er eine Quantität, dem Althändler S. Nelson gestohlener Lumpen ankaufte. Der Richter verschob die Verhandlung des Falles bis zum 11. Oktober, und stellte den Angeklagten bis dahin unter $1000 Bürgschaft.

Der No. 152 Wells Str. wohnhafte John Weldon beschuldigte gestern vor Polizeirichter Kersten den bei ihm als Kollektor angestellten Harry Griffith, ihm eine Geldsumme unterschlagen zu haben. Die Verhandlung der Anklage wurde vom Richter bis zum 11. Okt. verschoben.

Vor Polizeirichter Kersten hatte sich gestern ein gewisser James Kosurek unter der Anklage zu verantworten, den No. 101 Vedder Str. wohnhaften Peter McCafferty angegriffen und mit dem Tode bedroht zu haben. Der Angeklagte wurde bis zur Prozessirung am 17. Oktober unter $1000 Bürgschaft festgehalten.

Der Wirth Henry Meyers, dessen Lokal sich an Lake Ave. und 55. Str. befindet, wurde gestern von Polizeirichter Quinn wegen Mißhandlung des No. 183 55. Str. wohnhaften Frank Roland zu einer Geldbuße von $3 verurtheilt. Roland gab an, der Wirth sei, während er in dessen Lokal einen Teller Suppe verzehrt habe, plötzlich auf ihn zugekommen und hätte ihn ohne jede Ursache mit der Faust ins Gesicht geschlagen. Der Angeklagte stellte dies nicht in Abrede und erklärte, er wisse selbst nicht, warum er den Gast geschlagen habe. Ein unbezähmbarer Impuls hätte ihn dazu getrieben. „Solche Impulse sind gefährlich", bemerkte der Richter, als er die Geldstrafe verhängte.

Entlastet.

Eine Coroners-Jury hat Frau Marie O'Shay, welche vorgestern ihren Gatten, den Schreiner Patrick O'Shay, in der Familienwohnung, No. 6215 Peoria Str., erschossen hat, von jeder Schuld entlastet und ihre Freilassung empfohlen. Nach Vernehmung der Frau und ihrer neunjährigen Tochter gewann die Jury die Ueberzeugung, daß Frau O'Shay nur in Nothwehr zum Revolver gegriffen hatte. Die Frau gab an, daß ihr Gatte an dem betreffenden Abend berauscht nach Hause kam, und, ein Küchenmesser in der Hand schwingend, ihr die Drohung zurief, daß sie nicht mehr lebend das Haus verlassen werde. Der Rasende habe sie durch die Zimmer gejagt, bis sie aus Furcht, er werde sie tödten, einen Revolver aus der Schublade genommen und ihm die Waffe vorgehalten hätte. Obwohl sie ihrem Gatten wiederholt gedroht, sie werde feuern, wenn er nicht von seinen Angriffen abließe, sei dieser nur noch wüthender auf sie eingedrungen und habe sie durch einen Messerstich am linken Arme verwundet. In ihrer Verzweiflung und vor Angst ihrer Sinne nicht mehr mächtig, habe sie dann den verhängnißvollen Schuß abgefeuert. Vor seinem Tode erklärte O'Shay, er hätte nicht gewußt, was er that, als er seine Frau zu erstechen versuchte, und er wünsche nicht, daß dieselbe gerichtlich verfolgt werde.

* Ein gewisser Michael Bannahan wurde gestern von Polizeirichter Fitzgerald unter der Anklage des Diebstahls dem Kriminalgericht überwiesen. Der Angeklagte war dabei ertappt worden, als er ein Faß Schweinefleisch aus dem Güterbahnhof der Chicago Junction Bahn stehlen wollte.

Feste und Vergnügungen.

Feste und Vergnügungen.

Der Lincoln Turnverein eröffnet heute die Winter-Saison mit einem Theaterabend—Große Herbst-Konzerte des „Richard Wagner Männerchor" und „Arbeiter Liederkranz."—Der Anfang des 20. Jahrhunderts auf dem Bazaar des Teutonia Turnvereins.—Wie die Plattdeutsche Gilde Nord Chicago No. 9 ihren zehnten Geburtstag feiert.—Ein vergnügter Unterhaltungsabend im Hamburger Klub. — 50-jährige Jubiläumsfeier der Robert Blum Loge No. 58, J. O. O. F. — Bazaare der Hermanns Schwestern und des Turnvereins Columbia. — Der Ravenswood-Männerchor und das deutsche Lied. Sonstige Vereins-Vergnügungen.

Eröffnung der Wintersaison.

Der Turnverein „Lincoln" veranstaltet heute zur Eröffnung der Winter-Saison im großen Saale der Lincoln-Turnhalle einen Theaterabend, dessen Ertrag zum Besten der nach Philadelphia zum Bundesturnfeste gehenden Aktiven verwendet werden soll. Zur Aufführung gelangt der große Lacherfolg: „Das Stiftungsfest", Lustspiel in vier Akten von Gustav v. Moser. Das Stück ist ein wahres Meisterwerk und birgt eine Fülle komischer Situationen, wie sie nur ein Moser zusammenstellen kann. Bemerkenswerth ist, daß die Rollen ausschließlich mit Mitgliedern des Vereins besetzt sind, welche, was Bühnengewandtheit anbetrifft, zum größten Theile weit über dem Dilettantismus stehen. Das Stück, welches auch für Gesangvereine von besonderem Interesse sein dürfte, wird unter der Regie des altbewährten Turners Rudolph Weidemann über die Bretter gehen. Das ausgezeichnete Harmonie-Orchester wird die Zwischenaktsmusik liefern. Infolge der großen Länge des Stückes wird der Vorhang punkt 8 Uhr aufgehen. Ein gemüthliches Tanzkränzchen wird den Abschluß bilden. Wer also einen genußreichen und vergnügten Abend verleben will, möge sich heute in der Lincoln-Turnhalle einfinden. Der Eintrittspreis beträgt 25 Cents die Person, reservirte Sitze 35 Cents.

Richard Wagner-Männerchor.

Heute, Nachmittags 3 Uhr beginnend, findet in der Wicker Park-Halle das große Herbst-Konzert statt, welches der vorgenannte Gesangverein unter der Leitung seines Dirigenten Oskar Schmoll veranstaltet. Der Liederkranz des Ordens K. & L. of H., der Zentralpark-Männerchor, der Schubert-Damenchor und der Gesangverein „Almira" werden mitwirken, und als Solisten sind leistungstüchtige Sänger und Vortragskünstler, wie auch der Zauberkünstler Paul Apfelwald gewonnen worden. Die Beamten des festgebenden Vereins sind: John Roeschlein, Präsident; Karl Wehrum, Vize-Präsident; Wm. Heinrich, prot. Sekr.; John Meyer, Finanz-Sekretär; Anton Koehn, Schatzmeister; Leonhard Schlegel, Kollektor; Lehmann, Archivar; W. Ueker, Bummelmajor; Wm. Erich, Bummelfuchs; Oskar Schmoll, Dirigent, und Emil Waldapfel, Vize-Dirigent. Die Arrangements für das heutige Konzert und Ballfest sind von den Herren John Meyer, Präsident, Anton Koehn, Schatzmeister, Leonhard Schlegel, Sekretär, Peter Burkhardt, G. F. Weninghoff, Wm. Heinrich und A. Lehmann so getroffen worden, daß jeder Besucher mit Bestimmtheit einem großen musikalischen, wie auch geselligen Genuß entgegensehen darf.

Der Arbeiter-Liederkranz.

Dieser vielbewährte Gesangverein tritt heute in Folz' Halle, Ecke North Ave. und Larrabee Str., mit einem großen Konzert vor seine zahlreichen Freunde. An der Ausführung des reichhaltig und abwechselungsreich zusammengestellten Programmes werden die Gesangvereine Städte-Vereinigung Chicago, Arbeiter-Sängerbund der Nordwestlichen Staaten, Baiern-Sängerbund, Liedertafel Freiheit, Sozialistischer Sängerbund, Sozialistischer Männerchor, und andere sich betheiligen. Bewährte Solokräfte stehen mit gediegenen Vorträgen auf dem Programm. Nichts ist von dem rührigen Arrangementskomite vergessen worden, um den Besuchern wahrhaft vergnügte frohe Stunden zu bereiten. Ein Ballfest bildet den zweiten Theil des vielversprechenden Vergnügungs-Programmes.

Bazaar des Teutonia-Turnvereins.

Nachdem gestern Abend in der Halle des Teutonia-Turnvereins eine „Vereinigung aller Nationalitäten als Jünger Jahns am Vorabend des 20. Jahrhunderts" stattgefunden hat, wird der Verein heute schon den „Anfang des 20. Jahrhunderts" festlich begehen und mit einer allgemeinen Freudenfeier, mit Gesang, lebenden Bildern, Schauturnen und Theatervorstellung den Bazaar zum Abschluß bringen, welcher die Turner und ihre zahlreichen Freunde seit letztem Mittwoch in freudiger Aufregung erhalten hat. „Ende gut, Alles gut" wird es heute Abend heißen, wenn die Besucher, nachdem die zahlreichen Preise und die hübschen Bazaar-Gewinnste zur Vertheilung gekommen sind, sich anschicken, den Kehraus zu tanzen. Frohen Muthes werden die zahlreichen Festgäste den heimischen Penaten zuströmen und das schöne Bewußtsein mit nach Hause nehmen, zum Gedeihen der deutschen Turnerei, wie sie von den „Teutonen" in ihrer freundlichen, an der 53. Str. und Ashland Ave. gelegenen Halle gepflegt wird, ihr Scherflein nach besten Kräften beigetragen zu haben.

Plattdeutsche Gilde No. 9.

In Yondorf's Halle, Ecke North Ave. und Halsted Straße, begeht heute die Plattdeutsche Gilde North Chicago Nr. 9 ihr zehntes Stiftungsfest, mit Konzert und Ball. Die Vorbereitungen sind derartig getroffen worden, daß jeder Besucher sich amüsiren wird. Die Mitglieder des Arrangements-Komites haben sich nämlich nach dem Spruch: „Wer Vieles bringt, wird Jedem etwas bringen" gerichtet und dementsprechend das Programm ebenso reichhaltig, wie abwechslungsreich zusammengestellt. Mit der Ausführung desselben wird schon um 3 Uhr Nachmittags begonnen werden.

Hamburger Klub.

Am nächsten Mittwoch, den 11. d. Mts., eröffnet der Hamburger Klub in Uhlichs nördlicher Halle, Ecke N. Clark und Kinzie Straße, seine diesjährige Winter-Saison mit einem Unterhaltungs-Abend, bestehend aus Vorträgen, Tanz und einem gemüthlichen Kaffee-Klatsch für die Damen. Das aus den Herren L. Thiede, A. Witt, H. Bierschwale, Ch. Erfurt, J. Gade, M. Rapeport und B. Wahlstedt bestehende Vergnügungs-Komite hat für diesen Abend verschiedene neue Kräfte engagirt und hofft, daß sich alle Besucher vortrefflich amüsiren werden. Der Eintritt für Nichtmitglieder wird durch Einführungskarten geregelt, welche bei den Klubmitgliedern zu haben sind.

Jubiläum des 50jährigen Bestehens.

Die Robert Blum-Loge Nr. 58, J. O. O. F., feiert am Sonntag, den 15. Oktober, in der Nordseite-Turnhalle das Jubiläum ihres 50jährigen Bestehens. Die Loge wurde am 11. Okt. 1849 als die erste deutsche Loge dieses Ordens im Staate Illinois in's Leben gerufen. Die Gründer der Loge waren die Herren Peter Friederich, John Fischer, F. Singer, Geo. Funk, Jos. Schlereth, B. A. Boyer, J. H. Pahlmann, frühere Mitglieder der Union-Loge Nr. 9 aus Chicago, C. F. Schott von der Pequa Loge Nr. 8 aus Pequa, Ohio, und Gottfr. Langheinrich wie auch P. Schmitz von der Germania Loge Nr. 13 aus New York. Alle diese Brüder und Gründer der Loge deckt nun schon lange der grüne Rasen; der älteste noch lebende Bruder der Loge ist Louis Schworm, jetzt in Le Claire, Ja., wohnhaft. Derselbe wurde anfangs des Jahres 1850 Mitglied der Loge. Peter Wolf ist der nächstälteste, und Jul. Rosenthal und Henry Greenebaum sind langjährige Mitglieder der Loge. Von früheren Mitgliedern der Robert Blum-Loge sind die folgenden Chicagoer deutschen Logen gegründet worden: Harmonia Nr. 221, Goethe Nr. 329, Hutten Nr. 398, Garden City Nr. 389, Douglas Nr. 432, Nord Chicago Nr. 330 und Lincoln Park Nr. 431; letztere beiden sind später wieder eingegangen, die Nord-Chicago hat sich nach mehrjährigem Bestehen wieder mit der Robert Blum-Loge vereinigt. Wie Tausenden Chicagoer Bürger am 9. Oktober 1871, so erging es auch der Robert Blum-Loge. Sie verlor ihre gesammte Habe. Auch ihre Halle Nr. 112—114 Randolph Str. fiel dem verheerenden Elemente zum Opfer. Aber die Mitglieder der Loge hielten fest zu ihrem Vereine und brachten denselben nicht nur auf seine frühere Höhe, sondern noch darüber hinaus. — Zu dem 50. Jubiläumsfest, das am nächsten Sonntag stattfinden wird, sind die umfassendsten Vorkehrungen getroffen worden. Die Reihe der Vorträge und gesanglichen Unterhaltungen wird Nachmittags 3 Uhr eröffnet, und Abends um 8 Uhr wird das glänzend arrangirte Ballfest seinen Anfang nehmen.

Bazaar der Hermanns-Schwestern.

Zum Besten seines Unterstützungs-Fonds veranstaltet der Orden der Hermanns-Schwestern am 12., 13., 14. und 15. Oktober einen großen Bazaar in der Wicker Park-Halle, No. 501—507 W. North Ave., nahe Milwaukee Ave. und Robey Straße. Jedes Mitglied des Ordens ist nach Kräften bestrebt, dem Bazaar zu einem glänzenden Erfolg zu verhelfen, und die Komites arbeiten bereits seit vielen Wochen daran, den Gästen die Theilnahme an der Festlichkeit so angenehm wie möglich zu machen. Zündende Gesangsvorträge, wie auch genußbringende Belustigungen werden abwechselnd die Besucher unterhalten. Die Konzertmusik wird von einer bewährten, leistungstüchtigen Kapelle geliefert. Der Eintrittspreis beträgt 15 Cents die Person. Am Freitag, den 13. Oktober, ist Damentag, und an diesem Tage ist von 2 bis 5 Uhr Nachmittags der Eintritt frei. In Anbetracht der Thatsache, daß es die Hermanns-Schwestern immer verstanden haben, ihre Gäste zu amüsiren, und in Berücksichtigung des guten Zweckes, welcher durch den Bazaar erzielt werden soll, werden die Besucher unzweifelhaft zu den mit dem Bazaar verbundenen Unterhaltungen in hellen Schaaren strömen. Der Orden der Hermanns-Schwestern hat seit der kurzen Zeit seines Bestehens schon sehr viel geleistet, und die Mitgliederzahl ist bereits auf elfhundert angewachsen.

In der Columbia-Turnhalle.

Der Turnverein „Columbia" hält an den Tagen vom 27. — 29. Oktober in seiner Turnhalle, No. 6142—6146 Halsted Str., einen großen Bazaar ab, für welchen von dem aus erfahrenen Mitgliedern bestehenden Arrangementskomite schon jetzt umfassende Vorbereitungen getroffen werden. Turnerische Aufführungen werden mit Belustigungen der verschiedensten Art abwechseln, und in den Schaubuden werden nicht nur verlockende Sachen zum Verkauf, sondern auch werthvolle Preise zur Verloosung ausliegen.

Ravenswood-Männerchor.

Für das Herbstfest, welches dieser rüstig voranstrebende Verein am nächsten Sonntage, den 15. d. M., in Herm. Ungers Halle, No. 3599 Nord Clark Str., veranstalten wird, trifft das aus den Herren Otto Cummerow, John Ernst und C. Krogmann bestehende Arrangements-Komite vielumfassende Vorbereitungen. Die Aktiven, unter der Leitung ihres tüchtigen Dirigenten L. Rauch, werden mehrere Chorlieder zu zündendem Vortrag bringen; Instrumentalvorträge gediegener Art werden geboten werden; ganz besonders sei auf die komischen Vorträge aufmerksam gemacht, welche Herr Karl Grobecker, der bekannte tüchtige Gesangskomiker bieten wird. — Alles, was nur in seinen Kräften steht, wird das Arrangements-Komite aufbieten, um diesen Festabend für alle seine Theilnehmer zu einer äußerst genußreichen Affäre zu gestalten. Auch die Damen des Vereins entwickeln eine rege Thätigkeit; einige derselben werden an dem Festabend die Leitung der Küche in die Hand nehmen und für die Zubereitung eines leckeren Festmahles sorgen.

„Banner"-Frauenverein.

Am Samstag, den 14. Oktober, wird der Banner-Wohlthätigkeits-Frauenverein in Uhlichs nördlicher Halle, N. Clark und Kinzie Str., sein drittes Stiftungsfest feiern. Von dem damit betrauten Komite werden die umfassendsten Vorbereitungen getroffen, damit die Feier hinsichtlich der Reichhaltigkeit der Darbietungen und der dadurch gesicherten Belustigung der Gäste alle bisher vom genannten Verein arrangirten Festlichkeiten noch weit in den Schatten rücke. Der Anfang ist auf 8 Uhr Abends festgesetzt worden; ein sorglich arrangirtes Ballfest wie auch Belustigungen unterhaltender Art erwarten die Besucher, welche sich hoffentlich in erfreulich großer Anzahl einfinden werden.

Drittes Stiftungsfest.

Am Samstag, den 14. Oktober, begehen die Mitglieder des Vorwärts-Damenklubs unter Betheiligung der zahlreichen Freunde des Vereins in der Libuse-Halle, Nr. 934—936 West 12. Str., ihr drittes Stiftungsfest, für welches schon jetzt vielumfassende Vorbereitungen getroffen werden. Die unlängst neuerwählten Beamten des Vereins sind: Präsidentin, Lina Schuhmacher; Vize-Präs., Wilhelmine Stegemann; Prot. und Finanz-Sekr., Kunigunde Lange; Schatzm., Amalie Fitzner; Führerin, Bertha Milles; Innere Wache, Katharina Dunke; Aeußere Wache, Margaretha Arnold; Kaffee-Komite: Wilhelmine Trombredsche, Louise Frenzen und Maria Hanquist.

Damenverein „Fidelia".

Trotz der Völkerwanderung, die gestern Abend nach der inneren Stadt vor sich ging, hatte der Damenverein „Fidelia" sich eines zahlreichen Besucherzuspruches zu seinem Gründungsfest zu erfreuen, das er in der großen Wickerpark Halle, an W. North Ave., nahe Milwaukee Ave., abhielt. Die Mitglieder des Vereins, welche bereits die stattliche Anzahl von hundertundfünfzig erreicht haben, hatten sich vollzählig eingefunden und hatten auch viele Freunde und Freundinnen mitgebracht. Schon die Polonaise, mit welcher der Ballabend eröffnet wurde, vermittelte die Bekanntschaft der Besucher untereinander; viele neue Freundschaften wurden geschlossen, alte erneuert; es war, als ob Angehörige einer einzigen großen Familie sich vereinigt hätten, um ein gemeinschaftliches Fest zu begehen, so gemüthlich und allgemein vergnügt war die Stimmung, welche die Besucher beseelte. Während der späteren Abendstunden fanden sich auch noch manche Festgäste ein, welche die große Radfahrer-Parade in Augenschein genommen und lange Zeit auf eine Gelegenheit zur Heimfahrt hatten warten müssen. Die Beamten des Vereins gingen während des ganzen Abends den Mitgliedern in der Bethätigung froher Festlaune mit gutem Beispiel voran.

Unter der Leitung seines jetzigen Vorstandes wird der Verein sicherlich einer glänzenden Zukunft entgegen gehen. Die Damen, welche als Leiter desselben sich große Mühe geben, um den Verein zu einem Faktor im deutsch-geselligen Leben auf der Nordwestseite zu gestalten, sind: Ex-Präsidentin, Wilhelmine Meißelbach; Präsidentin, Margaretha Drescher; Vize-Präsidentin, Minnie Westfal; Sekretärin Kunigunde Lange; Finanz-Sekretärin, Alwine Pfingstier; Schatzmeisterin, Anna Jensen; Führerin, Katharina Brodersen; Innere Wache, Bertha Cosin; Aeußere Wache, Sophie Petersen; Verwaltungsraths-Mitglieder: Henriette Schürmann, Henriette Böttcher und Karoline Heimann. Zu dem gestrigen ersten Geburtstagsfest des Damenvereins „Fidelia" hatten sich auch nicht wenige Mitglieder befreundeter deutscher Frauenvereine eingefunden. Der junge Verein kann mit Stolz auf seine gestrige Festlichkeit zurückblicken. Die Glückwünsche, die ihm dargebracht wurden, vereinigten sich in dem einen großen großen Wunsche: Möge der Damenverein „Fidelia" für alle Zukunft wachsen, blühen und gedeihen!

Stürzte in die Tiefe.

Bei der Arbeit am Hause No. 2060 W. Van Buren Str. stürzte gestern der No. 974 W. Madison Str. wohnhafte Schreiner Daniel Allen von einer Leiter auf den Bürgersteig herab und erlitt dabei schwere Verletzungen. Der Verunglückte fand im County-Hospital Aufnahme.

* Der 40 Jahre alte Bauschreiner Rich. Kurasch, aus Melrose Park, ist den Verletzungen erlegen, die er sich bei einem Sturz von einem Neubau zugezogen hatte. Er war ein Anhänger der Glaubensheil-Theorie und wollte von irgendwelchem ärztlichen Beistand nichts wissen.

Ein Opfer der Kabelbahn.

Die 70 Jahre alte Wittwe Mary Stone findet ein trauriges Ende.

Der zweite tödtliche Unfall in Wochenfrist an Lincoln- und Fullerton Ave.

An derselben Straßenecke, Lincoln und Fullerton Ave., an der vor wenigen Tagen der Nr. 366 Orleans Straße wohnhaft gewesene Nels Wicklander unter den Rädern eines Kabelbahnzuges einen entsetzlichen Tod fand, hat sich gestern Nachmittag ein nicht minder trauriger Unfall zugetragen, dessen Opfer die 70 Jahre alte Wittwe Mary Stone wurde. Die Aermste gerieth ebenfalls unter einen Kabelbahnzug, wurde zwanzig Fuß weit mit fortgeschleift und dabei so schwer verletzt, daß sie schon kurz darauf im Deutschen Hospital ihren Geist aufgab. Coroner Berz gab Erlaubniß, daß man die Leiche nach der Wohnung der Verunglückten, Nr. 362 Sedgwick Straße, brachte, woselbst heute Vormittag der übliche Inquest an derselben stattfinden wird.

Frau Stone begab sich gestern Morgen in bestem Wohlbefinden nach der unteren Stadt, um sich auch einmal den „Ehrenhof" und den sonstigen Festschmuck anzusehen — sie sollte lebend ihr Heim nicht wieder betreten! Gegen 2 Uhr Nachmittags trat das Mütterchen, müde und abgespannt, die Heimfahrt an und verließ dann an der Ecke von Lincoln und Fullerton Ave. den Kabelzug. Sie wollte eben das Straßenbahngeleise kreuzen, als plötzlich aus entgegengesetzter Richtung ein zweiter Kabelbahnzug in voller Fahrt herangesaust kam, und ehe sich die alte Frau noch in Sicherheit bringen konnte, war sie auch schon zu Boden gerissen und unter die Räder gezerrt worden. Trotzdem der Greifwagenführer, G. P. McCoy mit Namen, sofort sein Möglichstes that, um den Zug anzuhalten, glitt derselbe doch noch volle zwanzig Fuß weit auf dem Geleise fort, und dann erst gelang es den Bahnangestellten, Frau Stone aus ihrer schrecklichen Lage zu befreien. Ein schnell herbeizitirter Ambulanzwagen der N. Halstedstr.-Revierwache brachte die Besinnungslose nach dem nahegelegenen Deutschen Hospital, woselbst die Aerzte gleich erklärten, daß dieselbe nicht mehr zu retten sei. Knapp eine Stunde später trat denn auch der Tod ein.

Die nächsten Anverwandten der verunglückten Frau sind in Cleveland, O., ansässig.

„Lily of the West"-Loge.

Der Vergnügungsklub der „Lily of the West Loge Nr. 343, A. O. U. W.", eröffnete gestern in der Vorwärts-Turnhalle, an Western Ave. und 12. Str., die Wintersaison auf's Glücklichste mit einer vortrefflich gelungenen Abendunterhaltung, verbunden mit Ball. Das Fest erfreute sich eines außerordentlich großen Besuches, was bei der Beliebtheit dieser altbewährten Loge nicht anders zu erwarten war. Bei der Reichhaltigkeit des sorgfältig zusammengestellten Vergnügungsprogrammes konnte es auch nicht ausbleiben, daß alle Besucher sich auf's Beste amüsirten. Nachdem Peters Orchester die Festlichkeit mit einer Ouverture eingeleitet hatte, trug der „Concordia Männerchor" ein Chorlied vor und erntete damit rauschenden Beifall. Herr Kappel erheiterte dann die Anwesenden durch einen komischen Vortrag, worauf Frl. Stahl schwungvoll ein Gedicht zum Vortrag brachte. Es gaben hierauf die Herren M. Brostmeyer, Gustav Lee und John Blessing in Kostüm das komische Inter= mit sie einen riesigen Lacherfolg erzielten. Einen Glanzpunkt des Festabends bildeten die vorzüglichen Leistungen der aktiven Turner des „Vorwärts" am Reck und beim Stellen von Pyramiden. Der Concordia-Männerchor trug dann noch mehrere Chorlieder vor, während Herr Kappel durch weitere komische Vorträge dem Humor Rechnung trug. Natürlich fehlte auch nicht der noch immer so beliebte „Cake Walk", für den geschmackvolle Preise ausgesetzt waren. Es begann dann ein flotter Ball, welcher die Festtheilnehmer bis zum frühen Morgen in bester Stimmung zusammenhielt. Als die Abschiedsstunde schlug, da war sich Jedermann einig, daß er köstliche Stunden verlebt hatte. Das Arrangements-Komite, welchem vor Allem der große Erfolg der Festlichkeit zu verdanken war, bestand aus folgenden Mitgliedern: Otto J. Hollerauer, Vorsitzender, Geo. Eberspaecher, Schatzmeister, Fred. Dabbert, Robert Mohr, John Freimuth, Gust. Thrun, A. L. Hubert und Henry Pfaff.

Unglückliche Spazierfahrt.

Als gestern Nachmittag der No. 388 W. Harrison Str. wohnhafte William O'Brien, ein Bruder des Polizeileutnants P. D. O'Brien, die Kinzie Str. entlang fuhr, scheute an Green Str. sein Pferd und ging durch. O'Brien sprang aus dem Wagen und kamm dabei so unglücklich zu Fall, daß er einen Bruch beider Knöchel, sowie innerliche Verletzungen erlitt. Der Verunglückte wurde mittels Ambulanz nach seiner Wohnung gebracht.

Fuchsjagd im Lincoln Park.

Drei Knaben erblickten gestern im Lincoln Park, nahe der hohen Brücke, einen Fuchs und machten sofort Jagd auf ihn. Zwei Parkpolizisten betheiligten sich an der Jagd auf das Thier, das den Sheridan Drive entlang in südlicher Richtung davonlief. Der Fuchs suchte schließlich in einem Hause an der North Ave. und Dearborn Ave. Zuflucht, wo er eingefangen wurde. Meister Reineke wird der Park-Menagerie einverleibt werden.

Gut Heil!

Die Einladung zur Theilnahme an dem goldenen Bundes-Turnfest.

Der Festplatz und die Festzeitung.

Die Festbehörde für das goldene Bundes-Turnfest hat an die einzelnen Vereine des Nordamerikanischen Turnerbundes folgende Einladung zur Theilnahme erlassen:

Philadelphia, 1. Okt. 1899.

An die Vereine des Nord-Amerikanischen Turnerbundes:

Gut Heil!

Das nächste Bundes-Turnfest, welches zugleich die Feier des fünfzigjährigen Jubiläums des Nordamerikanischen Turnerbundes ist, der im Jahre 1850 in Philadelphia gegründet wurde, findet vom 20. bis 23. Juni 1900 wieder in dem alten ehrwürdigen Philadelphia statt, dort, wo die erste deutsche Kolonie in Nordamerika sich im Jahre 1683 ansiedelte, wo unsere deutschen Vorfahren bereits in 1688 einen Protest gegen die Sklaverei erließen, und wo anno 1776 die Unabhängigkeits-Erklärung unterzeichnet wurde.

Die Einwohner dieser stark deutschen Stadt setzen alle Hebel in Bewegung, um den Ruf Philadelphias als gastfreundliche Stadt aufrecht zu erhalten; damit für die lieben Gäste alles aufgeboten wird, um ihnen den Aufenthalt in unserer Mitte zu einem nicht allein angenehmen, sondern auch höchst genußreichen zu machen, dafür bürgen die soweit fortgeschrittenen Vorarbeiten.

Keine Stadt der Union bietet dem Deutschen historisch mehr als Philadelphia, wo schon der geistige Führer der ersten Pioniere, Pastorius, sein
„Heil dir, deutsche Nachkommenschaft!
Heil dir, deutsches Brudervolk,
Heil dir auf immer!"
in das Grund- und Lagerbuch Germantowns eintrug.

An Euch Turner, Ihr Repräsentanten deutscher Kraft, deutscher Bildung und deutscher Sitten, ergeht unsere herzliche Einladung. Helft uns, durch zahlreiche Betheiligung an diesem Fest, es zu einer imposanten Entfaltung deutscher Macht zu gestalten! Wir wollen unseren anglo-amerikanischen Mitbürgern einen neuen Beweis liefern, wie unendlich hoch die deutsche Turnerei neben dem Sportwesen steht, wie viel vortheilhafter für das Volk eine allgemeine methodische Leibesausbildung ist, als wie jene einseitige, abnormale Dressur der „Recordbrecher," und laßt uns ferner durch ein im Sinne Vater Jahns gehaltenes Turnfest zeigen, was echte deutsche Sitten und deutsche Fröhlichkeit bedeuten.

Mit Turnergruß,
Für den Exekutivausschuß:
Henry D. Auer, Vorsitzender,
Dr. Geo. H. L. Haar, korr. Sekr.
Für das Einladungs-Komite:
Dr. C. J. Heramer, Vorsitzender."

Weiterhin sind folgende Fest-Neuigkeiten zu berichten:

Als allgemeiner Festplatz wurden der Philadelphiaer Washington-Park, 26. und Allegheny Avenue, und die beiden angrenzenden Grundstücke bestimmt.

Dr. Joseph Bernt wurde als Redakteur der „Festzeitung" gewonnen. Dieselbe soll in einer Auflage von 2000 Exemplaren, und zwar die erste Nummer Anfangs November 1899, erscheinen. Die ersten sieben Nummern sollen monatlich und die folgenden fünf alle zwei Wochen herausgegeben werden.

Die Gesangsektion „Eiche" von Kensington, Chicago, Ill., meldete sich zum Gesangs-Wettstreit in der 3. Klasse an.

Plattdeutsche Agitations-Versammlung.

In der Aurora-Halle, Ecke Milwaukee Ave. und Huron Str., findet heute Nachmittag, um halb 3 Uhr beginnend, eine große Agitations-Versammlung zwecks Gründung einer neuen Gilde der Plattdeutschen Gilde von Amerika statt. Gute Redner werden anwesend sein und die Zwischenpausen werden durch Gesang und humoristische Vorträge ausgefüllt werden.

Ein Briefmarder.

In einer Schankwirthschaft an Division Straße wurde gestern der zum Zweigpostamt „F" gehörige Briefträger Dermott Hester, Nr. 25 Huron Str. wohnhaft, von Inspektor Towlson, vom Bundesgeheimdienst, dingfest gemacht. Hester soll schon seit einiger Zeit Geldbriefe und andere Postsachen, statt dieselben an die Adressaten abzuliefern, unterschlagen haben. Der Arrestant sitzt vorläufig im Zellengefängniß der Zentralstation.

* Der Kunstkritiker James Wm. Pattison eröffnete gestern im Fine Art-Gebäude eine Serie von zehn Vorlesungen, welche er vor den Lehrern der oberen Klassen von den öffentlichen Schulen zu halten sich verpflichtet hat. Diese Vorlesungen sollen den Zweck haben, den Lehrkräften einen klaren Begriff von dem Schönen und Wahren in der Kunst beizubringen und sie in den Stand setzen, sich selber über Kunstwerke ein Urtheil zu bilden.

* Bei einer Kollision zwischen einem von dem Hausirer Cippele Maretta, Nr. 122 Townsend Str., gelenkten Wagen und einem Gefährt des Milchhändlers Edward P. Fitzgerald von Nr. 105 Osgood Str., drang dem Pferd des Ersteren die Deichsel tief in die Brust, so daß es tödtlich verletzt zu Boden stürzte. Die beiden Männer kamen ohne Verletzungen davon. Der Unfall ereignete sich gestern Nachmittag an Dearborn Ave. und Indiana Straße.

* In der Scandia-Halle wurde gestern Abend der Bazaar des norwegischen Gesangvereins der „Normandenes" eröffnet. Viele Norwegerinnen waren in ihrer schmucken heimathlichen Tracht erschienen. Liedervorträge des festgebenden Gesangvereins wechselten mit Orchestervorträgen ab; den Beschluß des gestrigen Festabends machte eine Minstrel-Vorstellung mit darauffolgendem „Cake Walk".

Der Schußwunde erlegen.

Im Countyhospital ist der fünfjährige Josef Lusk der Schußwunde erlegen, welche er vorgestern Nachmittag davongetragen hatte, während er im Hofe des Elternhauses, Nr. 766 W. 18. Str., spielte. Der 15jährige Josef Sascha, welcher beschuldigt wird, den Schuß abgefeuert zu haben, gibt an, er habe im Hofe hinter der elterlichen Wohnung, No. 762 W. 18. Str., auf Ratten Jagd gemacht und unglücklicher Weise den Knaben getroffen. Der unvorsichtige Schütze wurde gestern dem Polizeirichter Eberhardt vorgeführt, der die Verhandlung des Falles bis zum 17. Oktober verschob.

Feuer in einem Leihstall.

In dem Evatley'schen Leihstalle, Nr. 1292—1296 Van Buren Straße, brach gestern Abend gegen 11 Uhr Feuer aus. Ehe dasselbe gedämpft werden konnte, waren 18 werthvolle Pferde im Rauch und Qualm erstickt. Außerdem verbrannte viel Sattelzeug und eine Quantität Futter. Der Eigenthümer taxirt seinen Verlust auf etwa $2000. Wie das Feuer eigentlich entstanden ist, bedarf noch näherer Aufklärung.

Leset die „Sonntagpost".

Feuer im Straßenbahnwagen.

Infolge des Schadhaftwerdens einer elektrischen Drahtleitung, welche sich unter den Sitzbänken befand, gerieth gestern Nachmittag an Clark und Washington Str. ein Straßenbahnwagen der Sedgwick Str.-Linie in Brand. Als plötzlich an den Seitenwänden der Car bläuliche Flammen emporschossen, flüchteten die erschreckten Passagiere aus dem Wagen, so schnell sie ihre Füße tragen konnten. Die Feuerwehr mußte in Anspruch genommen werden, um die Flammen zu unterdrücken. Der Wagen wurde erheblich durch das Feuer beschädigt.

Nahm Gift.

Eine junge, anständig gekleidete Frauensperson betrat gestern ein hinter der Wirthschaft von Thomas Collins an Franklin und Harrison Str., gelegenes Zimmer und trank dort ein Fläschchen Morphium aus. Die Aerzte im County-Hospital, woselbst die Selbstmordkandidatin Aufnahme fand, hoffen die Kranke am Leben erhalten zu können. Die Lebensmüde, über deren Persönlichkeit nichts weiter bekannt ist, soll erst vor zwei Tagen aus Missouri Valley, Ja., hierher gekommen sein.

Sonntagpost.

Erscheint jeden Sonntag. Preis der einzelnen Nummer 2 Cents. Jährlich (außerhalb Chicagos) $1.00.

Herausgeber: THE ABENDPOST COMPANY.

„Abendpost"-Gebäude......203 Fifth Ave.
Zwischen Monroe und Adams Str.
CHICAGO.
Telephon Main 1498 und 4046.

Entered at the Postoffice at Chicago, Ill., as second class matter.

Bescheidene Bemerkungen.

Sich selbst beglückwünschen zu können, ist dem bescheidenen Sterblichen nicht oft vergönnt. Um so erfreulicher ist es, daß die Stadt Chicago, trotz ihrer weltberühmten Bescheidenheit und Zurückhaltung, jedes Jahr mindestens einmal ihre eigene Hand drücken und ihrer Schönheit, Klugheit oder Thatkraft ein Kompliment sagen kann. Augenblicklich hat sie aber gar gleich zwei Gründe auf einmal, sich für die Auserwählte unter den Töchtern Onkel Sams zu halten und ihre reizenden Züge durch ein frohlockendes Lächeln noch anziehender zu machen. Der großartige Erfolg ihres Herbstfestes ist nämlich nicht nur ein Triumph der Stadt, sondern auch der republikanischen Einrichtungen. Chicago hebt also den sinkenden Glauben der Völker an die Demokratie wieder empor und zerstört die Eindrücke, die eine anscheinend undemokratische Eroberungspolitik hervorgerufen hat.

Denn die Chicagoer Herbstfeier ist der Eingebung, Erfindung und Durchführung nach durch und durch demokratisch. Mit Recht hebt ein englisch-amerikanisches Blatt hervor, daß die Zeit für immer vorüber ist, da ein Kaiser sich volksthümlich machen konnte, wenn er für öffentliche Belustigungen das Geld mit vollen Händen ausstreute. Heutzutage läßt sich das Volk solche Belustigungen zwar auch ganz gern gefallen, aber dankbar ist es für dieselben nicht. Daher fällt in einer Republik, wie in einem Gesangvereine, die Veranstaltung öffentlicher Vergnügungen immer jenen edlen und selbstlosen Seelen zu, die nicht allein keinen Dank begehren, sondern sich im Gegentheil darauf gefaßt machen, hinterher wegen ihrer Tölpeleien, Verschwendung oder Korruption ernstlich zur Rechenschaft gezogen zu werden. Wenn diese Märtyrer Wochen oder Monate lang ihr Geschäft vernachlässigt, ihre Nachtruhe geopfert, ihr häusliches Glück auf's Spiel gesetzt und gegen ihren Magen gesündigt haben, so können sie schließlich in den Zeitungen lesen, daß die Schauspiele in einer Republik „nicht die berechnende Gabe eines Einzelnen oder einer Sippe" sind, sondern „das Erzeugniß des Volkes selbst, das sie zu seier eigenen und seiner Nachbarn Unterhaltung veranstaltet hat". So hat also auch nicht der Festausschuß die Pläne für das Herbstfest gemacht, die Gelder gesammelt und den Krieg mit der „organisirten Arbeit" zu glücklichem Ende geführt; nicht die Herren Truax, Newhouse und ihre Mitarbeiter und Mitunterzeichner des Garantiefonds haben die anfänglich für sicher geltende Niederlage in einen herrlichen Sieg verwandelt, sondern alle Ehre und allerRuhm gebührt derStadt Chicago. Diese liefert den Beweis, daß nur in einer Republik wirkliche Volksfeste gefeiert werden können, und das ist gewiß ein hinreichender Grund zur Beglückwünschung.

Damit nicht genug, läßt nach dem Urtheile aller Sachverständigen und Kenner die Ausschmückung der Stadt Chicago alles hinter sich, was je auf diesem Gebiete geleistet worden ist. „Paris", ruft die erwähnte englisch-amerikanische Zeitung begeistert aus, „hat als Stadt des Frohsinns einen Weltruf, es hat das Genie für Schauspiele, seineBevölkerung erfreut sich besonders an öffentlichen Schaustellungen, aber mit all' seiner Geschicklichkeit bietet das festlich geschmückte Paris keine Straßenbeleuchtung, die sich an Reiz und Wirkung mit der Illumination des nahezu eine Meile langen Ehrenhofes vergleichen ließe". Auch der Markusplatz in Venedig kommt dagegen nicht in Betracht, von den kläglichen Anstrengungen anderer europäischer Hauptstädte ganz zu schweigen. Chicago hat, mit einem Worte die Sonne verdunkelt. Seine Anstrengungen werden „in der Erinnerung aller Zeiten fortleben".

Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß Chicago nicht sich selbst übertreffen wird. Die Kleinstädter und Farmer, die bewundernd und staunend in dem Ehrenhofe umherwandeln, mögen nur ja nicht glauben, daß sie jetzt in dem beruhigenden Bewußtsein sterben können, das Großartigste ihrer Zeit gesehen zu haben. Sie werden es schwer zu bereuen haben, wenn sie nächstes Jahr nicht wiederkommen, denn was ihre Augen dann schauen werden, wird das heurige Schauspiel ebenso tief in den Schatten stellen, wie dieses alle früheren Darbietungen verdunkelt. Ihre schwache Einbildungskraft mag sich nicht vorstellen können, daß es menschenmöglich ist, noch schönere Ehrenpforten zu errichten und noch glänzendere Lichteffekte hervorzubringen, aber Chicago steht erst am Anfang seiner Vollbringungen. Es hat den Ehrgeiz, zu zeigen, daß es nicht blos die meisten Schweine schlachten und die größten Getreidemengen verschicken kann, sondern auch ein Mittelpunkt der Kunst und des guten Geschmacks ist. An den Dollars und Cents, welche die auswärtigen Besucher ausgeben, liegt ihm gar nichts. Es würde sie umsonst bewirthen und mit Gastgeschenken entlassen, wenn sie nicht zu stolz wären, sich freihalten zu lassen. Der wahre und einzige Zweck der Herbstfeierlichkeiten ist die Kulturverbreitung. Um diesen Zweck zu erreichen, muß das Verständniß der Gäste langsam und allmälich vertieft werden, damit sie würdigen lernen, was ihnen geboten wird. Deshalb müssen sie jedes Jahr kommen und alljährlich ihren Schönheitssinn weiter entwickeln. Eine Grenze für die schöpferische Kraft Chicagos gibt es überhaupt nicht.

Chicago kann sich in der That beglückwünschen, und die ganze Welt kann sich dazu beglückwünschen, daß es ein Chicago gibt. Sie wäre öde und leer, wenn sie kein Chicago hätte.

Eine Ehrenrettung für Alaska.

„„Abwechselung ist der Reiz des Lebens", und schon daraus, wenn nicht aus anderen Gründen, ließe es sich erklären, daß das öffentliche Interesse sich heute mit derselben Begeisterung den lieblichenTropengegenden zuwendet, mit der es Anno 1897 Alaska beglückte. Man hört heute nur noch von Cuba und den Philippinen, wo man früher für nichts anderes Gedanken hatte, als für unser nordisches „Goldland", das man auch das „Schnee- und Eisland" genannt hat und das für so Viele zum Leidens- und Sterbelande wurde. Uebrigens — welche Aehnlichkeit bei aller Verschiedenheit! Für Alaska zuerst wie heute für die Philippinen, helle Begeisterung, maßlose Erwartungen. Dann das Zusammenfallen der kühnen Luftschlösser von unendlichem Reichthum und die Ernüchterung, die gern verkleinert, was erst in's Unsinnige übertrieben wurde. Alaska ist heute schon für das große Publikum derart in Mißkredit gekommen, daß man geneigt ist, seinen Werth zu unterschätzen. Man weiß wohl, daß Wenige dort Reichthum fanden, aber man weiß auch und hört es viel öfter, daß auf Jeden, der erfolgreich war, vielleicht hundert kommen, die an Geld und Geldeswerth in dem Argonautenzuge nach dem riesigen Norden verloren, was sie einst besaßen, Viele, die nur Krankheit und Siechthum einhandelten für ihr Geld, ihre Arbeit und ihre Leiden, und nicht wenige, die das Leben lassen mußten auf der Suche nach Gold. Die Klagen dieser und ihrer Angehörigen sind lauter als das Frohlocken der wenigen Glücklichen und verleiden dem Volke Alaska. Aehnlich wird es wahrscheinlich bezüglich der Philippinen gehen, soweit man nicht schon auf dem Punkte angelangt ist. Man ahnt schon, wenn man es nicht weiß, daß die Inseln bestenfalls für Wenige Reichthum bringen werden, und daß Viele der Tausende, die mehr oder weniger freiwillig dorthin gingen und gehen, nicht viel mehr zu erwarten haben, alsSiechthum oder den Tod, und — doch genug davon; die weitere Verfolgung des Gedankens führt auf das leidige Gebiet der Politik, und damit sollen die Leser am Rasttage verschont werden. Nur das sei noch angedeutet, daß bei der Durchführung des Vergleichs derselbe zugunsten des jetzt so viel verleumdeten Alaska ausfallen würde.

Daß Alaska es nicht verdient, ob der neuen Philippinen- oder Cuba-Liebe so gänzlich vernachlässigt zu werden, das erhellt aus dem jüngsten Bericht des Bundeskonsuls McCook, der vom 20. August aus Dawson City datirt. Der Konsul schreibt, daß die Bergbau-Aussichten jenes Landes besser werden, da Maschinen in Gebrauch kommen und auch Geldleute ihr Erscheinen machen. Alle Maschinen zum Aufthauen des Bodens, die nach Dawson City kommen, finden schnelle Nehmer, und der Konsul wundert sich, daß nicht auch amerikanische Maschinisten nach Alaska kommen, solche Maschinen zu machen. In allen „Minenlagern" Alaskas müssen solche Maschinen benutzt werden, da mit ihrer Hilfe der Boden am billigsten bearbeitet werden kann. „Claims", deren Bearbeitung mit Hacke und Schaufel sich, dank den hohen Arbeitslöhnen nicht lohnen würde, werfen gute Gewinnste ab, wenn Maschinen in Anwendung kommen.

Ferner schreibt der Konsul, die Hornviehzucht sollte sich im Yukonthale gut lohnen; die größten Unkosten würde dabei die Errichtung von Ställen für den Winter verursachen. Während des Sommers würden die Thiere Futter in Fülle finden, und Winterfutter könnte leicht genug gezogen werden. Die Grocers in Dawson City erhalten jeden Tag frischesGemüse, wie Rettige, Zwiebeln, Kohl, Rüben und Möhren, Bohnen u. s. w., die innerhalb von zwei Meilen von der Stadt gezogen werden, und „auf einer Farm ganz in der Nähe der Stadt werden Blumen von nahezu jeder Art gezogen; man kann da mehr als einen Acre der schönsten Blumen sehen, die da blühen wie im sonnigenSüden. Mai, Juni, Juli und August sind sogut wie ganz frei von Frost."

Wenn die bei Abgang des Briefes in Dawson City gehegten Erwartungen in Erfüllung gegangen sind, ist die Telegraphenlinie von Skagway bis Dawson City zur Zeit schon fertig, so daß binnen Kurzem wichtige Nachrichten binnen drei Tagen von Chicago nach Dawson City werden gelangen können. Auch an der Eisenbahn wird fleißig gebaut, und man hofft dieselbe bis nächstes Frühjahr bis nach White Horse (White Horse Paß?) geführt zu haben. Gold gibt es nach Konsul McCooks Ansicht genug in Alaska, nur muß der Abbau mit Maschinen und geschäftsmäßig betrieben werden. Zum Schluß sagt der Konsul: „In wenigen Jahren, wenn neuzeitliche Bequemlichkeiten eingeführt sein werden, wird es sich hier so komfortabel leben lassen, wie in vielen der nördlichen Bundesstaaten."

Man sieht, wenn des Konsuls Ansichten und Angaben richtig sind — und das sind sie wohl — ist Alaska in der letzten Zeit arg verleumdet worden, und es wird doch noch werden, was man von ihm erwartete: ein großes Goldland. Sein Boden wird sich viel Gold abgewinnen lassen, ohne daß so schwere Opfer gebracht werden müßten, wie in den Zeiten des Goldfiebers, und das ist etwas, was man nicht als wahrscheinlich in Aussicht stellen kann für gewisse Länder, deren Reichthum uns in der jüngsten Zeit mit den begeistertsten Worten und den glühendsten Farben geschildert und gemalt wurde.

Sprachschönheiten.

Gegen die deutsche Sprache, so wie wir Alten sie schreiben, wird von Reformgeistern viel räsonnirt, weil sie viele Buchstaben enthält, die „unnöthig" sind, und man hat auch schon verschiedene neue Schreibweisen eingeführt mit dem Ergebniß, daß heutzutage niemand mehr wird behaupten wollen, ein Wort müsse richtig so oder so geschrieben werden. Es ist so weit gekommen, daß ein Jeder, den man etwa auf einen orthographischen Fehler aufmerksam machen wollte, erwidern kann: „Das ist kein Fehler, daß ist richtig nach der neuen Schreibweise, zu der ich mich bekenne." Und dabei ist die deutsche Sprache, die sich so viel gefallen lassen muß, weit besser als ihre Schwestern, die französische und gar die englische Sprache. Es hat wohl auch schon reformfreudige Franzosen und Engländer gegeben, die ihre Sprachen von dem Ballast befreien wollten, den sie in der Schrift zu tragen haben, aber als sie sich die Sache etwas näher ansahen, streckten sie entsetzt die Waffen — vor der Zumuthung, einen solchen Augiasstall zu reinigen, wäre auch ein Herkules geflohen wie ein altes Jüngferchen vor einer Maus oder einem angriffslustigen Gänserich. Daß man bei der deutschen Sprache überhaupt von einer „Säuberung" sprechen kann, das stellt ihr schon ein hohes Reinheitszeugniß aus im Vergleich zu jenen andern Sprachen. Und wenn unsere gute deutsche Sprache den Neuerern auch nicht genügt, so hat doch noch Niemand behauptet, daß es für Deutsche noch eines besonderen Studiums bedürfe, sie aussprechen zu lernen, das ist aber hinsichtlich einer andern Sprache sehr nöthig, die uns auch recht nahe steht, und die auf Kosten der deutschen erhöht wird. Können wir von manchen deutschen Wörtern nicht behaupten, so und nicht anders müssen sie geschrieben werden, so können die Engländer bezw. die Amerikaner von sehr vielen nicht sagen, so und nicht anders müssen sie ausgesprochen werden. Zur Zeit als die famosen spelling matches in höchster Blüthe standen, konnte man täglich und stündlich den Beweis hören, daß es eine richtige Aussprache des Englischen nicht gibt, denn bei Beginn eines jeden Buchstabier-Turniers in der Landschule, der „Grammar-" oder Hochschule wurde die Ankündigung gemacht, daß das Webster-, Worcester- oder Century-Wörterbuch oder sonst ein anderes anerkanntes Wörterbuch maßgebend sein sollte für die Aussprache.

Das Wort Houston wird in New York (Houston Str.) Haust'n ausgesprochen, in Texas heißt die Stadt Houston „Juhst'n." Der grüne Deutsche, der drüben Englisch und Französisch studirt hat und stolz ist, die Aussprache beider Sprachen wegzuhaben „wie Eingeborene," nennt zuerst Sioux City „Siuh City," und dann, nachdem er gemerkt hat, daß der edle Amerikaner Fremdnamen nach seiner eigenen Weise ausspricht, sagt er wohl „Seiuß City" — um dann erfahren zu müssen, daß es „Suh City" heißt und nicht anders. Es wird mitunter sehr schwer wenn nicht unmöglich, aus der Aussprache auf die Schreibart des gesprochenen Wortes schließen zu können, und umgekehrt von dieser auf jene, weshalb ja auch unsere Kinder jedes einzelne Wort „auswendig„ lernen, sich in ihr Gedächtniß als Ganzes einprägen müssen, um geläufig lesen zu können.

Und wie die Aussprache der einzelnen Silben, so ist die Betonung vieler Wörter verschieden. Der Eine legt das Gewicht auf die erste, der Andere auf die zweite, der Dritte auf die dritte Silbe, und selten wagt's einmal ein Hörer zu sagen, das ist falsch, denn er fühlt sich wohl selbst nicht sicher und kann ja nicht wissen, ob nicht in irgend einem Wörterbuch die getadelte Betonung als die richtige hingestellt wird. Besonders schlimm liegt die Sache in Bezug auf neue Wörter und Namen. Als die neuen alaskischen Orte Dyea und Skagway im Höhepunkte des Interesses standen wußte lange Zeit hindurch Niemand so recht wie sie ausgesprochen werden sollten bis das Kriegsdepartement endlich die Schreibweise festlegte und dann nach und nach die Aussprache „Deiä" und „Skakweh" sich einbürgerte. Doch um die Amerikaner nicht ungerechterweise vor anderen Völkern „schlecht zu machen" sei hier bekannt, daß für die Aussprache von Eigennamen überhaupt, auch in andern Sprachen, keine Regeln gelten. Nach deutschem Sprachgebrauche lautet „ue" gleich „ü," der Herr Lueger in Wien will aber durchaus nicht Lüger genannt werden, wohl weil in dieser Aussprache sein Name einen unangenehmen Anklang an eine ehrenrührige Benennung hat, und die Franzosen sprechen, wie versichert wird, den vielgenannten Namen Dreyfus nicht „Drehfüh" aus, wie man glauben sollte, sondern sie sollen Dreifühs sagen mit einem weichen s.

In Frankreich legt die „Akademie" die Schreibweise und Aussprache neuer Wörter fest und eine derartige Autorität hierzulande einzuführen, ist ein Vorschlag, der in neuester Zeit des öfteren gemacht wurde. Man will eine Autorität an Stelle der vielen setzen, und das ist ein sehr löbliches Bestreben. Es ist äußerst wünschenswerth, daß es eine Stelle gebe, die Fragen entscheidet und festlegt, über die sich jetzt noch die verschiedenen „Autoritäten" uneinig sind. Das würde besonders für Lehrer, schriftstellerisch arbeitende Personen, Beamte u. s. w. von großem Vortheile sein, besonders dann, wenn diese Stelle auch über Fragen betreffs historischer Daten das entscheidende Wort zu sprechen hätte. Man hätte dann etwas, wonach man sich beim Lehren u. s. w. richten könnte.

BestimmteRegeln lassen sichnatürlich nicht festlegen und es soll auch nicht verlangt sein, daß irgend eine Behörde sich daran mache, alle schwebenden Sprachen- oder Geschichtsfragen u. s. w. zu entscheiden, aber es könnte etwa eine Kommission von Gelehrten beauftragt werden, alle einlaufendenAnfragen, soweit sie interessant und wichtig genug sind, zu beantworten und damit ein für allemal eine Entscheidung zu geben, wonach man sich richten könnte. Es wird weiter vorgeschlagen, diese Kommission zu beauftragen, neue Wörter zu schaffen für neue Begriffe oder auch für alte, die noch keine rechte Bezeichnung gefunden haben. Gegenwärtig müht sich das Publikum ein bezeichnendes und „geläufiges" Wort für den „pferdelosen Wagen" zu finden, man hat aber damit noch kein rechtes Glück gehabt und das schreckliche „Automobile" scheint sich einbürgern zu wollen. Seit zwanzig Jahren schreibt Amerika mit Schreibmaschinen, aber wenn man das Wort "tpyewriter" hört, weiß man noch nicht, ob damit die Maschine gemeint ist, oder das holde Mägdelein, das an ihr arbeitet. Onkel Sam ist nachgerade doch kein Jüngling mehr, wenn er auch noch dumme-Jungen-Streiche macht, aber man hat für sein Land noch die nichtssagende Bezeichnung „United States", (als ob es nicht auch noch anderswo Vereinigte Staaten gäbe, und man weiß noch nicht einmal, ob man das Wort im Singular oder im Plural zu gebrauchen hat. Die volle Bezeichnung heißt ja allerdings "United States of North America", aber das spricht Niemand ganz aus, und es wird wohl bei dem United States bleiben, wenn nicht etwa der Kongreß einen Machtspruch thun und bestimmen sollte, das Land der Braven und Freien hinfort Usona (U. S. o. N. A.) zu nennen, wie man vorgeschlagen hat. Andere haben vorgeschlagen, die „Amerikaner" zur besseren Kennzeichnung „Amerinds" zu nennen, aber alle diese Vorschläge werden nicht nur keine Durchführung finden, es werden sich auch immer neue ungeheuerliche Wörter einbürgern, wenn nicht etwas geschieht, das Unkraut aus der Sprache raus zu halten.

Die deutschen Manöver in englischer Beleuchtung.

Ueber die diesjährigen deutschen Herbst-Manöver läßt sich ein englischer Offizier in den Spalten der Londoner „Times" eingehend und mit großer Anerkennung vernehmen. Die Manövertage zwischen dem 5. und 15. September—schreibt dieser Fachmann nach einer längeren allgemeinen Einleitung — waren höchst anstrengender Natur. Schlimmes Wetter, schlechte Wege, schwere Märsche und trostlose Biwaks bildeten eine scharfe Prüfung für Kriegszucht und Ausdauer, und doch war die Haltung der Truppen unter den Waffen, als sie den Heimmarsch antraten, ebenso tadellos als beim Beginn der Manöver. Der Charakter des Heeres kennzeichnet sich überhaupt in den Worten Gründlichkeit und Pflichtgefühl. Nichts wird übersehen. Sorgfältige Beachtung der Einzelheiten und genaue Ausführung auch der kleinsten Obliegenheiten sind überall ersichtlich, und augenscheinlich wird in allen Rangstufen und allen Zweigen des Dienstes streng eingeschärft, daß nicht nur alles, was überhaupt zu thun ist, gut, sondern daß es auch gründlich gemacht werden muß. Besonders aber kommt das im geschlossenen Exerziren aller Waffen zur Anschauung. Die drei in Baden übenden Armeekorps wurden in hergebrachter Weise an ihren Standorten vor dem Ausmarsche gegen den gedachten Feind besichtigt. Wer Interesse und Verständniß dafür besaß, hatte daher treffliche Gelegenheit, die Paradeplatzarbeit dieser 70—80,000 näher anzusehen, und ich bin überzeugt, daß weder Soldat noch Zivilist, weder Deutscher noch Ausländer sich dem starken Eindruck der vollständigen Genauigkeit jeder Bewegung, des ruhigen und glatten Verlaufs der ganzen Leistung, der bewundernswerthen Behandlung der Waffen bei den Mannschaften, wie der echt soldatischen Haltung und Erscheinung der Offiziere entziehen konnte. Die Einzelheiten des Parademarsches sind vielleicht im Kriege nicht von praktischemWerth, aber als Mittel, um Stetigkeit, nachhaltigen Kraftaufwand und Schnelligkeit des Gehorsams einzuimpfen, besitzen sie ihre unzweifelhafte Wichtigkeit. Die Mannschaften werden außerdem dabei stolz auf sich selbst und ihre Regimenter, und die Art und Weise, wie die Bewegungen ausgeführt werden, liefert einen der besten Gradmesser für die Aufmerksamkeit, die allen Einzelheiten gezollt wird, wie für den allgemeinen Charakter der Kommandos. Mängel und Lässigkeit bei den einzelnen Mannschaften sind sehr leicht zu entdecken, und es tritt alsbald in die Erscheinung, ob die Leute angehalten worden sind, alles, was zu leisten ist, so gut als irgend möglich zu machen, und überhaupt ihre ganze Anstrengung einzusetzen. So wird in Wirklichkeit ein vollkommen ausgeführter Parademarsch ein sicheres Anzeichen für ein hohes Maß der Kriegszucht und für die richtige Werthschätzung der Bedeutung der Gründlichkeit bei allen Betheiligten, und man darf zuversichtlich behaupten, daß keine Truppen in Europa die Leistungen dieser drei Armeekorps unter den Augen des Kaisers übertreffen oder auch nur erreichen könnten.

Allerdings wurde die mechanische Genauigkeit der Leistung bedeutend erleichtert durch zweckdienliche Einrichtungen. Die Frontlinie jedes Regiments undBataillons war vorher durch weiße Steine vermerkt und eine gepflügte Furche, die an der Marschlinie entlang gezogen war, machte es den Flügelleuten unmöglich, von der Richtung abzuweichen. „Das Ergebniß war denn auch — um die Worte eines englischen militärischen Augenzeugen von großer Erfahrung anzuführen — große Ersparniß an Zeit und Mühe, vollkommene Ordnung und Regelmäßigkeit, Gleichmäßigkeit der Abstände und überhaupt der allgemeine Eindruck einer wohlgeölten Maschine, ein Eindruck, den eine gut angeordnete Heerschau stets bei dem Zuschauer zurücklassen sollte." Gleichwohl hätten keinerlei Voranstalten den Vorbeimarsch zu seinem so befriedigenden und imposanten Schauspiel machen können, wenn nicht jeder einzelne Soldat und jeder Offizier entschlossen gewesen wäre, sein Bestes zu thun. Es ist daher der Geist hauptsächlich, der die ganze Zeremonie beseelte, der hauptsächlich Bewunderung verdiente, und dieser Geist spricht Bände für die gründliche Tüchtigkeit und den hohen Werth des deutschen Heeres. Es ist das keine flüchtige, vorübergehende Empfindung, die durch die Gegenwart des Kaisers, durch die Massen der Zuschauer und durch den Korpsgeist angeregt wurde. Die Persönlichkeit eines erblichen Herrschers hat wohl unfraglich auf die Empfindungen der einzelnen Menschen einen viel größeren Einfluß, als die etwas nebelhafte Gestalt eines Präsidenten, der nur auf kurze Dauer an der Spitze der Staatsgewalt steht, und bei den Deutschen zumal ist die Krone noch mit einem Glanze umgeben, der instinktmäßige Ehrfurcht heischt. Allein die persönliche Gegenwart des Kaisers hat doch nur geringe Wirkung für die Haltung und Führung seiner Truppen. Die großen Heersäulen der Infanterie wären vor ihren eigenen Generälen in Straßburg oder Stuttgart mit der gleichen Manneszucht und Gleichmäßigkeit vorübermarschirt, die sie vor dem Kriegsherrn von ganz Deutschland zeigten. Reiterei und Artillerie häten dieselbe feste Frontlinie und genaue Richtung bewahrt, wenn auch keine Zuschauer zugegen waren und nur die Regimentskommandeure die Parade abnahmen. Doch das Beispiel und die Lehre des Kaisers und seiner militärischen Häuptlinge ist allmächtig. Ihnen verdankt das Heer seinen Geist, seine Mannszucht und seinen innern Werth. Ich hoffe in weiteren Briefen die bewundernswerthe Wirkung nachzuweisen, die damit für die strategische und taktische Tüchtigkeit des Volkes in Waffen erzielt wird.

Lokalbericht.

Für die „Sonntagpost."

Die Woche im Grundeigenthums-Markte.

Eine auf amtliche Zahlen basirte Uebersicht über das Geschäft der drei beendeten Quartale dieses Jahres ergibt ein besseres Resultat, als sich erwarten ließ. Freilich muß erwähnt werden, daß bezüglich der Bauthätigkeit das günstige Resultat den ersten beiden Quartalen zu danken ist, während welcher das Geschäft derartig war, daß der Ausfall der letzten Wochen nicht allein vollständig gedeckt wurde, sondern daß auch das Gesammtresultat das beste seit 1896 ist. Die Zahlen für 1892 zeigen in Bezug auf dieSüd- und Südwestseite klar, in welchem Maaße die Bauspekulation die Erfordernisse des Weltausstellungsjahres diskontirte. In diesen beiden Stadttheilen war eine förmliche Bauwuth eingerissen, während in den beiden übrigen Stadttheilen das Geschäft ziemlich stabil blieb. Die Zahlen im Einzelnen sind wie folgt:

Grundeigenthums-Verkäufe.

Jahr	Betrag	Jahr	Betrag
1899	$88,574,198	1894	$80,092,909
1898	75,273,200	1893	91,128,001
1897	85,406,393	1892	125,369,638
1896	73,730,783	1891	124,215,162
1895	90,070,353	1890	149,539,489

Gerichtliche Verkäufe.

	Gesammtzahl		Bauvereine	
	Zahl	Betrag	Zahl	Betrag
1899	2047	$9,851,072	168	$492,105
1898	2266	10,179,893	269	579,717
1897	1686	9,221,824	260	893,360
1896	1133	4,910,600	298	607,180
1895	970	4,143,373	195	563,909
1894	457	3,135,942	202	615,907
1893	550	1,953,665	108	249,724
1892	334	1,525,668	52	158,960

Neubauten.

	Südseite		Südwestseite	
	Zahl	Kosten	Zahl	Betrag
1899	1088	$9,482,620	570	$3,001,830
1898	985	8,905,393	481	2,072,490
1897	1235	8,440,913	693	2,519,890
1896	1824	9,310,940	948	3,245,140
1895	3356	13,523,716	947	4,679,910
1894	3232	14,182,060	1299	4,534,824
1893	3300	11,813,910	2168	6,014,160
1892	3281	22,268,345	1486	19,962,230

	Nordseite		Nordwestseite	
1899	563	$3,088,260	646	$2,641,650
1898	560	2,424,350	557	1,743,080
1897	730	2,431,285	894	1,941,345
1896	1002	3,817,800	1183	2,611,095
1895	1296	5,049,307	1343	4,032,354
1894	1534	3,160,475	1086	2,951,970
1893	1396	2,587,095	729	1,734,630
1892	1616	4,771,825	1039	3,156,729

Ganze Stadt.

Jahr	Zahl	Betrag
1899	2877	$17,613,600
1898	2583	15,136,393
1897	3461	15,335,333
1896	4947	19,004,555
1895	5932	27,335,327
1894	7191	24,474,390
1893	8589	22,139,190
1892	7422	42,158,259

Das Grundeigenthums-Geschäft war, wie man sieht, in den abgelaufenen neun Monaten das beste seit 1895. Die Gesammtzahlen zeigen, daß das Geschäft allmählich auf denStandpunkt vorrückt, den es im Jahre der Panik einnahm. Die Zahlen, welche das „Buhm"-Jahr 1890 ergab, als die Landspekulation alle Kreise der Bevölkerung ergriffen hatte, und „Landassoziationen" wie Pilze nach einem warmen Regen aus der Erde schossen, werden freilich kaum wieder erreicht werden, bis eben ähnliche Bedingungen den kleinen Spekulanten die gemachten bitteren Erfahrungen wieder vergessen machen. Daß dies im Laufe der Zeit wieder geschehen wird, kann keinem Zweifel unterliegen. Zwei Erscheinungen deuten darauf hin — einmal die Bildung von größeren Syndikaten, von denen die Equitable Land Association ein Beispiel ist, welche große Landkomplexe kaufen und dann die einzelnen Baustellen auf den Markt bringen, und dann dieThatsache, daß schon jetzt Auktionen von solchen Baustellen zahlreich besucht sind und daß sich auch Käufer finden, welche willens sind, bei diesen Auktionen Preise zu bezahlen, die sich den im Einzelhandel erzielten ziemlich nähern. Besonders im südwestlichen Theil der Stadt haben diese Auktionen zwei Drittel bis drei Viertel des Einzelwerthes erzielt, was in Betracht des schnelleren Umsatzes bei den „Ramsch"-Verkäufen immerhin bemerkenswerth ist.

Die während der Woche registrirten Verkäufe waren nach Zahl und Betrag wie folgt:

	Zahl	Betrag
Stadt	339	$1,268,783
Landbezirke	110	268,965
Zusammen	449	1,537,748
Vorhergehende Woche		2,942,174
Entsprechende Woche von 1898		2,073,045
Entsprechende Woche von 1897		2,365,507
Entsprechende Woche von 1896		1,276,040
Entsprechende Woche von 1895		2,730,058

Einzelne der bemerkenswertheren Verkäufe der Woche bezogen sich auf Flat- und Apartmenthaus-Eigenthum, welches von Bauspekulanten auf den Markt gebracht wurde. Darunter befanden sich 67 bei 142 Fuß an der East End Ave., südlich von der 54. Str., von Frank P. Wheeler an Elizabeth P. Foreman, $30,000; das dreistöckige Gebäude mit 48 bei 125 Fuß an der Südwest-Ecke der Greenwood Ave. und 65. Str., von Frank B. McClelland an Louise M. Lord, $40,000; das dreistöckige Flatgebäude mit 59 bei 133 Fuß Grund an Washington Boul., 298 Fuß östlich von Leavitt Str., von Walter B. Pershing an Richard Hedgany, $40,000; das Flatgebäude an der Union Ave., 153 Fuß nördlich von 65. Str., mit 91 bei 100 Fuß Grund, von Herman Link anHarvey W. Murray, $32,000; das Apartment-Haus an Normal Parkway, 541 Fuß östlich von Stewart Ave., mit 50 bei 171 Fuß Grund, von John M. Young an Henry Michel, $30,000, und das dreistöckige Steinfront Apartmenthaus 171—173 47. Str., mit 57 bei 307 Fuß Grund, von Morris & Collins an Frau Philia Raymond, $45,000.

Erwähnenswerth sind zwei Verkäufe an Grand Boulevard. Lulu C. Cowles verkaufte an Arthur C. King 25 bei 150 Fuß, Ostfront, nahe der 47. Str., für $25,000, und Edward E. Millard verkaufte an Catherine Miesch 32 bei 150 Fuß, Ostfront, 324 Fuß südlich von der 47. Str., für $22,000.

Eine Anzahl Verkäufe von Westseite-Eigenthum werden für Besitzer von Mittelklasse-Grundeigenthum von Interesse sein. Darunter befinden sich: Brickhaus mit Grund, 50 West 22. Str., nahe der Lincoln, $7000; zweistöckiges Brick-Flatgebäude an der Nordwest-Ecke der Marshfield Ave. und West Taylor Str., $6150; zweistöckiges Steinfront-Flatgebäude, 2015Fillmore Str., $5500; Haus und Baustelle 406 Maxwell Str., $6200; zweistöckiges Store-Gebäude, 483 Jefferson Straße, $8500; Holzhaus mit Baustelle, 40 Frank Str., $2600, und das zweistöckige Holzhaus mit Baustelle 77 Liberty Str., $3100.

* * *

Der Hypothekenmarkt war etwas lebhafter während der Woche, als seit den drei vorhergehenden, doch waren die Beträge im Allgemeinen kleiner. Zwei der besseren Anleihen waren beide für fünf Jahre zu 4½ Prozent, eine ziemlich niedrige Rate. Eine davon von der State Mutual Lebensversicherungsgesellschaft von Massachusetts war $30,000 auf ein zwei Drittel-Antheil an dem Eigenthum an der Südost-Ecke der Market und Jackson Str., 99 bei 178 Fuß mit fünfstöckigem Gebäude. Die Sicherheit in diesem Falle ist allerdings auf $320,160 bewerthet. Die andere Anleihe, von Simeon Strauß, war $25,000 auf das Fabrikeigenthum an der Südwest-Ecke der W. Lake und Curtis Str., 101 bei 100 Fuß, mit fünfstöckigem Gebäude.

Peabody, Houghteling & Co. machten eine Anleihe von $20,000, für fünf Jahre zu 5 Prozent, auf dasEigenthum an der Südost-Ecke der West 22. Str. und UnionPlace, 285 bei 125 Fuß, mit vierstöckigem Lagerhaus.

Andere beachtenswertheAnleihen waren: $18,000 für dreiJahre zu 6 Prozent, auf das Eigenthum 301Erie Str., 80 bei 109 Fuß, mit dreistöckigem Wohnhaus, kürzlich für $40,000 gekauft; $10,000 für fünf Jahre zu 5 Prozent, auf 100 bei 118 Fuß an der Nordwest-Ecke der De Puyster und Desplaines Str., mit einer Reihe von Holzhäusern; $20,000 für fünf Jahre zu 6½ Prozent, auf 100 Baustellen in Austin Park; $12,000 für fünf Jahre zu 4½ Prozent, auf 24 bei 100 Fuß an der Nordost-Ecke der Townsend und Oak Str., mit vierstöckigem Store- und Flatgebäude; $25,000 für fünf Jahre zu 5 Prozent, auf das Eigenthum 728 31. Str., 24 bei 111 Fuß, mit dreistöckigemBrickgebäude; $15,000 für fünf Jahre zu 5 Prozent, auf das Eigenthum 3211—3213 Wabash Ave., 50 bei 175 Fuß, mit dreistöckigemFlatgebäude; $30,000 für fünf Jahre zu 4 Prozent, auf das Kircheneigenthum 200 bei 165 Fuß, an der Südost-Ecke der Woodlawn Ave. und 64. Str.; $13,000 für drei Jahre zu fünf Prozent, auf 20 bei 100 Fuß an der Südost-Ecke der West Madison und Desplaines Str., mit vierstöckigem Brickgebäude, und $13,000 für fünf Jahre zu 5 Prozent, auf 50 bei 79½ Fuß an der Nordost-Ecke der West Lake und Desplaines Str., mit vierstöckigem Gebäude, als Zepf's Halle bekannt.

Nur eine größere Anleihe wurde während der Woche registrirt. Diese war $85,000, für zehn Jahre zu 5 Prozent, auf das fünfstöckige Store- und Flatgebäude mit 124 bei 133 Fuß Grund an der Nordwest-Ecke von Wrightwood Ave. und N. Clark Str., welches im April ds. Js. von Fritz Karste von Sheboygan für $150,000 erworben wurde. Die Anleihe refundirt eine frühere Belastung, welche höhere Zinsen trug.

* * *

Die Bauthätigkeit der verflossenen Woche war nach Zahl und Kosten der Neubauten, für welche Bauerlaubnißscheine ausgestellt wurden, nach Stadttheilen geordnet:

	Zahl	Kosten
Südseite	28	$230,400
Südwestseite	14	70,700
Nordseite	6	11,800
Nordwestseite	22	31,400
Zusammen	70	$344,300
Vorhergehende Woche		331,495
Entsprechende Woche von 1898		372,775
Entsprechende Woche von 1897		461,050
Entsprechende Woche von 1896		288,450
Entsprechende Woche von 1895		1,027,690

Ueber das Baugeschäft läßt sich immer noch nichts Hoffnungsvolles sagen. Die hohen Preise von Baumaterial zeigen kein Wanken und die Baugewerkschaften verharren in ihrer ablehnenden Haltung gegen die Baumeister und Kontraktoren. Die ganze Thätigkeit beschränkt sich daher auf die Vollendung bereits begonnener Bauten und die Inangriffnahme solcher, deren Herstellung dringende Nothwendigkeit ist. Zu den Letzteren gehört eine Anzahl industrieller Gebäude, darunter der Wiederaufbau der in den Viehhöfen zerstörten Manegen und Stallungen, wofür $75,000 verausgabt werden sollen. Swift & Co. lassen an der 42. Str., nahe der Loomis, eine große Seifenfabrik mit einem Kostenaufwand von $60,000 herstellen, und die Illinois Malleable Iron Co. läßt an der Diversey Ave. und der Northwestern-Bahn eine große Gießerei nebst Maschinenhaus für $30,000 erbauen.

Unter größeren Flat- und Apartmentgebäuden, für welche während der Woche Kontrakte vergeben wurden, sind zu erwähnen: Dreistöckiger Bau, 38 bei 90 Fuß, an der West Harrison Str. und Western Ave., $18,000; dreistöckiger Bau, 200 bei 223 Fuß, am Washington Boulevard, westlich von Garfield Park, $50,000; dreistöckiger Bau, 180 bei 75 Fuß, an der Nordost-Ecke der Madison Ave. und 61. Str., $68,000; vierstöckiger Bau, an der Nordost-Ecke der Rush und Oak Str., $25,000; dreistöckiger Bau, 50 bei 70 Fuß, an 5726—5728 Calumet Ave., $20,000.

Mehrere bedeutende Wohnhäuser sind ebenfalls in Angriff genommen worden, darunter: Für John R. Thompson, am Grand Boul., zwischen 44. und 45. Str., $40,000; für George E. West, an der Ellis Ave., nahe der 40. Str., $50,000; für Edward Morris, an der Michigan Ave., nahe der 45. Str., $25,000; und für F. W. Jackson, an 4835—4837 Ellis Avenue, $18,000.

Die bedeutendsten der Nothwendigkeits-Bauten, welche während der Woche in Angriff genommen wurden, waren für dieWestern Electric Co. und erfordern eine Gesammtausgabe von $375,000. Die Gesellschaft ist derartig um Raummangel verlegen, daß in dem jetzt im Bau begriffenen siebenstöckigen Gebäude jedes Stockwerk benutzt wird, sobald die Umfassungsmauern und Decken fertiggestellt sind, so daß jetzt z. B. das erste Stockwerk benutzt wird, während das dritte noch nicht ganz fertig ist.

* Der bei der Firma Nelson, Morris & Co. angestellte Farbige James Brown von Nr. 3727 Armour Ave., erlitt gestern beim Abladen von Kisten an Loomis und 43. Straße einen Beinbruch, indem eine der schweren Kisten auf ihn fiel. Der Verunglückte fand Aufnahme im Provident-Hospital.

Musik.

Millöckers „Bettelstudent“ fand durch die Castle Square Kompagnie in der Studebaker-Halle eine nicht einwandfreie, aber vom Publikum sehr freundlich aufgenommene Darstellung.

Nach der mehrjährigen Herrschaft, welche das Baudeville hier ausgeübt hat, ist die Rückkehr zur Operette, selbst in vorläufig mangelhafter Darbietung, mit Freuden zu begrüßen. Ein gesunder, frischer Luftzug hat die „Coonsongs“, „Cakewalks“ und ähnliche ephemere Erzeugnisse leichtfertiger Arbeit hinweggefegt und in unsern besseren Theatern sind seit Beginn der Wintersaison derartige „Kompositionen“, welche die prägnante englische Sprache mit dem charakteristischen Namen „Rags“ bezeichnet hat, aus dem Orchesterprogramm ausgeschlossen worden. Die Zugkraft unsrer deutschen Operetten, deren lebensfroher gesunder Humor einen so wohlthuenden Kontrast bildet gegenüber den blasirten französischen Werken des leichteren Genre (mit Ausnahme der Glocken von Corneville und Nanon), übt auch auf eine englische Zuhörerschaft trotz der Mängel der Uebersetzung und der künstlerischen Wiedergabe eine nachhaltige Wirkung aus.

In Millöckers „Bettelstudent“ tritt ganz besonders scharf der deutsche, von allen Schlacken künstlichen Wulstes befreite Gemüthston in Handlung und Musik hervor. Die hohen künstlerischen ethischen Anforderungen, welche wir an ein gutes Lustspiel stellen, gelten auch seit Millöcker auf dem Gebiete des leichten Genre der Oper; wir verweisen Witz allein und eine rasche Aufeinanderfolge einer Reihe von pikanten Szenen in das Gebiet der Possen, des Schwankes. Der „Bettelstudent“ war thatsächlich eine Reform für die deutsche Operette. Auch ohne die begleitende kräftig intonirende, dabei fein schattirende Musik wäre der „Bettelstudent“ als Lustspiel an sich ein glücklicher Wurf. Die Hauptperson im Stück, der leichtlebige Student, welcher von seiner Braut verschmäht sich zu einer großen That aufrafft, ist eine Zeichnung voll ungemeiner Frische und Lebenstreue. Ganz prächtig trifft Millöcker den entsprechenden warmen Ton in seiner Musik. Schon der gefällige Nationalrhythmus des Mazurka mit seinem wiegenden, elastischen Tempo berührt das musikalische Ohr auf das angenehmste, im Gegensatz zu den Champagner-Galopps der fränkischen Schule. Die zwei Liebesduetten des zweiten Aktes, — das eine so feurig empfunden, das andere reizend naiv, — der pathetische Walzer, das frische Studentenduett, aber ganz besonders die entwickelnde Musik für die dramatische Handlung der beiden Hauptpersonen im Stück, Symonovitz und Laura, lassen die Hand des Meisters fühlen, welcher die Musik nicht um des Effektes willen, sondern aus dem Herzen heraus schreibt. Millöckers „Bettelstudent“ ist in der Form mehr im Stile der Spieloper, komischen Oper, — oder Volksoper gehalten. Trotzdem nennt der Komponist sein Werk eine „Operette“ und mit Recht. Denn abgesehen davon, daß das Werk durch die Art der Anlage doch zur Operette gehört, so ist es gut, daß wir eine neue gesunde Form deutscher Operette haben, die ihre Zuhörer nicht nur mit Süßigkeiten aus der Bonbonière füttert. — Wer im Anfang des letzten Dezeniums die jubelnde Aufnahme erlebt hat, welche der „Bettelstudent“ in Wien, Berlin und an den größeren Operettenbühnen fand, der erlebte in Wirklichkeit eine neue Befreiung von französischer Alleinherrschaft und die Geburt einer durchaus deutschen Operette, die bis dato trotz aller Erfolge der Wiener doch im Banne der Gallier gestanden hatte. Vielleicht hat Millöcker dies gleich patriotisch empfunden, — er gab uns kurz nach dem „Bettelstudent“ die herrlich gearbeitete patriotische Operette „Der Feldprediger“ und als Ausdruck deutschen Volksgemüths „Die sieben Schwaben“.

Bei der Uebertragung des „Bettelstudent“ in die englische Sprache hat der Uebersetzer versucht, den Wortlaut festzuhalten, ist aber damit weder dem Sinn des deutschen Ausdrucks noch der englischen Sprache überhaupt gerecht geworden. Wie flach klingt das “Sponge it out” für das unvergleichliche „Schwamm drüber!“, dem unsere deutschen Komiker einen so prächtigen Akzent zu geben wissen. Und die köstliche Episodenrolle des Gefangenenaufsehers Enterich ist ohne den anheimelnden sächsischen Dialekt sehr „ungemüthlich“. — Für die Vorstellungen in der Studebakerhalle sollten bessere gesangliche Kräfte herangezogen werden; es sind genug gute Talente im Lande vorhanden. Die Vorstellungen sind für die ganze Saison sicher gestellt durch eine Subskriptionsliste, die nach Angabe der Direktion selbst über 1500 Abonnenten aufweist, — ein Beweis, wie populär die Oper ist —; aber mit solchen ganz ungenügenden Talenten kann das Publikum auf die Dauer nicht abgespeist werden. Wenn wir schon verzichten müssen auf eine Darstellung unserer deutschen Werke in der Muttersprache, ebenso auf eine nur annähernde Wiedergabe deutschen Gefühls und Humors, so sollten wir wenigstens durch guten Gesang entschädigt werden. Szenerieen und Ausstattung sind stets vortrefflich, alles Andere ist dilettantisch und macht den Eindruck einer Schülervorstellung. Wenn die Direktion große Pläne aufgestellt hat für eine Opernschule, für eine englische Oper, sogar für populäre Wagneraufführungen in englischer Sprache — nun, das sind allerdings ganz unerwartete Ueberraschungen, — was hängt nicht alles am Rockschoß der Popularität! — Doch vor allem sollten gute Solisten herangebildet werden mit dem nöthigen Requisit für operatische Zwecke, nämlich guten Stimmen. Ferner sollte das Orchester, namentlich in den Kornets und dem Fagott, bessere Instrumente haben. Auch begleitet das Orchester trotz der imitativen „Bayreuther“ Versenkung den ohnehin schwachen Gesang auf der Bühne nicht diskret genug.

* * *

Ob die Erwartungen für eine englische Oper sich je erfüllen werden, ist sehr fraglich. Wenn auch mit der Zeit eine große Reihe musikalischer Talente sich hier zu Lande entwickeln wird, so wird es doch an geeigneten Stoffen für solche englische Oper fehlen. Für die Volksoper, welcher ein hervorragender Rang in den Opern der Zukunft vorbehalten zu sein scheint, fehlt es hier ganz und gar an passenden nationalen Stoffen; es fehlen die Volkssagen, vor allem das Volksleben selbst mit seinen Typen, und nicht zuletzt fehlt es an Volkshumor. Dort, wo alle diese Prämissen vorhanden sind, in Deutschland, wird auch der beste Boden für die Volksoper sein. Eine scharfe Konkurrenz auf diesem Gebiet dürfen wir aber aus Rußland erwarten, dessen patriarchalisches Volksleben und uralte Traditionen mit seinen Nationaltrachten und Volksweisen ein bisher noch fast unberührtes Feld für Opernstoffe enthalten. Rimski Korsakoff ist der kommende Komponist der russischen Volksoper. Sein neuestes Werk, die große Oper „Vera Scheloga“ wird den bezüglichen Berichten aus Petersburg gemäß als hochbedeutend geschildert.

Eugen Käuffer.

Ein neues Königreich.

(Berliner Tageblatt.)

Gibt es in Deutschland noch ein Königreich zu erobern? — Mit dem Schwert in der Faust ganz gewiß nicht, wohl aber mit Spaten und Hacke. Besonders hat der Volkswirth und Sozialpolitiker die Pflicht, auf derartige Eroberungen zu drängen. Seit der Erneuerung des Reiches haben wir auf allen Gebieten des Geistes herrliche Fortschritte gemacht. Die Wissenschaften blühen, die Künste erheitern das Leben, eine wunderschaffende Technik legt an jedem Tage neues Zeugniß ab von der Größe des Menschengeistes, unsere Kraft ist gewachsen — geistig und wirthschaftlich. Aber unter den Kämpfen um die politische und wirthschaftliche Weltmachtstellung, unter dem Ringen um wissenschaftliche und technische Entwickelung haben wir doch manche wichtige Aufgabe zu lösen versäumt. Während wir auf den fernsten Märkten der Erde festen Fuß faßten, waren wir wenig darauf bedacht in der Heimath neues Land der Kultur zu erobern. Diese Aufgabe zu lösen ist unsere volkswirthschaftliche, unsere sozialpolitische Pflicht; es ist gewissermaßen eine kulturelle Ehrenschuld, die auf uns lastet.

Doch ist das nicht zuviel gesagt? Kann ein großes Volk, dem die Quellen seines Wohlstandes in allen Ländern der Erde sich öffnen, in der Heimath einen erheblichen Theil seiner Kraft, etwa wie Faust am Ende seines Lebens, als Kulturingenieur verwenden? Steht der wirthschaftliche Erfolg zu der aufgewendeten Mühe in einem richtigen Verhältniß? Alle Berechnungen und Erfahrungen bejahen diese Frage. Ein deutsches Konsortium arbeitet an der Trockenlegung der pontinischen Sümpfe in Italien, die Entwässerung des Neusiedler Sees in Ungarn ist beschlossen, und bereits in zwei Jahren sollen 65,000 Joch Acker — ein ungarisches Joch ist gleich 0,4316 Hektar — urbar gemacht sein. Die Holländer, diese großen Kulturingenieure, legen den 200 Geviertmeilen umfassenden Zuydersee trocken, und deutsche Arbeit muß die heimathlichen Oedländer der Kultur gewinnen.

Nach einer sehr mäßigen Schätzung besitzt Deutschland allein 300 Quadratmeilen oder 16,500 Quadratkilometer Moore. Das Königreich Preußen besteht mit 260 Quadratmeilen zu 5,2 Prozent aus Moorboden, Oldenburg besitzt 17,2 Quadratmeilen oder 18,6 Prozent, Baiern etwa 11,8 Quadratmeilen Moor. Der größte Theil dieser Moorflächen ist der Kultur nicht erschlossen; in Preußen allein sind etwa 150 Quadratmeilen oder 810,000 Hektar bisher unbenutzt geblieben. Welche gewaltige, aber auch welche lockende Aufgabe für das deutsche Volk, diese weite Flächen in Getreideland umzuwandeln! Mindestens 150 Quadratmeilen neues Kulturland vor der Thüre gelegen — da ist in der That ein Königreich mit Spaten und Hacke zu erobern. In einer Sitzung des königlichen Landesökonomiekollegiums in Berlin, bei der auch der Kaiser zugegen war, betonte im vorigen Jahre der Geheime Regierungsrath Dr. Fleischer, daß die 150 Quadratmeilen preußischer Moore nach ihrer Urbarmachung mindestens 100,000 Bauernfamilien reichlich ernähren würden. Ein hervorragender Fachmann, Freiherr v. Thümen, hat ausgerechnet, daß nach den angestellten landwirthschaftlichen Versuchen auf 100 Quadratmeilen Moorfläche etwa 22 bis 23 Millionen Zentner Getreide zu ernten sind. Der genannte Fachmann ist überzeugt, daß für die Bebauung der sogenannten Grünmoore 600 Mark auf den Hektar ausreichend sind, und daß das angelegte Kapital sich mit 10—20 Prozent verzinsen würde. Berühmt ist die von dem leider zu früh verstorbenen Pastor Cronemeyer aus Bremerhaven gewissermaßen aus dem Nichts geschaffene Arbeiterkolonie „Friedrich Wilhelmsdorf“ wegen der Umwandlung bedeutender Moorflächen in Fruchtland. Ein Morgen dieses Landes lieferte 9½ Zentner Getreide; der Reingewinn auf den Morgen bezifferte sich auf 50 Mark.

Eine nennenswerthe Ausnutzung der Moore für technische und landwirthschaftliche Zwecke gibt es in Deutschland erst seit 1876. In diesem Jahre wurde in Preußen die Zentralmoorkommission in das Leben gerufen, deren Wirken es zu verdanken ist, daß heute wenigstens ein guter Anfang für das zu vollendende große Kulturwerk vorhanden ist. Jene Kommission suchte namentlich von dem in der Urbarmachung der Moore weit vorgeschrittenen Holland zu lernen. Namentlich ging man zur Besiedelung der Hochmoore über. Es wurden von der Kommission Musterwirthschaften geschaffen, die zur Nachahmung anregen sollen. Zu nennen sind namentlich als hervorragende landwirthschaftliche Anlagen das Provinzialmoor am Südnordkanal, Marcardsmoor am Ems-Jadekanal, das Kehdinger Moor in Nordwestdeutschland, das Bargstedter Moor in Schleswig-Holstein, das Augstumalmoor im Heydekruger Bezirk und der große Moorbruch in Ostpreußen. Es handelt sich im Vergleich zu der Größe der Aufgabe immer nur um Anfänge, die allerdings Gutes für die Zukunft versprechen. Die Art der Kultivirung ist eine verschiedene. Bei Luhne im Regierungsbezirk Stade verpachtet der Staat das unkultivirte Moor in Flächen von 2,5 Hektar und zu einem jährlichen Pachtgeld von 3 Mark für den Hektar. Die Pächter verpflichten sich, während des ersten Pachtjahres auf dem Grundstück, an einer von der zuständigen Behörde genehmigten Stelle, ein einfaches, aber widerstandsfähiges Wohnhaus mit Stall und Scheune zu errichten; Kostenanschlag und Zeichnung müssen von der verpachtenden Behörde gleichfalls gebilligt sein. Zur Errichtung der Baulichkeiten erhalten die Pächter, wenn sie es wünschen, ein mit 3 Prozent zu verzinsendes und mit 1 Prozent zu tilgendes Darlehen von 1500 Mark. Zinsen und Tilgungsbetrag belaufen sich jährlich also auf 60 Mark. Da die Pächter bei der Errichtung der Gebäude selbst kräftig mitarbeiten, so mögen von 500 bis 600 Mark hinreichend sein, so daß tüchtige Arbeiter hier zu einem eigenen Heim und zur beinahe völligen Unabhängigkeit gelangen können. Doch die preußische Regierung will augenscheinlich die Urbarmachung der Moore jetzt im größeren Stil betreiben. Wie Ministerialrath Thiel vom Landwirthschafts-Ministerium vor einiger Zeit erwähnte, ist es die Absicht der preußischen Regierung, das noch nicht in Kultur genommene Moorland überall mit Gefangenenkolonnen zu überziehen und zunächst zu entwässern, hierauf soll das Land wieder todt liegen bleiben, damit es Zeit findet, seine Eigenschaften zu ändern. Erst dann soll der eigentliche Kolonist seinen Einzug halten. Es wird also ein langsamer, aber sicherer Weg eingeschlagen. Wo bereits Moorkultur im größeren Umfange besteht, soll man nach dem Vorschlage des Ministerialraths Thiel für eine tüchtige technische Ausbildung der Moorkolonisten sorgen, ihnen auch durch die Errichtung von Krankenhäusern, Kirchen, Schulen und die Gründung von Konsumvereinen zu Hilfe kommen.

Die bessere Ausnutzung der Moore wird auch durch den Bau neuer Schifffahrtskanäle in den Vordergrund gedrängt. Vielfach bilden dieselben eine billige Transportstraße für die Erzeugnisse der Moorkolonien. Daß sich die Benutzung von Korrigenden und Strafgefangenen für die Urbarmachung empfiehlt, ist überall die Ueberzeugung der Fachleute. Auch Herr v. Bennigsen, der als Oberpräsident von Hannover reiche Erfahrungen in Moorangelegenheiten sammeln konnte, befürwortet dieselbe. Bekanntlich sind die Staatsgelder für derartige Kulturaufgaben in Preußen knapp. Mit freien und ausreichend bezahlten Arbeitern würde man daher die meisten Moore nicht urbar machen können. Die Arbeit der Gefangenen ist somit der einzige Ausweg, um die Aufgabe in absehbarer Zeit lösen zu können. Gegen diesen Ausweg läßt sich nichts einwenden. So gut wie schon jetzt in Deutschland Tausende von Korrigenden und Strafgefangenen als Arbeiter in der Landwirthschaft verwendet werden, kann man noch weitere Tausende der Moorkultur zuführen. Dort drücken sie nicht den Lohn ehrlicher Arbeiter, sie fertigen nicht Waaren, die durch ihren billigen Preis mit den Erzeugnissen des freien Gewerbes in fühlbaren Wettbewerb eintreten. Sie empfangen nicht den Keim langer Krankheiten in der trockenen Zuchthausluft. In wirthschaftlicher und gesundheitlicher Beziehung kann man sich kaum eine bessere Beschäftigung der Gefangenen denken. Sie wird seit langer Zeit sowohl von den Arbeitern wie von den meisten Gewerbetreibenden gefordert. Auch sie werden es mit Genugthuung begrüßen, wenn sie endlich von dem Mitbewerb der Gefängnißarbeit befreit werden.

So hat die Urbarmachung der Oedländereien wirthschaftlich segensreiche Folgen nach den verschiedensten Richtungen. Sie gibt den Gefangenen eine gesunde, den Körper und auch die Seele stärkende Beschäftigung, sie beseitigt die Ursache einer berechtigten Klage des Kleingewerbes zum großen Theil, vor allem aber schafft sie Raum für die Entwickelung des Wohlstandes einer großen Bevölkerungsmenge. Jede Quadratmeile neuen Kulturbodens in der Heimath ist mehr werth als zehn Quadratmeilen Eigenthum in der Fremde. Allein in Preußen könnten noch mehr als 100,000 Bauernfamilien auf urbar gemachtem Moorland ihr gutes Auskommen finden — welche günstige soziale Wirkung ließe sich dort erzielen, welcher Gewinn für unsere Nationalkraft! Das ist eine Aufgabe würdig eines großen Staatsmannes. Vielleicht wird einst die Zeit kommen, in der man kriegerische Lorbeeren gering achtet, aber dankbar werden die Deutschen immer dessen gedenken, der in friedlicher Arbeit dem Vaterlande ein neues fruchtbares Königreich eroberte.

— Wer sich an einem Orte einnistet, hält sich gewöhnlich für einnehmend.

— Wer „fällt“, verliert Freunde und gewinnt Beileidsschreiber.

Philippinische Heirathsgebräuche.

Ueber die sonderbaren Heirathsgebräuche der Eingeborenen auf den Philippinen weiß ein englisches Blatt Interessantes zu berichten. Der junge Mann, der sich zu verheirathen gedenkt, muß zuerst die Eltern seiner Braut zu gewinnen suchen. Dann muß er auf einem öffentlichen Platze mit dem Mädchen einen Wettlauf beginnen und ihr so lange nachlaufen, bis er sie in seinen Armen auffängt. Sie darf sich losmachen und erklärt sich nicht früher als seine Braut, als bis er sie mehrere Male gefangen hat. Dann kann er sie im Triumph zum Hause ihrer Eltern führen. Auf zwei Leitern, die außerhalb des Hauses angebracht sind, und zur Wohnung der Brauteltern führen, müssen Bräutigam und Braut in die Wohnung steigen. Der Bräutigam wird vom Brautvater in's Zimmer gezogen, die Braut von ihrer Mutter. Dann müssen die Beiden niederknieen und der Vater gießt aus einer Kokosnußschale Wasser über sie. Ihre Köpfe werden hierauf aneinander geschlagen und die Feierlichkeit ist beendet. Ihre Flitterwochen verbringen die Neuvermählten tief drinnen im Gebirge und für fünf Tage und ebenso viele Nächte sind sie für alle Welt verschwunden. Nach dieser Zeit kehren sie wieder zu ihrer täglichen Beschäftigung zurück. Manchmal wird die Feierlichkeit so durchgeführt, daß Bräutigam und Braut statt der Leitern zwei eng neben einander wachsende, ganz junge Bäume besteigen. Die Schößlinge werden hierauf von einem älteren Mitglied der Familie so lange gegen einander gebogen, bis die Köpfe des jungen Paares sich mit einem Kuß oder einem heftigen Anprall — das hängt ganz von der Kraft des Stoßes ab — berühren. Die Berührung der Köpfe macht die Verlobten zu Mann und Weib.

Lokalbericht.

Deutsches Theater.

Heute Abend: „Die Wahrsagerin“, ein neuer Schwank von Jarno und Nickelt.

Die erste Novität dieser Saison — der Schwank „Die Wahrsagerin“, welcher am 16. Juni dieses Jahres seine allererste Aufführung im Neuen Theater zu Berlin erlebte, — wird heute Abend in Powers' Theater zur Aufführung gelangen. Paula Wirth, der Liebling des hiesigen deutschen Theaterpublikums aus der letzten Saison, wird wiederauftreten; von den neugewonnenen Kräften werden mitwirken: Frl. Victoria Blume, zuletzt unter Conried am New Yorker Irving Place-Theater engagirt, und der Bonvivant-Darsteller Max Ruhbeck vom Hoftheater in Oldenburg. Die vollständige Rollenbesetzung des neuen Stückes lautet:

Sebastian Nordhausen	Otto Strampfer
Hedwig, seine Frau	Anna Richard
Anna Mödlinger	Paula Wirth
Willibald Schlegelmilch	Theodor Pechtel
Max, sein Sohn	Max Ruhbeck
Klärchen, Nordhausen's Tochter, seine Frau	Victoria Blume
Adelheid von Kempinski	Hedwig Beringer
Minna, Dienstmädchen	Anna Roithmeier
Ein Schlosser	Albert Gefrer

Ort der Handlung: Berlin.—Regie: O. Strampfer.

Der Vorverkauf der Sitze findet an der Theaterkasse statt; diese wird heute von 10 Uhr Vormittags bis 1 Uhr und Abends von 6 Uhr an geöffnet sein.

Das Münchener Oktoberfest des „Sozialen“.

Der Soziale Turnverein wird in den Tagen vom 21. bis einschließlich 29. Oktober in seiner Halle, Ecke Belmont Ave. und Pauline Str., eine große „Fair“ abhalten, für deren Einrichtung das Münchener Oktoberfest das Vorbild abgeben soll. Das mit den Vorarbeiten betraute Komite hat weder Mühe noch Kosten gescheut, das heitere Leben und Treiben der Bewohner der berühmten bayrischen Hauptstadt München zur Zeit des Oktoberfestes zur Veranschaulichung zu bringen.

Die renovirte Halle wird durch prachtvolle Szenerien in die Stadt München umgewandelt, die Logenhalle wird das Münchener Hofbräuhaus veranschaulichen, während im Turnsaal das bekannte Vogelschießen mit den unvermeidlichen Münchener Schaubuden und Kasperle-Theater stattfinden wird. Für jeden Tag ist ein reichhaltiges Programm aufgestellt. Außer den Turnklassen des Sozialen Turnvereins werden sich die Turnvereine Garfield, Westseite, Chicago Turngemeinde, Lincoln, Vorwärts, Fortschritt, Aurora und Südseite Turngemeinde aktiv betheiligen. Von den Gesangvereinen haben bis jetzt die „Harmonie“, der „Schweizer-Klub Sängerbund“, die „Soziale Liedertafel“, der „Sozialistische Männerchor“, die „Liedertafel Vorwärts“ und die „Gesangssektion des Sozialen Turnvereins“ ihre Mitwirkung zugesagt. Am Eröffnungstage, Samstag, den 21. Oktober, wird außer Konzert und Schauturnen die „G'moaraths-Sitzung“ aus dem bekannten Volksstück „Der Herrgottsschnitzer von Oberammergau“ aufgeführt. Sonntag, den 22. Oktober: Konzert, Schauturnen und Jahrmarkt; Dienstag, den 24. Oktober: Kinder-Schauturnen, Konzert und Jahrmarkt; Mittwoch, den 25. Oktober: Konzert, Schauturnen und Jahrmarkt; Donnerstag, den 26. Okt.: Kinder-Schauturnen, Konzert und Jahrmarkt; Samstag, den 28. Okt.: Konzert, belebte Bilder (Kinematograph) und Jahrmarkt. Sonntag, den 29. Okt.: Schluß der Feier, Konzert, Schauturnen, Jahrmarkt und Verloosung.

— In der Sommerfrische. — Kurgast (zum Wirth): Ist denn auch irgend etwas Sehenswerthes in der Nähe? — Wirth: Sell g'rad net, aber jeden Abend zwischen achte und neune steh'n dahinten in der Waldlichtung zwei Reh, da schleichen sich die Kurgäst immer alle zusammen hin und schauen die an!

Lokale Konzertnachrichten.

Die drei ersten Programme der Symphonie-Konzerte.—Eine Verdi-Geburtsfeier.—Kleine Notizen.

20. und 21. Oktober: Ouverture „Rienzi“ von Wagner; symphonisches Gedicht „Die Taube“ von Dvorak (Novität); „L'Arlesienne“, Suite von Bizet; Ouverture „L'Orage“, Op. 76 von Tschaikowski (Novität); „Bourree Fantastique“ von Chabrier (Novität); Walzer „An der schönen, blauen Donau“ von Johann Strauß; Marokkanischer Marsch von Berlioz.

27. und 28. Oktober: Ouverture „Euryanthe“ von Karl Maria von Weber; Symphonie in D-Moll, Nr. 5, von Beethoven; Maurische Rhapsodie von Humperdinck (Novität); Einleitung zum 3. Akt und Vorspiel „Die Meistersinger“ von Richard Wagner.

3. und 4. November: Ouverture „Egmont“ von Beethoven; Symphonie Nr. 4 von Tschaikowski (zum ersten Male); Ouverture zur Oper „Der Bärenhäuter“ von Siegfried Wagner (Novität); symphonisches Gedicht „Der Spinnrocken der Omphale“ von Saint-Saens; Ballet-Musik „Feramors“ von Rubinstein und Festmarsch von Hugo Kaun.

Während in früheren Jahren die neue Spielzeit mit einem markigen Festmarsch eröffnet wurde, ist für die bevorstehende Saison der im „Auditorium“ stattfindenden Symphoniekonzerte Richard Wagners „Rienzi“-Ouvertüre als Eröffnungs-Nummer ausersehen worden. Dieselbe weist mehrere packende Einzelmomente auf — wie die Begrüßung des als Sieger heimkehrenden Rienzi, des letzten der Tribunen, aus dem Finale des 2. Aktes; den Kriegsruf der Römer, aus der packenden Schlußszene des ersten Aktes; das Gebet Rienzis u. A. m. — und ist demnach recht wohl geeignet, als triumphale Einleitung für die ganze Serie dieser Konzerte zu dienen. Das Programm des Eröffnungs-Konzertes ist im Ganzen volksthümlich gestaltet. Außer der Ouvertüre geben ihm der Donau-Walzer von Johann Strauß und der nach einer Klavierkomposition des seiner Zeit vielbewunderten Pianisten Leopold de Meyer von Berlioz mit reichem orchestralen Glanz umkleidete Morokkanische Marsch, bei dessen Aufführung selbst der Schellenbaum nicht fehlen darf, ein solches Gepräge. Mit besonderem Interesse sehen die hiesigen Musikfreunde dem neuen symphonischen Gedicht von Dvorak entgegen. Die beiden anderen als Novitäten verzeichneten Nummern des Eröffnungskonzertes sind nur für die Chicagoer neu. Auch die Symphonie No. 4 von Tschaikowski, welche am 5. Nov. hier erstmalig zur Aufführung gelangen wird, ist kein neues Werk. Ist dieser hervorragende Komponist der neurussischen Schule doch, kaum fünfzig Jahre alt, am 6. November 1890 in St. Petersburg viel zu früh für die moderne Musikkunst durch den Tod dahingerafft worden, und hat sein Schwanengesang — die Symphonie No. 6, genannt „Die Pathetische“ — hier in der vortrefflichen Aufführung durch Theodor Thomas und seine tüchtigen Musiker wiederholt die Hörer zu stürmischer Begeisterung hingerissen. Die Konzertfreunde werden es Theodor Thomas Dank wissen, daß er die Ouvertüre zu der vielbesprochenen neuen Oper „Der Bärenhäuter“ von Siegfried Wagner, dem Sohn des großen „Zauberers von Bayreuth“, wie auch die neueste Komposition von Humperdinck, dem begeisterten Anhänger, jedoch nicht Nachahmer, von Richard Wagner und Lehrer von Siegfried, zur Aufführung angesetzt hat. Auch die Wahl der Beethovenschen Ouvertüre zu Goethes „Egmont“ und die D-Moll-Symphonie No. 5 des unvergleichlichen Meisters Beethoven dürfte die unbedingte Zustimmung der hiesigen Musikfreunde finden. Die Bekanntschaft dieser Symphonie ist übrigens durch den jungen Mendelssohn auch dem Schöpfer des „Egmont“, allerdings nur auf dem Klaviere, vermittelt worden. Goethe soll nach dem Anhören derselben tief ergriffen gewesen sein und rückhaltlos seine Anerkennung für den großen „Meister der Töne“ geäußert haben, dessen persönliche Bekanntschaft er nur ein Mal, in Karlsbad, und da durch seine, Goethes, Schuld nur sehr oberflächlich gemacht hatte. Die Symphonie No. 5 ist bekanntlich die mit dem einfachen Einleitungs-Motiv, welchem Beethoven selber die Bezeichnung: „So klopft das Schicksal an die Pforte“ gegeben hat. Der Kampf gegen das Schicksal und der endliche Sieg des muthig Kämpfenden ist die Grundidee, auf welcher der “Jupiter tonans” Beethoven diese herrliche Symphonie aufgebaut hat, die zu seinen Meisterwerken gerechnet wird und so recht seinen Kernspruch: „Man muß dem Schicksal in den Rachen greifen!“ musikalisch illustrirt. Webers reizvolle Ouvertüre zu „Euryanthe“, der am wenigsten aufgeführten seiner acht Opern, die beiden Orchesternummern aus Wagners Lustspiel-Oper „Die Meistersinger“, die Balletmusik „Feramors“ von Rubinstein und der „Festmarsch“ des Milwaukee'er Komponisten Hugo Kaun vervollständigen die vortreffliche Auswahl, welche Theodor Thomas für die ersten drei Orchesterkonzerte getroffen hat. Nach der Unterbrechung, welche die Serie derselben durch das Gastspiel der „Großen Oper“ bis anfangs Dezember erfährt, werden Gäste zur Mitwirkung herangezogen werden. Die Reihe derselben wird, in den Konzerten vom 8. und 9. Dezember, Alexander Petschnikoff eröffnen, der ausgezeichnete russische Violinist, bei dem, wie behauptet wird, der gute Musiker stets den Vorrang über den Virtuosen hat. Petschnikoff wird sich übrigens einer besonders herzlichen Aufnahme von Seiten einer hiesigen deutsch-amerikanischen Familie zu erfreuen haben; ist doch eine seiner Schülerinnen, die in Chicago ihre Heimath hat, vor zwei Jahren in Berlin seine Gattin geworden. Für die am 15. und 16. Dezember stattfindenden Konzerte ist der Sänger Arthur Van Eweyk als Solist gewonnen worden. Van Eweyk hat während der letzten Jahre durch die künstlerische Behandlung seines Organs, einer ausgiebigen Baritonstimme von weichem Klang, selbst in Deutschland vielseitige Anerkennung gefunden.

* * *

Am nächsten Dienstag findet anläßlich des 86. Geburtstages des Altmeisters der modernen italienischen Oper, Giuseppe Verdi, in der Steinway-Halle unter Leitung von Signor Marescalchi ein Verdi-Konzert statt. Der Schöpfer von „Rigoletto“ (1851), „Troubadour“ (1852), „Traviata“ (1863), „Aida“ (1871), „Othello“ (1887) und anderen mehr oder minder bekannten italienischen Opern erfreut sich noch immer großer geistiger Frische und körperlicher Rüstigkeit. Er ist zur Zeit mit der Herausgabe seiner Memoiren beschäftigt. Im Vorjahre hat er am Tage seines 85. Geburtstages sich zu einem Gratulanten scherzend geäußert: „Sie gratuliren mir zu meiner Rüstigkeit? Ich habe ja noch nicht mein 100. Lebensjahr erreicht“. Verdi hat sich auch durch sein großes Wohlthätigkeitswerk, die Errichtung eines Musikerheims in seiner Heimathstadt, viele Freunde gemacht. In Amerika, dem Lande, „dessen praktisch-geschäftliche Atmosphäre“, wie Hanslick behauptet, „die Phantasie so leicht austrocknet“, bilden die Verdischen Opern noch immer den eisernen Bestand des Opern-Repertoires.

* * *

Das „Chicago Musical College“, dessen Schülerzahl in dieser Saison nahezu dreitausend beträgt, eröffnete gestern Nachmittag in der Vortragshalle seines Schulgebäudes, No. 202 Michigan Ave., die Reihe der Samstag Nachmittag-Konzerte dieser Saison. Kompositionen der Lehrer Felix Borowski, Arturo Buzzi-Peccia, Louis Falk und Louis Campbell-Tipton wurden durch die Kollegen der Genannten, durch Hans von Schiller, Bernhard Listemann und John R. Ortengren, zu überaus ansprechender Darbietung gebracht. Durch die Anstellung von drei weiteren tüchtigen Lehrkräften, dem Theoretiker Louis Campbell-Tipton, dem vor Kurzem aus Berlin hier eingetroffenen amerikanischen Pianisten Alford Shorey und der Sopranistin Beatrice Mizer, hat Dr. F. Ziegfeld, der Begründer und Leiter dieser altrenommirten Chicagoer Musikschule, sein bereits aus über fünfzig Mitgliedern bestehendes Lehrerpersonal noch vergrößert.

* * *

Das Spiering-Quartett wird die siebente Saison seiner Kammermusikabende am 7. November eröffnen; für das erste Konzert, welches in der „University Hall“ des Studebaker-Gebäudes stattfinden wird, ist ein tüchtiger Solist gewonnen worden.

* * *

Die Koloratursängerin Frl. Beatrice M. Peirotto, Schülerin der Marchesi, ist nach Chicago zurückgekehrt und wird morgen ihre Lehrthätigkeit im „Chicago Conservatory“ beginnen.

Doppel-Jubiläum in der Nordseite-Kathedrale.

Die große katholische Gemeinde „Zum heiligen Namen“ begeht heute, morgen und übermorgen sowohl das goldene Jubiläum ihres 50jährigen Bestehens, wie auch das silberne Erinnerungsfest an die vor 25 Jahren erfolgte Einweihung ihrer herrlichen Kathedrale. Die letztere prangt heute in vollem Festschmuck. Erzbischof Feehan wird persönlich heute Vormittag die feierliche Hochmesse leiten, während Bischof Spaulding die Festpredigt halten wird. Die Erzbischöfe Katzer aus Milwaukee und Ireland aus St. Paul, die Bischöfe Janssen und McQuaid und andere namhafte Geistliche der katholischen Kirche werden sich zur Feier einfinden. Nach dem Gottesdienst versammeln sich die auswärtigen Gäste und die Leiter der Gemeinde in der Schulhalle zum Bankett. Heute Abend wird die Kathedrale festlich beleuchtet. Die Festlichkeit am Montag wird durch einen Redeakt in der Zentral-Musikhalle eingeleitet, dem Abends ein großes Kirchenkonzert in der Kathedrale folgen wird. Die Chöre der festgebenden Gemeinde, sowie die Chöre der St. James-Kirche und der Kathedrale „Zur heiligen Familie“ sind zu einem Festchor vereinigt worden. Ein aus einhundert Stimmen bestehender Kinderchor wird mitwirken. Das Konzert steht unter der Leitung von F. H. Edelmann, Organist der Gemeinde „Zum heiligen Namen“. Am Dienstag wird in der großen Kirchenhalle eine Reunion aller noch hier wohnenden, früheren wie jetzigen Gemeindemitglieder abgehalten werden, an welcher sich auch die Geistlichkeit betheiligen wird. Damit wird das Jubiläumsfest seinen Abschluß finden.

Agitationsversammlung der „Harugari“.

Heute, beginnend um 2 Uhr Nachmittags, wird in Hoerber's Halle, an Blue Island Aves und Hinman Str., die zweite der Agitations-Versammlungen stattfinden, welche von dem damit beauftragten Komite im Interesse des Ordens der Harugari neuerdings veranstaltet werden. Es sollen bei dieser Gelegenheit die Vortheile bekannt gemacht werden, welche durch den Beitritt zu diesem rein deutschen, innerlich wie äußerlich gegen alle Stürme gefeiten Orden den Logenbrüdern erwachsen. Der Orden der Harugari besteht bereits 53 Jahre und hat stets treulich gehalten, was von seinen Gründern versprochen worden ist. Für gute Redner und gediegene Unterhaltung ist bestens gesorgt worden.

Konzert im „Rienzi“.

Für das heute Nachmittag, von 3 Uhr 30 Minuten an, in dem beliebten Vergnügungslokale „Rienzi“, an Diversey Boulevard und Evanston Ave., stattfindende Konzert ist nachstehendes Programm vorbereitet worden:

Marsch, „Consolidation“	Rollinson
Ouverture, „Wär' ich ein König“	Adams
Walzer „Erzählungen aus dem Wiener Wald.“	Strauß
Selektion aus der Operette „Falka“	Chassaigne
Ouverture, „Berlin, wie es weint und lacht“,	Conradie
Phantasiestück „Plappermäulchen“	Eilenberg
Cornet-Solo	(A. Ulrich.)
Selektion aus der Oper „Ernani“	Verdi
Introduktion und Chor 3. Akt „Lohengrin“	Wagner
Mazurka, „Lob der Frauen“	Strauß
Spanische Serenade	Metra
Marsch, „Carmen“	Bizet

Die englische Bühne.

Powers' Theater. Das Gastspiel der vortrefflichen Darstellerin Viola Allen nähert sich seinem Ende. Hall Caine's Schauspiel „The Christian“ wird nur noch bis einschließlich nächsten Samstag auf dem Spielplan von Powers' Theater verbleiben. Nicht uninteressant dürfte Denen, die das Stück gesehen haben, die Mittheilung sein, daß der Darsteller des Erzdiakons Wealthy der Vater von Frl. Allen, und daß die Künstlerin somit ein Schauspielerkind ist. Der alte Herr C. Leslie Allen ist in Chicago in der Saison 1854 — 55 zum ersten Male aufgetreten und zwar in dem Theaterlokal, welches sich in der alten Tremont-Halle, dicht neben dem „Tremont House“, befand. Chicago zählte zu jener Zeit kaum sechzigtausend Einwohner, war aber auch damals als gute Theaterstadt bekannt. Er weiß recht interessant von den „schönen alten Zeiten“ zu plaudern und vermag sich durchaus nicht an das moderne Hasten und Jagen in der Großstadt zu gewöhnen. Um so mehr sagt dasselbe seiner Tochter zu, welche allabendlich vor ausverkauftem Hause auftritt und hier reiche Triumphe feiert.

McVickers. Heute Abend wird mit großem Ausstattungspomp hier zum ersten Male das Melodrama „The Great Ruby“ zur Aufführung gelangen. Ein wirklicher Luftballon, in dessen Schiff ein Zweikampf zwischen dem Helden und dem Hauptintriguanten des Stückes zum Austrag gebracht wird, eine mit vier edlen Rennern bespannte Karosse, die im Galopp über die Bühne fährt, und andere Ueberraschungen der realistischen Bühnenausstattungskunst werden den Besuchern geboten werden. Der Handlung des Stückes liegt, wie den meisten seiner Art, ein Verbrechen zu Grunde. Ein schier unbezahlbarer Edelstein, dem außerdem die Kraft innewohnen soll, gute Menschen in böse und umgekehrt Galgenvögel in reine Engel zu verwandeln, wird dem Juwelier gestohlen, der ihn in eine kostbare Fassung bringen soll. Die Komplikationen, die sich aus diesem Diebstahl ergeben, haben die Verfasser Cecil Raleigh und Henry Hamilton benutzt, um ein fesselndes Bühnenwerk von fünf Akten und zwölf Verwandlungen zu schaffen. Für die Aufführung hat Unternehmer Jakob Litt nicht nur die überreiche Ausstattung erworben, welche Augustin Daly für die vor einigen Jahren in New York stattgefundenen Vorstellungen angeschafft hatte, sondern er hat auch eine aus leistungstüchtigen Kräften bestehende Gesellschaft zusammengestellt. Künstler, wie Louise Thorndyke-Boucicault, White Whittlesey, Isabella Urquhart, Rose Eytinge, Louis Massen und Frank Losee haben die Hauptrollen inne; die Massenszenen werden, wie üblich in McVickers', so naturgetreu wie nur möglich gestaltet werden. Unzweifelhaft wird das neue Stück die nämliche große Zugkraft wie „Sporting Life“ in der vorigen Saison ausüben.

Great Northern. Nachdem in der letzten Woche im „Lyric-Theater“ eine Bühnenbearbeitung des Dumas'schen Romans „Die Musketiere der Königin“ zur Aufführung gebracht worden ist, tritt Herr E. D. Stair, der rührige Unternehmer des Great Northern-Theaters, heute mit einer neuen Version, die er selbst geschaffen hat, vor das hiesige Publikum. Die Einstudirung, szenische Ausstattung, wie auch die Kostümirung sollen nichts zu wünschen übrig lassen, und Harry Glazier, der reichbegabte Darsteller jugendlicher Helden, hat, wie Herr Stair behauptet, als „D'Artagnan“ überhaupt keinen Rivalen auf der englisch-amerikanischen Bühne. Seit dem Tode des jungen Alexander Salvini, welcher als dieser „Ritter ohne Furcht und Tadel“ einfach unübertrefflich war, soll Glazier der erste sein, welcher den Charakter des Haupthelden der „Three Musketeers“ wieder zu überzeugender und deßhalb hochinteressanter Gestaltung bringt. Auch die anderen Rollen des Stückes sollen sich in guten Händen befinden.

Dearborn-Theater. „The Ensign“ ist die Attraktion, mit welcher die Leitung des Dearborn-Theaters in der neuen Woche vor ihre Theatergäste tritt. Die Handlung des Stückes paßt so recht in die jetzige kriegsbewegte Zeit, obschon sie einer Episode des Bürger-Krieges entlehnt worden ist. Es werden historische Charaktere, wie der Märtyrer-Präsident Abraham Lincoln, Admiral Farragut, Flottenminister Gideon Welles und Kapitän Wildes von dem Schlachtschiff „San Jacinto“, durch die Handlung auf die Bühne gebracht.

Lyric-Theater. Das auch von den Deutschen der Nordseite vielbesuchte Theater an N. Clark, nahe Division Straße, hat für diese Woche die Novität „A Man of Mistery“ auf seinem Spielplan. Unternehmer Huton erwartet mit aller Bestimmtheit, daß sich dieselbe als Zug- und Kassenstück erweisen wird. Der Hypnotismus liefert das eigentliche Milieu des Stückes; der Hauptdarsteller soll ein geschickter Hypnotiseur sein.

Alhambra. „Fritz in a Madhouse“, das gediegene Charakterbild, dessen Hauptrollen der deutsch-amerikanische Dialektkomiker J. K. Emmett und die stimmbegabte, wie auch fangestüchtige Soubrette Lottin Gilson innehaben, wird in dieser Woche im Alhambra-Theater ebenso belustigend zur Aufführung gebracht werden, wie es jüngst im „Lyric-Theater“ gegeben worden ist.

— Im Gespräch. — A.: Hören Sie nur, der Bankkassirer Meier, der das Vertrauen seines Chefs in hohem Maße genoß, ist durchgebrannt, was sagen Sie dazu? — B.: Nun, wahrscheinlich will er das genossene Vertrauen — genießen!

Vergnügungs-Wegweiser.

Theater:

Powers.—Heute: Deutsche Vorstellung.
Studebaker.—„The Gondoliers.“
Grand Opera House.—„Arizona“.
Columbia—„Lord and Lady Algy“.
McVickers.—„The Great Ruby“.
Lyric.—„A Man of Mystery“.
Hopkins.—„The White Squadron“.
Great Northern.—„Three Musketeers“.
Alhambra.—„Fritz in a Madhouse“.
Dearborn.—„The Ensign“.
Criterion.—„The Great Northwest“.
Schelle's Konzerthalle. — Neilhofer's Alpenjodler.
„Rienzi“.—Konzerte: Sonntag Nachmittag, Mittwoch und Freitag Abend.

Sport und Spiele.

BASE-BALL.

Die „National League“.

	Gew.	Verl.	Prozent
Brooklyn	97	45	683
Boston	92	54	630
Philadelphia	91	55	623
Baltimore	84	58	592
St. Louis	82	66	554
Cincinnati	79	65	549
Pittsburg	75	72	510
Chicago	72	72	500
Louisville	73	75	493
New York	57	87	396
Washington	51	95	349
Cleveland	20	129	134

Heute spielen:

Cleveland in Chicago.
Louisville in Chicago.
Cincinnati in St. Louis.

Morgen spielen:

Cleveland in Pittsburg.
Baltimore in Washington.
Boston in Philadelphia.
Brooklyn in New York.

Das Schicksal des Pferdes.

ist, wie das der Menschen, oft sehr wechselvoll. Ein wie trauriges Ende Pferde, die ihre Blüthezeit in einem Triumphzug durcheilten, manchmal nehmen, das mögen einige Beispiele illustriren. Vor kurzer Zeit konnte man in den Ställen des Institutes Pasteur zwei Pferde sehen, die einst weit und breit berühmt waren; das eine war vormals das Schlachtroß und der Liebling des Marschalls Canrobert gewesen; das andere war Baron Flints St. Claude, der Sieger in der Grand Steeple-Chase in Auteuil 1890. Einem anderen Pferde berühmten Namens, George Frederick, dem Gewinner des englischen Derbys 1874, erging es in seinen späteren Tagen noch schlechter; George Fredericks Rennlaufbahn endete mit dem genannten Derbysiege. Nach mannigfachen Wechselfällen ward der Hengst ein paar Jahre darauf vor einen Miethwagen gespannt; der stolze Gewinner des blauen Bandes endete im Schlachthause, wo er zu Hundefutter verarbeitet wurde. Ein anderes Pferd, das von dem höchsten Glanze zum „Droschkengaul“ herabgesunken ist, war General Boulangers schwarzer Araber, der mit seinem prachtvoll abgebogenen Hals und seinen stolzen Bewegungen die Bewunderer des “brave Général” entzückte. Der arme Gaul mußte einige Jahre nach dem Tode seines Besitzers auf eben den Straßen schweren Dienst verrichten, die er früher im Triumph durchzogen. Ob er nicht mit Wehmuth an seine vergangenen Tage zurückdachte?

Viele andere große Pferde haben ein gar plötzliches Ende gefunden. Blue Gown, Sieger im englischen Derby vor drei Jahrzehnten, ertrank jämmerlich auf der Reise nach Amerika, wo er zu einem neuen Besitzer, der ihn um 4000 Pfund gekauft hatte, kommen sollte. Klarikoff, ein Derby Favorit, verbrannte auf der Eisenbahnfahrt zu seinem Trainquartier. Kingcrafts Karriere fand mit dem Siege des Hengstes im englischen Derby von 1870 ihren Abschluß. Vierzehn Jahre später wurde Kingcraft um einen kleinen Betrag an einen amerikanischen Sportsmann verkauft und ertrank gleich Blue Gown auf der Reise. Fitzroy wurde erschossen; das nämliche Schicksal ereilte Silvio, den Gewinner des blauen Bandes und des St. Leger von 1877. Das letztgenannte Thier beschloß seine wirklich glänzende Laufbahn mit einem Beinbruch.

In vielen Fällen, so schreibt die Wiener „Allg. Sportzeitung“, sind die Schicksale der berühmten Kriegspferde glücklichere gewesen, als die ihrer Kollegen vom Turf. Manche dieser Schlachtrosse haben in ihren alten Tagen ein friedliches, mit gewissem Luxus versüßtes Dasein geführt, und haben an ihre Namen eine bleibende Erinnerung geknüpft. Zu den berühmtesten von diesen großen Pferden gehört ohne Zweifel Kopenhagen, der feine dänische kastanienbraune Vollblüter, der dem Herzog von Wellington in dem spanischen Kriege diente und ihn bei Waterloo zum Siege trug. Als Kopenhagen seine Schlachtenlaufbahn hinter sich hatte, wurde er nach Strathfieldssage gebracht, wo er verzärtelt, verhätschelt und gefüttert wurde nach Herzenslust. So weit ging die Dringlichkeit seiner Bewunderer, welche ihm Haare von der Mähne und dem Schweif abschnitten, daß man den Hengst, um ihn vor den Belästigungen zu bewahren, in einen Käfig einsperren mußte. Nach seinem Tode wurde ihm ein prächtiges Grabmal gesetzt. Marengo, der berühmte kleine Schimmel Napoleons, brachte seine Tage in gleicher Weise in England zu. Sein Skelett wird in dem „Royal United Service Institute“ aufbewahrt. Nellie Grey, General Fitzhugh Lees Lieblingsstute, fand in dem Schlachtgetümmel bei Winchester ihren Tod. Auf dem Rücken seines geliebten Sorrel war es, daß StonewallJackson seineTodeswunden empfing. Sorrel überlebte seinen Herrn fast zwanzig Jahre, wurde sorgsam gepflegt und ist jetzt, geschickt ausgestopft, in der Bibliothek des „Soldiers' Home“ in Virginia zu sehen.

Viele Derbysieger indeß verbrachten ihre alten Tage in Glück und Ehre im Gegensatz zu den Anfangs erwähnten Gewinnern des blauen Bandes. So lebte zum Beispiel Hermit noch dreiundzwanzig Jahre, nachdem er das englische Derby 1867 gewonnen hatte; sein Skelett wird im „Royal Veterinary College“ aufbewahrt. Amato, dem Sieger des Rennens vom Jahre 1838, ward ein ehrenvolles Begräbniß auf Lord Roseberys Gut in Epsom zu Theil. Blair Athol, der Sieger im englischen Derby von 1864, führte ein beschauliches Dasein bis 1892. Kisber, der große österreichische Hengst, genoß seinen Derbyruhm noch zweiundzwanzig Jahre, und Lord Lyon, Gewinner des Derbys 1866, erreichte, sehr verhätschelt, das Alter von vierundzwanzig Jahren.

Vom Skat

redigirt von

Carl Leder, 845 N. Clark Str.

Aufgabe Nr. 30.

Alles paßt, Vorhand mit 30 Points in ihren Karten kommandirt einen Ramsch und spielt den jüngsten Wenzel aus; Mittelhand mit nur 29 Points in der Hand fängt diesen Ramsch mit zwei Jungfern. Im Skat liegt der Alte und eine Fausse.

Vorhand hat:

Wie sitzen die übrigen Karten?

Auflösung der Aufgabe No. 29.

In der Vorhand ist der Grand bei richtigem Spiele unverlierbar. Sitzt der Spieler in Mittel- oder Hinterhand, so geht der Grand bei folgender Sitzung verloren:

Skat:

Vorhand hat:

Hinterhand hat:

1. Stich: — 21

2. Stich: + 6

3. Stich: — 21

4. Stich: + 5

Die Gegner bekommen wenigstens noch einen Stich mit Eckstein-10, Kreuz-Bube, Herz-Zehn und haben dann 64 Augen. Sitzt der Spieler in Vorhand, so können die Gegner auf höchstens 56 Augen kommen.

Richtige Lösungen der Aufgabe No. 29

sandten ein: Frl. Franziska Eikenkoeter, Hugo Illing, H. C. Heid, Theo. Horbeck.

Frage.

Was hat es für einen Zweck, Skat-Kongresse einzuberufen, Spiel-Gesetze zu entwerfen, wenn irgend ein frecher Dachs, dessen Mundwerkzeug den andern über ist, seinen Mitspielern Regeln vorschreibt, die absurd sind, ihm aber in den Kram passen.

Für uns sind die Spielgesetze der allgemeinen deutschen Skatordnung, entworfen von K. Buhle und angenommen von den Skat-Kongressen in Altenburg, Leipzig und Dresden, maßgebend, und werden wir immer nach diesen unsere Entscheidungen treffen. Die Grundspiele im Skat waren Frage und Solo, d. h. Spiele mit und ohne Zuhülfenahme des Skates. Später kam die Verbesserung des Skates, das „Tournee“, dazu und unterscheidet man jetzt drei Stufen:

1. Frage 1 2 3 4;
2. Tournee 5 6 7 8;
3. Solo 9 10 11 12.

Bei dem hier eingeführten Zahlenreizen bleibt es sich ganz gleich, was man spielt, wenn man nur die gereizte Zahl macht und ist Frage gerade dazu geschaffen, das Verrathen der Karten durch das Reizen zu vermeiden. Es sind z. B. 20 gereizt, so kann Niemand wissen, was der Betreffende hat, ob Frage, Tournee, Solo, Null oder Grand. Sind z. B. 48 gereizt, Mittelhand hatGrand mit Zweien, Vorhand hat große Handkarten, aber kein Kreuz, riskirt Kreuzfrage ohne elf Matadore und gewinnt. Jedenfalls würde ich mir mehr darauf einbilden, wenn ich mir überhaupt was einbilden würde, Frage ohne 11 Matadore zu gewinnen, als Grand mit Zweien.

Das Schönste dabei ist, daß es Gegner der Frage gibt, die überhaupt gar nicht wissen, was Frage ist, aber prinzipiell, um ihre Unwissenheit zu verbergen, dagegen eifern. Durch Fragen kann der couragirte Spieler aus mancher Hand, die er sonst verpassen müßte, etwas machen.

Fragen weglassen und Ramsch spielen ist lächerlich. Ramsch gehört in den Bierskat, Bierskat ist aber überhaupt kein feiner Skat, mehr wie Mogelramsch ein Ulkspiel.

Daß die Frage an vielen Plätzen nicht gespielt wird, liegt aber nur an der niedrigen Bewerthung derselben. Nun wird aber im Allgemeinen kein Spiel unter 10 gespielt oder fängt man gewöhnlich mit Zehn an zu reizen, da sollte man doch denken, daß es sich gleich bleibt, ob die Zehn mit Eckstein-Tournee oder mit Eckstein-Frage gemacht werden, Hauptsache ist, daß sie gemacht werden.

Jedenfalls haben die Leute, die Frage verwerfen, aber für Gucker stimmen, kein Verständniß von der Theorie des Skats.

Für müßige Stunden.

Räthsel (145).
Von F. M., Chicago.

Der Kaiser kann mich nicht entbehren,
Selbst nicht einmal der Bauersmann,
Du triffst bei Messern mich und Scheeren,
Bei Stahl- und Eisenwaaren an.

Es hat mich im Besitz der Weise,
Dem Narren aber fehle ich,
Du kannst mich seh'n bei jeder Reise,
Doch auch im Hause findst Du mich.

Das Spinnrad zeigt mich und die Spule,
Im Wachsthum blieb ich immer klein,
Der Erste werd' ich in der Schule,
Der Letzte stets im Wirthshaus sein.

Die Welt wär' ohne mich zur Stunde,
Frei von dem Schlechten, doch nicht ohne Qual,
Ich fehle ganz dem Erdenrunde,
Doch in der Sonntagpost bin ich zweimal.

Zweisilbige Charade (146).
Von Cl. H. Roeske, Chicago.

Was mit der Ersten schon entschwand,
Hält oft noch fest die Zweite.
Das Ganze liegt in Deiner Hand,
Und doch geht's in die Weite.

Zahlenräthsel (147).
Von J. J. Hennecke, Chicago.

Mit 1—5 benennt man eine Stadt,
Die man in Belgien zu suchen hat;
Und 2—5 als Strom in Asien fließt,
Der sich dann in's weite Meer ergießt;
Als Fluß such' 3—5 in Oesterreich,
Doch kommt er jenem nicht an Größe gleich;
Als mächt'ges Thier ist 4 und 5 bekannt,
Und 5 erkennbar als ein Konsonant;
Ein röm'scher König hieß 1 4 3 2,
Und manches Mägdlein heißt 2 1 1 2.

Diamanträthsel (148).
Von C. L. Scharien, Chicago.

A
A A A
A A A Ch E
E E E E E E E
G H H I I I I I I
I L L L L M M M N N
N N N N N O O P P
P P P P R R R
S S S T T
U W Z
D

Die Buchstaben in obiger Figur sind so umzustellen, daß die senkrechte und wagerechte Mittelreihe gleichlautend sind. Die wagerechten Reihen ergeben:

1. Einen Buchstaben.
2. Einen Verwandtschaftsgrad.
3. Eine Stadt am Rhein.
4. Einen Körpertheil.
5. Eine Schauspielertruppe.
6. Uncle Sam's Achilles-Ferse.
7. Eine ägyptische Königin.
8. Einen Fluß in Sachsen.
9. Einen Mädchen-Vornamen.
10. Einen biblischen Namen.
11. Einen Buchstaben.

Buchstabenräthsel (149).
Von A. Weber, Chicago.

Rathhaus, Maschinenraum, Polizist, Konvention, Rinder, Vereinigung, Erklärung, Tageszeitung, Finsterniss, Kasten, Damenhut, Lützow, Vater, Fühlhörner, Reblaus, Palatin, Glasgow, Bückling, Kloster, Nicolaus, Tischler, Triest, Weiber, Blind, Palme, Paradies.

Aus obigen Wörtern sind je zwei aufeinander folgendeBuchstaben zu entnehmen; sind dieselben gefunden, so ergeben sie aneinandergereiht, ein sehr bekanntes Dichterwort.

Bilderräthsel (150).



Die Namen sämmtlicher Leser, welche bis **Donnerstag Nachmittag** richtige Lösungen einsenden, werden veröffentlicht.

Es werden wieder sechs Buch-Prämien — Novellen, Humoresken, Reisebeschreibungen usw. beliebter Schriftsteller — zur Vertheilung kommen. Die Vertheilung geschieht nach der in der „Sonntagpost“ vom 21. Mai beschriebenen Art und Weise, die sich ohne Zweifel vortrefflich bewähren wird, da sie wohl dem „Verdienste die Krone“ — den guten Räthsel-Lösern die meisten Chancen, aber auch den Anfängern eine Möglichkeit gibt, einePrämie zu erhalten. Für jede **einzelne** Räthselaufgabe gilt **eine** Prämie, und unter den Lösern jeder Aufgabe entscheidet das Loos.

Von der Zuerkennung der Prämien wird den Lesern durch Postkarten Mittheilung gemacht, weshalb es nöthig ist, daß Name und Adresse den Lösungen beigegeben werden.

Die Bücher sind in der Office der „Abendpost“ abzuholen.

Zusendungen, welche Lösungen enthalten. sind zu adressiren: Räthsel-Redakteur, „Abendpost“, Chicago; desgleichen Briefe mit neuen Räthselaufgaben, die, wenn sie für gut befunden werden, unter dem Namen des Einsenders veröffentlicht werden sollen.

Neben-Räthsel.

Räthsel.

Man bindet mich an, ich weine; man sieht mich sterben, und dennoch bleibe ich die Quelle vieler Freuden; Gesicht und Geschmack findet an mir viel Vergnügen, und leicht schaffe ich den Weisen zum Thoren.

Räthsel.
Von F. Schmidt, Chicago.

Erhöhten Werth verleihe ich
Der Perle und dem Edelstein;
Bewahre stets im Unglück mich
Und nie wirst Du ganz trostlos sein.

Kapselräthsel.
Von E. Dreyer, Chicago.

Nimm mir ein „nu“, so bleibt Dir ein „nu“.

Lösungen zu den Aufgaben in voriger Nummer:

Silbenräthsel (139).
Pechvogel.
Richtig gelöst von 54 Einsendern.

Homonym (140).
Strauß.
Richtig gelöst von 53 Einsendern.

Dreisilbige Charade (141).
Windbeutel.
Richtig gelöst von 51 Einsendern.

Diamanträthsel (142).

C
U H U
C L A U S
F O R M O S A
M O N T B L A N C
C H A M B E R L A I N
I M M E R G R Ue N
C H O L E R A
K R A A L
L I D
N

Chamberlain.
Richtig gelöst von 23 Einsendern.

Verwandlungsräthsel (143).

Robbe — **B**ober
Latona — **A**ltona
Breslau — **R**eblaus
Oberon — **B**orneo
Siena — **A**sien
Neger — **R**egen
Pola — **O**pal
Mais — **S**iam
Patras — **S**parta
Omar — **A**mor

Barbarossa.
Richtig gelöst von 19 Einsendern.

Bilderräthsel (144).
Im guten Acker wächst auch Unkraut.
Richtig gelöst von 33 Einsendern.

Richtige Lösungen

sandten ein:

Rosa Werner (4); G. Michael, Hammond, Ind. (4); E. Stapelfeldt (5); Frau H. Lorenz (4); L. Lanz (5); J. J. Hennecke (6); Frau H. Neu, Whiting, Ind. (6); Theo. C. Goebel (5); F. Keane (3); Julie Sch. (2); Cecile G. Malier (3); Frau Sid. Hepner (4); A. Hubert (1); S. Kemper (3); Frau Aug. Spoerer (3); Gertrud Schmidt (1); Fr. Amanda Boldt (2); Marie Mengel (4); Frau H. Weltmann (6); Frau J. Malkowsky (6); N. N. (3); Karoline Schmidhofer (3); Frau Amanda Kuler (3); Frau Magd. Helbich (3); Frau A. Wensky (3).

Frau Schmidt (2); L. Kyas (6); Frau L. Meier (4); Frau Bertha Gleinich (6); C. H. Roeske (5); Frau A. Wilde (1); H. Illing (6); Auguste Schwemer, Hammond, Ind. (3); Otto Hiob (6); Eduard Dreyer (3); Frau Auguste Lonk (3); C. Runge, Austin, Ill. (5); F. L. Graf (4); W. Schaper, Hammond, Ind. (5); Frau M. Hoyny (3); J. C. Weigand (6); Chas. Rour (5); Hy. Biel (2); Sophie Schäfer (1); A. F. Hintze (6); Fr. R. Stuke (3); Fr. Marie Streuber (4); K. Klaiber, Oak Park (3); Hermann Renten (2); Fr. B. Riemann (5).

Geo. Geerdts, Maywood (6); Franziska Eikenkoeter (4); J. M. Elsner (4); A. Brehme (2); R. Schweitzer (2); C. L. Scharien (2); R. Peters (3); L. Schmalholz (2); A. F. Marx (5); Frau H. Nehlsen (6); Frau M. Moerl (5); A. Heimburger (5).

Die Nebenräthsel in letzter Nummer wurden sämmtlich oder theilweise richtig gelöst von:

G. Michael, Hammond, Ind.; Frau H. Lorenz, Louis Lanz, Theo. C. Goebel, F. Keane, Julie Sch., Selma Löwenthal, Cecile G. Malier, Frau S. Hepner, S. Kemper, Frau Aug. Spoerer, Gertrud Schmidt, Fr. A. Boldt, Marie Mengel, Frau H. Weltmann, N. N., Karoline Schmidhofer, Frau A. Kuler, Frau M. Helbich, Frau A. Wensky, Frau Schmidt, Emilie Bonanomi, L. Kyas, Frau Meier, H. Illing, Auguste Schwemer, Ed. Dreyer, Frau Augusta Lonk, C. Runge, Austin, Ill., Frau M. Hoyny, H. Biel, Sophie Schäfer, Fr. M. Streuber, H. Renten, Geo. Geerdts, Franziska Eikenkoeter, J. M. Elsner, Alma Brehme, L. Schmalholz, Frau H. Nehlsen, Frau M. Moerl, A. Heimburger.

Prämien gewannen:

Räthsel 139. — Loose No. 1—54. R. Schweitzer, 391 Hudson Ave.; Loos No. 48.

Räthsel 140. — Loose No. 1—53. K. Klaiber, Oak Park, Ill. Loos No. 41.

Räthsel 141. — Loose No. 1 — 51. Sophie Schäfer, 769 Paulina Str. Loos No. 36.

Räthsel 142. — Loose No. 1—23. A. F. Hintze, R. 321 City Hall. Loos No. 18.

Räthsel 143. — Loose No. 1—19. Frau Auguste Lonk. Loos No. 11.

Räthsel 144. — Loose No. 1—33. Eduard Dreyer, Loos No. 18.

Lösungen zu den „Nebenräthseln“ in voriger Nummer.

Scherzräthsel: — Nicht.

Räthsel:—Fessel, Kessel, Nessel, Sessel.

Räthsel: — Schlagbaum.

Briefe an den Räthsel-Onkel.

Chicago, 4. Okt. '99.

Mein guter Onkel!

Na nu, Sie wer'n doch nicht, und wenn, die Geister, die Sie riefen, die werden Sie nicht wieder los: trotzdem Sie mich schon einige Male ganz gründlich abgeführt haben, d. h. nach Ihrer Meinung. O, armer, guter Onkel! Als ich Ihren letzten Brief las, glaubte ich wirklich, Ihnen kondoliren zu müssen, denn eine Dame zur Schwiegermutter zu haben, die, gelinde gesagt, solche Kraftausdrücke gebraucht, na, ich danke, brrrr, o heiliger Bim Bam, die is ja noch schlimmer wie die meine, oder aber doch gerade so schlimm, und ich sage nur nochmals o armer guter Onkel. — — — Aber Onkel nichts für ungut; ich denke, es ist übrigens genug von diesem Thema, ich habe Sie gelegentlich ein wenig auf die Hühneraugen getreten und Sie haben's mit einem kräftigen Fußtritt wieder gut gemacht; und so wollen war denn wieder gut sein. MitIhrem Bilde scheinen Sie sich jene Kardinalsworte „mundus vult decipi, ergo decipiaturr“ zum Muster genommen zu haben.

Denn daß es nicht Ihr Bild ist, mußte ich zu meinem Schaden erfahren. Mit Ihrem Bilde in der Hand, stellte ich mich nämlich vor die Abendpost-Office und musterte jeden, der aus- und einging, und das 3 Tage lang, vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend, aber keiner kam, der Ihrem Bilde auch nur im geringsten ähnlich sah, und als ich endlich noch einige von Ihren Schriftsetzern mit in eine Wirthschaft nahm, sie treatete und dann gelegentlich fragte, ob sie dieses Bild, nämlich Ihres, kennten, da erklärten beide, es **nicht** zu kennen. Also wieder einmal hinters Licht geführt; aber bekannt werde ich mit Ihnen doch noch.

Grüßend Ihr treuer Neffe

Hermann R.

Lake View, 4. Okt. 1899.

Hochverehrter Räthselonkel!

Der Anblick Ihres lieblichen Bildes in der Räthselecke hat mich tief gerührt, und mahnt es mich doppelt, daß ich eine Zeitlang mich in Stillschweigen gehüllt und Ihnen keine Lösungen noch Räthsel gesandt habe, verehrter Onkel. Und doch bin ich treu geblieben, habe mit demselben Interesse Sonntags zuerst den Theil mit den Räthseln zur Hand genommen und auch gerathen, doch manchmal konnte ich nur eine der Nüsse knacken, und so habe ich es immer verschoben, zu schreiben. Haben Sie noch einen kleinen Platz in Ihrem gemüthlichen „Corner“ oder werden „treulos“ gewordene Nichten und Neffen gänzlich von Ihnen verstoßen? Wenigstens werde ich versuchen, immer mitzuhelfen und sollte es auch nur eine einzige Lösung sein, die ich einschicken könnte. Also mit herzlichem Gruß, Ihre im Stillen nicht untreu gewordene Leserin und Löserin

Frau L. M.

Chicago, 1. Okt. 1899.

Werther Räthselonkel!

Schon seit langer Zeit löse ich stets einige Ihrer Räthsel in meiner Lieblings-Zeitung, der Sonntagpost, und will heute auch einmal anfangen, selbige einzusenden. Also wieder einmal eine neue Nichte. Hoffentlich findet sich noch ein Plätzchen in Ihrem großen Herzen für dieselbe, namentlich da sie verspricht, hübsch artig sein zu wollen und alle Eigenschaften einer guten Nichte zu besitzen glaubt. Geduld beim Räthsellösen ist meine Haupttugend und ich hoffe, daß selbe auch beim Warten auf die Prämie ausreichen wird. Als Gegenmittel für die vielen bitteren Pillen, welche Sie seit 8 Tagen haben schlucken müssen, bin ich so frei, Ihnen einige meiner Anti-Bilious-Pillen (Aerger macht bekanntlich gallig), zu übersenden. Nehmen Sie Morgens nüchtern 3 davon, selbe sind sehr probat, ich hoffe, sie werden Ihnen gut thun. Schönen Gruß von Ihrer Nichte

Frau Marie H.

Sonntag, im Regenwetter.

Lieber Onkel!

Das ist wieder ein rechtes Hundewetter; kein bischen Sonnenschein und nichts als Regen und Koth. Was würde ich mit mir anfangen, wenn ich nicht meine Räthselecke, meine Sonntagpost hätte? Denn:

Wenn Regen und Koth den Menschen zwingt
Am Herd zu Haus zu bleiben,
Ist sie's, die uns vor's Auge bringt,
Was Andere draußen treiben.
D'rum doppelt willkommen, du herrliches Blatt,
Bist Du mir an diesem Morgen,
Ich lese und löse und werde nicht satt,
Vergesse den Regen, die Grillen und Sorgen.
Da — ist es Wahrheit oder Traum?—
Fällt mein Blick auf Ihr Bild,
Nach langem Warten, ich faß' es kaum,
Ist der Wunsch so Vieler endlich doch gestillt.

Den Wunsch so Vieler haben Sie allerdings erfüllt, wie Viele Sie aber damit enttäuscht haben mögen, das müssen Sie selbst mit Ihrem Gewissen abmachen, zumal Sie noch obendrein versichern, daß der Künstler sein Bestes gethan hat, um dem Originale so viel, wie möglich, nahe zu kommen. Daß die Ansichten in diesem Falle getheilt, ich glaube sogar, sehr getheilt ausfallen werden, das steht zu erwarten und es soll mich nicht wundern, wenn viele Ihrer Nichten behaupten werden, daß Sie das gar nicht sind, nachstehenden kleinen Zwischenfall mit in Betracht gezogen: Während ich Ihr holdes Ich noch betrachtete, blickt mir mein 8jähriges Töchterchen über die Schulter, und weil sie Ihr Bild mit „Der Räthselonkel“ unterzeichnet sieht, frägt sie mich, ob das der Onkel ist, an den ich fast jeden Sonntag schreibe? Bevor ich aber die Frage meinem Kinde noch beantworten konnte, gesellte sich zu seiner Schwester noch mein 10jähriger Sohn, der, nach seiner Mama Behauptung, eine Frucht, die nicht weit von ihrem Stamme gerollt ist, sein soll, blickt erst eine Weile ebenfalls das Bild an und bemerkt dann in einem sehr schwer nachzuahmenden Tone: „Räthselonkel? No, he looks more like a Loanuncle!“

LieberOnkel! Sie verzeihen meinem ungezogenen und doch so oft gezogenen Sprößling diesen harten Vergleich, dem leider jeder Kunstsinn abgeht, wovon sein Vater einen solchen schrecklichen Ueberfluß hat, daß er nicht anders kann, als auszurufen: Onkel, Ihr Bild ist über alles Erwarten, es ist zum Küssen!

Siegmund F.....

Räthsel-Briefkasten.

Hermann R. — Also Sie waren das gelinde gesagt bedenklich aussehende Individuum, das für mehrere Tage die Nachbarschaft unseres Sanctums unsicher machte? Das hätte der Onkel wissen sollen! Fürchtete er doch, daß das irgend ein rachgieriger Feind sei, der seinem unschätzbaren Leben nachstellte, sodaß er es nicht wagte, so frei und offen die Office zu betreten oder zu verlassen, wie sonst, sondern immer den Moment abpaßte, wo jene unheimlich aussehende Gestalt sich an den nächsten „Freilunchcounter“ begab. Und den Setzern war strenger Befehl gegeben, seinen Aufenthalt bezw. seine Identität zu verschweigen. So kam's, daß Sie da 3 mal 24 Stunden dagestanden und gewartet haben — „Bis der Liebliche sich zeigte“ — und zwar umsonst. — Na, wenn Sie wieder einmal Lust zu einem derartigen Unternehmen haben, so machen Sie dem Onkel vorher schriftlich Mittheilung davon, und er verspricht Ihnen, daß er dann sich selbst nicht verleugnen wird, im Gegentheil, vielleicht bindet er sich noch ein großes Plakat mit seinem Namen unter Anführung seiner sämmtlichen Titel und Würden um.

Sigmund Fr. — Der Onkel ist Ihrem liebenswürdigen Sprößling sehr verbunden für die gute Meinung, die derselbe über seine Persönlichkeit geäußert hat. Schade nur, daß er dieselbe nicht vor der Anfertigung des unvergänglichen Kunstwerkes kannte, sonst hätte er vielleicht den Zeichner veranlaßt, statt der Räthselliste die berühmten 3 Kugeln darauf anzubringen, um so den berechtigten Wünschen auch seiner Großneffen und -Nichten nachzukommen, oder vielmehr zuvorzukommen.

Frau M. M. — Das von Ihnen eingeschickte und vor mehr denn 90 Jahren von einem berühmten Berliner Geistlichen gedichtete Räthsel haben wir bereits vor ungefähr 4 Monaten gebracht. Daher die Unterlassungssünde, die hoffentlich vergeben ist.

Frau Marie Str.—Bitte, schicken Sie die Postkarte an den Onkel, und er wird Ihnen das gewonnene Buch zusenden.

Frau Marie H. — Herzlich willkommen in der Räthselgemeinde: hoffentlich wird Ihre Haupttugend, die Geduld, nicht zu sehr auf die Probe gestellt, und übernimmt es der Waisenknabe, sich statt des Onkels für die übersandten Pillen, die sich von sonstigen Medizinen ungemein vortheilhaft unterscheiden, erkenntlich zu zeigen. Besten Dank.

C. R. — Der Onkel bedauert, daß er sich durch Abdruck Ihres Schreibens in letzter Nummer Ihre Ungnade zugezogen hat; aber wenn eines der Glieder der Räthselfamilie die Veröffentlichung seiner Zuschriften nicht wünscht, so muß es dies dem Onkel mittheilen.

Frau Auguste L. — Das Schicksal hat sich freundlich in's Mittel gelegt, um Sie für die unbeabsichtigte Vernachlässigung in letzter Woche zu entschädigen, indem es Ihnen einen Preis zu Theil werden ließ. Bitte, schicken Sie aber Ihre Adresse ein, damit der Onkel die Zusendung der Freudensbotschafts-Postkarte veranlassen kann.

Ed. Dr. — Scherzräthsel soll nächstens gebracht werden.

Rudolph S. — Trotz der beinahe unverantwortlichen Faulheit im Lösen doch fürchterliches Glück! Nicht wahr?

Auguste Schw. — Die Lösungen waren alle richtig, nur so fortgefahren!

Frau L. M. — **Es ist bekanntlich mehr Freude im Himmel über einen reuigen Sünder denn über 99 Gerechte, und so freut sich auch der Onkel jedesmal riesig, wenn er ein schon verloren geglaubtes Glied seiner Gemeinde wieder zurückkehren sieht und heißt es jedesmal herzlichst willkommen.**

Emilie B. — Mit dem Schillerschen Fridolin möchte der Onkel frei sprechen: „Frau (oder Fräulein?), dunkel war der Rede Sinn!“ Das schweizerische Räthsel ist ihm nämlich gänzlich unverständlich. Wollen Sie ihm nicht eine Aufklärung zukommen lassen?

Karoline S. — Dasselbe Räthsel war uns schon von anderer Seite eingeschickt worden und ist, wie ersichtlich, heute abgedruckt.

Gertrude S. — Sehen Sie sich nur das von Ihnen so hart verurtheilte Bildniß des Onkels nochmals recht genau an, und Sie werden in seinen Augen einen Ausdruck der Milde und Güte entdecken können, der auch Ihnen Verzeihung für Ihr beinahe todeswürdiges Verbrechen verheißt. Und der Onkel will den Ausdruck seiner Augen nicht Lügen strafen und vergibt Ihnen, damit Sie sich nicht die Ihrigen auszuweinen brauchen. Also „Friede auf Erden!“

Cecile Gabrielle M. — Unbescheiden sind Sie gar nicht! Kaum haben Sie des Onkels Konterfei erhalten, so verlangen Sie noch das seiner besseren Hälfte! Warum nicht auch die Bilder der verschiedentlichen Ur-urgroßväter und -Mütter, damit Sie sich eine Art Ahnengallerie anlegen können?

J. Kl. — Wollen sehen, was sich mit dem Räthsel anfangen läßt. Rebus jederzeit willkommen.

Julie Sch. — Soll besorgt werden! Entschuldigung ist angenommen und derOnkel kann nur bedauern, daß seine arme Nichte so schwer angestrengt wird.

Theo. C. G. — Daß Sie im Diamanträthsel nicht auf den berühmten Hottentottenkraal kommen, a la Freiligrath kommen konnten, muß den Onkel schier verwundern! Außerdem besten Dank für die freundliche Meinung über das Meisterwerk der bildenden Kunst, das jetzt unsere Spalten ziert!

Frau Henriette L. — Herzlich gegrüßt bei Ihrem Wiedererscheinen unter des Onkels Korrespondenten und bestenDank für Ihre freundlichen Worte!

Rosa W. — Daß die Postkarte verloren gegangen ist, kann wohl sein. Der Onkel wird versuchen, ob er Ihnen ein Duplikat besorgen kann, denn dieRegel ist: No Checkee, no Washee, d. h. ohne Postkarte wird keine Prämie ausgehändigt.

J. & M. C. — Schicken Sie die nöthigen Briefmarken und die Postmarke ein, so wird der Onkel Ihnen die Prämie zusenden lassen.

G. M., Hammond. — Au!

Bertha R. — Der Onkel freut sich, daß er Ihre Handschrift wieder einmal zu Gesicht bekommt, und heißt Sie um so mehr willkommen, weil Sie ihm gleich ein Erzeugniß Ihrer Erfindungsgabe eingeschickt haben, das baldigst unter den Preisräthseln erscheinen wird.

Vom Felde der Naturwissenschaften.

Die Sintfluth und die Geologie.

Man kann vielleicht verschiedener Meinung darüber sein, ob die Popularisirung der Naturwissenschaften wirklich etwas Wünschenswerthes und Nützliches bedeute, in einer Beziehung aber ist ein Zweifel an der Nothwendigkeit eines solchen Vorganges unmöglich. Es gibt über gewisse Dinge, die nur durch die Naturforschung oder wenigstens im wesentlichen nur durch sie zu erklären sind, bei Hoch und Niedrig völlig falsche Vorstellungen, die geradezu jeden Fortschritt zu einer richtigeren Erkenntniß der Verhältnisse nach gewissen Richtungen hin durchaus verhindern.

In den letzten Wochen war so ziemlich in allen deutschen Zeitungen eine kurze Notiz zu lesen, wonach ein ungarischer Professor in irgend einer Gegend seines Vaterlandes ein „vorsintfluthliches Thier von ungewöhnlicher Größe" gefunden habe. Wenn der Geologe das Wort vorsintfluthlich hört, so läuft ihm schon immer eine Gänsehaut den Rücken hinunter, aber jene Notiz brachte noch ganz andere Ueberraschungen. Das Thier sollte nämlich ein Wal von 25 Fuß Länge sein und, nach der Erdschicht zu urtheilen, worin die Knochenreste — um solche kann es sich ja nur handeln — gelegen hatten, sollte das Thier „das älteste der in Europa bisher gefundenen" sein. In dieser Fassung blieb es unbestimmt, ob man die Thierreste nur für die des ältesten Walthieres in Europa halten oder die Ungeheuerlichkeit begehen wollte, es das älteste „vorsintfluthliche" Thier überhaupt zu nennen, das bisher jemals in Europa aufgefunden wäre. Thatsache ist es jedenfalls, daß die Nachricht verschiedentlich im letzteren Sinne verstanden wurde. Wenn ein Geologe so etwas liest, so muß man es ihm zu gute halten, wenn er einmal als Vertheidiger seiner so grausam verkannten und mißhandelten Wissenschaft auftritt, denn solche mit dem Schein eines wissenschaftlichen Tones gefärbte Nachrichten enthalten doch eine gewisse Gefahr, indem sie in den Proselyten der Naturwissenschaft, die vielleicht den besten Willen haben, sich diese und jene Kenntnisse daraus anzueignen, die schlimmsten angestammten Vorurtheile befestigen. Gegen den Begriff „vorsintfluthlich" ist der Geologe allerdings allmählig etwas abgestumpft geworden, da er ihn so oft zu hören bekommt, daß er unmöglich jedes Mal deswegen aus der Haut fahren kann. Es geht ihm damit ebenso wie den heutigen Meteorologen mit den Falbschen Wetterprophezeiungen, deren Unrichtigkeit sie zu tausenden von Malen auf das Sorgsamste nachgewiesen haben, und die doch für das Publikum ihren alten „Werth" unerschüttert behaupten. Das Festhalten an der irrthümlichen Vorstellung von der Sintfluth hat aber im Vergleich mit solchen anderen Irrlehren wie der von dem Einflusse des Mondes auf das Wetter wenigstens einen wesentlichen Vorzug: sie ist altehrwürdig, durch die Tradition begründet und für Viele geradezu geheiligt, und man dürfte sich danach gar nicht so sehr darüber wundern, daß die Sintfluth noch heute fast jedem Menschen, der nicht gerade Geologe ist, als jenes kolossale, die ganze Erde umfassende Ereigniß gilt, daß die gesammte Erdgeschichte gleichsam in zwei große Abschnitte theilt. Für die Geologie ist es aber doch betrübend, daß dem noch so ist, denn es ist damit beinahe der Beweis geliefert, daß bei der Mehrzahl auch der Gebildetsten die Geologie bisher so gut wie nichts geleistet hat. Diese große wundervolle Wissenschaft, die uns die Geschichte der Erde erst hat ahnen lassen und ihren imposanten Aufbau aufgedeckt hat wie der Anatom den inneren Aufbau des menschlichen Körpers, diese herrliche Wissenschaft, die ebenso wie die Anatomie das nächste und größte Anrecht darauf hätte, wenigstens in ihren Grundlagen jedem gebildeten Menschen bekannt zu sein — sie ist für fast alle Menschen, die sich nicht gerade zu ihren Jüngern zählen, bis auf den heutigen Tag ein verschleiertes Bild geblieben, sicherlich aber für alle die, die mit irgend welchen Thierresten aus der irdischen Vorzeit die Vorstellung einer „vorsintfluthlichen" Existenz verbinden.

Ueber die Sintfluth ist ja gewiß viel geschrieben worden, womit natürlich nur gemeint ist, vom wissenschaftlichen Standpunkte aus. Die Geologen haben, so lange sie den Pfad wissenschaftlicher Untersuchung betreten haben, nach Erklärungen für die Sintfluth, wie sie uns nach dem Bericht der Bibel und nach so vielen Sagen anderer Völker vor Augen steht, gesucht; auch die jetzt fast allgemein angenommene Aufklärung, die Eduard Sueß, der größte geologische Geist unserer Zeit, über die Sintfluth verbreitet hat, ist oft genug zur Sprache gebracht worden. Das hat aber alles nichts genützt. Es muß einmal geradezu darauf losgegangen werden zu zeigen, warum der Begriff „vorsintfluthlich" in so arger Weise mit allen Lehren der Geologie widerstreitet.

Bei allem Respekt vor der Ehrwürdigkeit der im Alten Testament niedergelegten Ueberlieferungen ist man sich unter den Geologen schon seit Jahrzehnten darüber einig geworden, daß die Sintfluth nicht die ganze Erde betroffen und auch sicher nicht bis zu den höchsten Bergspitzen bedeckt haben könne. Alle Erkenntniß mit Rücksicht auf diese Frage ist von der Entwickelung der Versteinerungskunde ausgegangen, die die Errichtung eines chronologischen Systems der Erdgeschichte überhaupt erst möglich gemacht hat. An zahlreichen Stellen der Erdoberfläche und in den verschiedensten Gesteinsschichten finden sich mehr oder weniger guterhaltene Thier- und Pflanzenreste, an deren Vorhandensein schon das Alterthum nicht achtlos vorübergehen konnte. Aber selbst ein Geist wie Aristoteles war seiner Zeit nicht im Stande, diese Versteinerungen auch nur in ihrer gröbsten Bedeutung richtig zu erfassen; nach seiner Meinung konnten es überhaupt nicht die Reste von Thieren und Pflanzen sein, sondern nur willkürliche Steinbildungen, hervorgegangen aus ziellosen Launen der Natur, und zu nichts nütze, als den Menschen als Kuriositäten zu interessiren. Diese Anschauung, mit dem Gewicht der aristotelischen Autorität in die Welt gesetzt, beherrschte die Vorstellungen selbst der Gelehrtesten bis über das Mittelalter hinaus. Leonardo da Vinci, dieser Genius von unerhört vielseitigen Gaben, soll nach dem vorläufigen Ergebniß geschichtlicher Untersuchung der Erste gewesen sein, der die im Gestein befindlichen Bildungen als die wirklichen Reste von Thieren und Pflanzen erkannt und diesen ketzerischen Glauben offen vertreten hat. Glücklicherweise wurde bald dafür gesorgt, daß an dieser neuen Theorie kein Vorwurf des Ketzerthums haften bleiben konnte. Angeblich war es der Neapolitaner Alexander ab Alexandro, auf dessen Autorität hin sich der Glaube Bahn brach, daß alle jene Versteinerungen als Ueberbleibsel der durch die Sintfluth vernichteten Lebewelt aufzufassen seien. Damals bedeutete diese fadenscheinige Erkenntniß einen Fortschritt, heute ein ganz unhaltbares Theorem. Aus ihr hat sich erst die sogenannte Diluvialtheorie entwickeln können, die später mit der Eiszeit in Zusammenhang gebracht wurde und bis auf den heutigen Tag in dem noch immer nicht ausgerotteten Namen „Diluvialperiode" der Geologie ein für die moderne Wissenschaft unpassendes Testament hinterlassen hat. Als man im Anfang unseres Jahrhunderts zu der Ueberzeugung gelangen mußte, daß nicht lange vor der heutigen Aera der Erdgeschichte in gewissen Gebieten eine großartige Umwälzung vor sich gegangen sei, die zur Ablagerung einer mächtigen Schicht von Lehm und Sand im Verein mit unzähligen Gesteinstrümmern von der Größe des gewöhnlichen Feldsteins is zu der kolossalen Gestalt des sogenannten erratischen Blockes geführt habe, da war eine Verquickung dieses Ereignisses mit der Sintfluth geradezu gegeben. Zunächst nahm man an, daß die Sintfluth für die Entstehung und den Transport jener Ablagerungen verantwortlich zu machen sei, und später, als man zu dem Begriff der Eiszeit als einer außerordentlich bedeutenden Vermehrung der Gletscher durchgedrungen war, da sollte die „große Fluth" aus dem Abschmelzen der gewaltigen Eismassen hervorgegangen sein. All das gilt heute für gänzlich unhaltbar. Die Alterthumsforschung hat die Hebel dazu geliefert, um jenen Aberglauben über Bord zu werfen. Unter den Ruinen der altassyrischen Königsstadt Niniveh wurde eine große Zahl von Thonscherben zu Tage gefördert, die in Keilschrift alte Ueberlieferungen darboten. Ihre Entzifferung machte u. a. ein uraltes Epos bekannt, nach seinem Helden das Izdubar-Epos genannt, das eine mit dem mosaischen Bericht in allen wesentlichen Zügen übereinstimmende Sage der Sintfluth erzählt. Dieses auch durch die Kraft seiner Sprache bewunderungswürdige Gedicht gab Eduard Sueß die Gelegenheit, in der Einleitung zu seinem berühmten „Antlitz der Erde" eine neue Theorie über das Wesen der Sintfluth zu entwickeln. Danach kann die bekannte Erzählung des alten Testaments nur eine Nachdichtung des älteren mesopotamischen Epos gewesen sein, und die sogenannte Noachische Fluth hat sich in dem unteren Stromgebiet von Euphrat und Tigris ereignet und sich nicht über dieses Landgebiet hinaus erstreckt. Die Katastrophe wurde wahrscheinlich herbeigeführt durch eine Vereinigung starker Erdbeben im Umkreise des Persischen Meerbusens mit einem schweren Wirbelsturm. Wenn bei anderen fernen Völkern ähnliche Fluthsagen vorhanden sind, so kann daraus kein Beweis für eine allgemeine Ausdehnung einer einzigen Fluth entnommen werden, sondern es werden solche großartigen Naturereignisse in einzelnen Erdräumen mehrfach eingetreten sein.

Dieser moderne Standpunkt der wissenschaftlichen Anschauung, auf dem wir jetzt angelangt sind, gibt uns die Grundlage, um den ganzen Unwerth des Begriffes „vorsintfluthlich" abzuurtheilen. Man wäre höchstens in jenem beschränkten Landgebiete von Mesopotamien dazu berechtigt, von vorsintfluthlichen Thieren zu sprechen, aber auch das hätte keinen Werth, wie wir gleich sehen werden. Für die Erde im Allgemeinen jedoch ist dieser Begriff gänzlich falsch, da es eben gar keine Sintfluth in des Wortes eigentlicher Bedeutung gegeben hat, die alle Länder gleichzeitig bedeckt hätte. Daraus ergibt sich schon die Erkenntniß, daß jene Fluth gar nicht das gesammte Thierleben auf der Erde vernichtet haben kann und daß in Folge dessen für eine Unterscheidung der Thiere in vor- und nachsintfluthliche durchaus keine Berechtigung vorliegt. Ein kurzer Blick auf den Umfang der heutigen Paläontologie wird uns die Größe des in jener Unterscheidung enthaltenen Irrthums erst in rechtem Lichte zeigen. Beinahe alle Zeitalter der Erdgeschichte, die auf die älteste Epoche der sogenannten Urgesteine gefolgt sind, enthalten die Reste von Lebewesen. Jede einzelne dieser Epochen umfaßt einen ungeheuren Zeitraum, für dessen Ermessung 10,000, 100,000, eine Million Jahre gar keine Rolle zu spielen vermögen. Auf jene älteste Periode des Archaicum folgten das Cambrium, das Silur, das Devon, das Carbon (die Steinkohlenzeit) und das Perm, und diese über riesige Zeiträume ausgedehnten Epochen der Erdgeschichte nehmen von dieser erst das erste, freilich weitaus größte Drittel, das Paläozoicum, ein. Dann folgt das Mesozoicum mit den drei großen Abtheilungen der Trias-, Jura- und Kreidezeit. Daran schließt sich erst die uns nächstliegende Periode des Neozoicum, gebildet aus den beiden Epochen des Tertiär und Quartär. Und wenn man nun die Sintfluth in einen dieser zahlreichen Abschnitte der Erdgeschichte unterbringen will, so kann sie nach geologischem Begriffe nur an das Ende oder wenigstens in die zweite Hälfte der Quartärzeit verlegt werden. Daraus ergibt sich, daß eben schlechterdings alle Thiere und Pflanzen, die nicht zu den Lebenden zu rechnen sind, zu den „vorsintfluthlichen" gestellt werden müßten. Die Sintfluth ist eben für die Geologie ein Ereigniß der jüngsten Zeit und sie würde, wenn sie überhaupt eine allgemeinere Bedeutung besäße, den kurzen Abschnitt der geologischen Neuzeit von der ungeheuren Spanne der eigentlichen geologischen Vergangenheit mit ihrem Spätalter, Mittelalter und Alterthum trennen. Aber bei solchen Erwägungen schwindet die Bedeutung dieses Naturereignisses zu dem kleinen Etwas einer lokalen Katastrophe, deren Einfluß für die Auffassung der Erdgeschichte als Ganzes völlig vernachlässigt werden kann.

Schließlich wollen wir noch kurz erwähnen, warum die Nachricht von dem Fund eines fossilen Walthieres als des ältesten „vorsintfluthlichen" Thieres von ganz Europa einen solch horrenden Blödsinn darstellt. Das älteste vorsintfluthliche Thier Europas muß, wie sich aus den obigen Erörterungen ergibt, das älteste Thier sein, das überhaupt auf dem Erdraume jenes (gegenwärtigen) Kontinents gelebt hat. Es ist nun doch ohne weiteres anzunehmen, daß das älteste Thier Europas etwa dasselbe gewesen sein wird wie das älteste Thier auf der Erde überhaupt; denn wenn das organische Leben von der Zelle seinen Anfang genommen hat, so werden in den ältesten Zeiten über die ganze Erde hin doch nur solche Urthiere verbreitet gewesen sein können, und es wird einen gewaltigen Zeitraum beansprucht haben, ehe sich diese Urthiere zu höheren Organismen entwickelten. Nun kennt die Paläontologie freilich aus leicht erklärlichen Gründen kein einziges einzelliges Urthier aus der ältesten geologischen Vergangenheit, weil diese Lebewesen viel zu zart sind, um durch Millionen von Jahren hindurch irgend welche Spuren ihres Lebens in den uralten Gesteinschichten zu hinterlassen. Die ältesten Thiere, die die Paläontologie kennt, müssen aber selbstverständlich sehr niedrig entwickelte Thiere sein, und so ist es in der That. Welch ein Abstand aber von einer Qualle, einem Brachiopod, einem Wurm, wie sie sich in den ältesten Gesteinsschichten in erkennbaren Spuren finden, und dem hochentwickelten warmblütigen Riesensäugethier, letzt RDGODGORDGO DGODO einem 25 Fuß Wal! Die Säugethiergruppe ist die höchste und darum zuletzt entwickelte Klasse des ganzen Thierreiches, und einen Vertreter dieser Klasse als ältestes Thier Europas bezeichnen, heißt alle unsere Kenntniß von der Entwickelung des Lebewesens von der Zelle an bis zum Menschen, diese großartigste Errungenschaft der Naturforschung, verleugnen. Die ersten Walthiere tauchen, so viel ihrer Reste man bisher gefunden hat, erst in der Tertiärperiode, also in der Neuzeit der Erdgeschichte, auf, und jener Ichthyosaurus, der thränenden Auges im Jurameer umherschwamm, war ein Urahn des ersten Walfisches, seit dessen Existenz Millionen und aber Millionen von Geschlechtern zu Grunde gehen mußten, ehe der erste Wal das Licht der Welt erblickte. Wenn nun also jener ungarische Professor wirklich das Skelett eines Wales in den Tertiärschichten entdeckt haben sollte, so wird der Fund bei den Paläontologen einiges Aufsehen machen, da aus jenem Gebiete noch nichts Aehnliches bekannt ist und solche Reste überhaupt zu den Seltenheiten gehören. Wir haben aber wenig Vertrauen dazu, daß er den Fund richtig zu deuten verstanden hat, denn wenn jemand von den Resten eines Wales als des „ältesten vorsintfluthlichen Thieres von Europa" zu sprechen im Stande ist, so besitzt er auch nicht die entfernteste Ahnung von den Grundlehren derjenigen Wissenschaft, die über die Bedeutung seiner Entdeckung zu urtheilen haben wird.

Praktische Winke.

Gegen den Kopfschmerz. Die moderne Medizin hat neue Mittel in Anwendung gebracht, von denen das eine oder andere bei jedem Patienten hilft. Da sind in erster Linie zu nennen: Antipyrin, Antifebrin und Phenacetin. Von diesen Mitteln wurde bis jetzt nur jedes für sich eingenommen, in Gaben von 0,5 bis 1,0; und dem einen half dieses, dem anderen jenes Mittel. In letzter Zeit, in den letzten Monaten, hat man diese Mittel zusammengemischt, und man erzielte damit die glänzendsten Erfolge. Die zwei berühmtesten Vorschriften lauten: Antipyrin 0,5, Phenacetin 0,1, Antifebrin 0,5, gut gemischt und höchstens dreimal täglich eine solche Gabe genommen lassen jeden Kopfschmerz schwinden. Die zweite Formel lautet: Phenacetin 0,5, Coffeïn Citric. 0,5. Die Anwendung ist wie bei Nummer 1. Bei dem weitverbreiteten und häufig qualvollen Vorkommen der Kopfschmerzen werden vielen Leidenden diese Vorschriften höchst willkommen sein, wenn sie auch ohne ärztliche Verordnung in der Apotheke nicht angefertigt werden dürfen. Kein Arzt wird sich weigern, dem Leidenden die eine oder andere Formel aufzuschreiben, denn die maßvolle Anwendung dieses Mittels kann nur wohlthuend und lindernd wirken.

Flaschen zu reinigen. Vielfach werden Flaschen mit Bleischrot gereinigt. Dies ist aber schädlich. Man nehme dafür lieber laues Sodawasser und Emailschrot, das der Gesundheit nicht schadet und seinen Zweck besser erfüllt. Einzelne Flaschen reinigt man mit Theeblättern und lauem Wasser schnell und gut, desgleichen mit rohen Kartoffelstückchen und mit zerstücktem Zeitungspapier. Die Druckerschwärze nimmt in einem Augenblick selbst die hartnäckigsten Flecken fort und macht auch fettige Flaschen schnell klar. Derartig behandelte Flaschen müssen aber sehr tüchtig mit heißem Wasser nachgespült werden

Schwaben zu vertreiben. Ein gutes, einfaches und sicheres Mittel, dies lästige, unangenehme Viehzeug aus Küche und Wohnung zu vertreiben, ist folgendes: Man nehme die Schalen von frischen, grünen Gurken und lege sie überall da aus, wo sich Schwaben befinden. Man kann versichert sein, daß die lästigen Thiere anderen Tages verschwunden sind. Oft angewandt wird auch das Ausstreuen von zu gleichen Theilen durcheinander gemischten Zucker mit Borax. Die Thiere liegen am anderen Morgen todt auf den Dielen, müssen zusammengefegt und verbrannt werden.

Kitt für Marmor bereitet man aus einer Mischung von neun Theilen feingepulvertem Ziegelmehl und einem Theil Bleiglätte, die man mit Hilfe von Leinöl zu einer festen Breimasse verknetet. Die zu verbindenden Theile oder Flächen müssen vor dem Aufstreichen des Kittes aufs sorgfältigste gereinigt und außerdem mit einem nassen Schwamm angefeuchtet werden, damit das Oel nicht etwa in den ja sehr porösen Marmor einzieht.

Lokalbericht.

Marktbericht.

Chicago, den 7. Oktober 1899.

Getreide.

Artikel	Preis
Weizen — Oktober	$0.70¾
Dezember	0.72⅞
Mais — Oktober	0.31¼
Dezember	0.30⅞
Hafer — Oktober	0.22¼
Dezember	0.22¾
Roggen — Oktober	0.57
Mai	0.58½
Gerste	0.38—0.46

Provisionen.

Artikel	Preis
Gepökeltes Schweinefleisch — Oktober	$8.17½
Dezember	8.37½
Schmalz — Oktober	5.45
Dezember	5.45
Januar	5.57½
Rippen — Oktober	5.10
Januar	5.10

Verschiedene Gebrauchs-Artikel.

Preise, die von den Engros-Firmen den Kleinhändlern berechnet werden.

Artikel	Preis
Aepfel, gedörrte	$0.06 —0.07
Pfirsiche, gedörrte	0.07 —0.09
Kirschen, entsteinte	0.10 —0.12
Aprikosen	0.14 —0.17
Heidelbeeren	0.06½—0.07
Himbeeren	0.12
Rosinen — Muskateller	0.05 —0.07
London Layers, per Kiste	1.10 —
Zantener Curranten	0.06 —0.08½
Zitronenschalen	0.11
Teragona Mandeln	0.15
Brasilianische Nüsse	0.05½—0.06
Erdnüsse (Tennessee'er)	0.05½

Spezereien.

Artikel	Preis
Zucker — der Hut, 100 Pfund	$ 5.70
Staubzucker, 100 Pfund	5.39
Speisezucker, 100 Pfund	5.18
Würfelzucker, 100 Pfund	5.58
Konditors' A, 100 Pfund	5.08
„Off A", 100 Pfund	4.83
Thee — Young Hyson	0.25 —0.55
Imperial	0.30 —0.42
Gunpowder	0.28 —0.50
Moyune	0.67 —0.7[illegible]
Japan	0.28 —0.44
Oolong	0.25 —0.70
Kaffee — Bester Rio	0.12 —0.17
Geringere Sorten Rio	0.8 —0.11
Maracaibo	.11 —0.13
O. G. Java	0.26 —0.32
Mokka	0.23
Reis — Louisiana	0.05 —0.07½
Carolina	0.05½—0.07½
Java	0.05½—0.06
Japan	0.06½—0.07½

Fische.

Artikel	Preis
Weißfische, 100 Pfund	$ 8.00
California Lachs	12.50
Nr. 1 Forellen, Faß	6.50
Holländische Häringe, frische, Fäßchen	0.90 —1.10
Labrador Häringe, per Faß	8.00

Viehmarkt.

Artikel	Preis
Beste Stiere	$5.90 —7.00
Stiere mittlerer Größe	5.55 —5.85
Stiere von 900—1000 Pfund	4.50 —5.00
Stiere von 1000—1300 Pfund	5.10 —5.50
Bullen	2.50 —4.35
Kühe und Färsen	3.00 —4.65
Färsen	4.70 —5.25
Kälber	4.00 —7.00
Texanische Stiere	3.20 —4.30
Schweine	4.00 —4.77½
Schafe	2.00 —4.00
Lämmer	3.50 —6.00

Es wurden während der letzten Woche nach Chicago gebracht: 54,624 Rinder, 1,912 Kälber, 144,983 Schweine, 87,248 Schafe. Von hier verschickt wurden: 17,657 Rinder, 706 Kälber, 29,795 Schweine, 9,557 Schafe.

Marktpreise an S. Water Straße.

Meierei-Produkte:

Artikel	Preis
Butter—	
Creameries: Extras	$ 0.23
Erste Qualität	0.19 —0.20
Zweite Qualität	0.15½—0.16½
Dairies: Extras	0.20
Kochbuter	0.14
Käse—	
Twins	0.11½—0.11½
Cheddars	0.11½—0.12
Young Americans	0.11½—0.11¾
Brick	0.11 —0.11½
Limburger	0.10¾—0.11
Schweizer	0.12½—0.13
Eier—	
Per Dutzend	0.16½
Bohnen—	
Per Sack	1.40
Geflügel, für die Küche hergerichtet—	
Truthühner, per Pfund	0.09 —0.10
Hühner, per Pfund	0.08½—0.09
Enten, per Pfund	0.08½—0.09
Gänse, per Pfund	0.08 —0.12
Lebendes Geflügel—	
Truthühner, per Pfund	0.09 —0.09½
Hühner, per Pfund	0.07½
Enten, per Pfund	0.07
„Spring Chicken", per Pfund	0.08
Gänse, per Dutzend	5.50 —6.50
Kalbfleisch, per 100 Pfund	5.50 —9.00
Frische Fische—	
Schwarzer Barsch, per Pfund	0.11½—0.12
Zander, per Pfund	0.06½
Hechte, per Pfund	0.05 —0.05½
Büffelfisch	0.05
Forellen	0.16 —0.18
Frische Früchte—	
Aepfel, per Faß	1.00 —3.25
Zitronen, per Kiste	5.00 —6.00
Birnen, per Faß	1.50 —2.75
Kartoffeln, per Buschel	0.25 —0.32
Süßkartoffeln, per Faß	1.50 —2.40
Tomaten, per Buschel	0.40 —0.60
Zwiebeln, per 70 Pfund	0.30 —0.40
Gurken, per Dutzend	0.40 —0.60
Kohl, neuer, per Kiste	1.00 —1.25
Salat, per Kiste	0.20 —0.25
Wachsbohnen, per 1½ Buschel	1.00 —1.25
Blumenkohl, per Dutzend	1.00 —1.50
Sellerie, per Kiste	0.15 —0.50
Möhren, 100 Bündel	0.75
Endivien, per Dutzend Bündel	0.15 —0.20

Todesfälle.

Nachstehend veröffentlichen wir die Liste der Deutschen, über deren Tod dem Gesundheitsamte zwischen gestern und heute Meldung zuging:

Lother, Harriet B., 18 J., 5130 Wabash.
Kellander, Carl G., 28 J., 5924 Wentworth Ave.
Gabriel, August, 62 J., 224 Larrabee Str.
Goldenstein, Herman, 54 J., 877 W. 14. Place.
Arnold, Harriet A., 80 J., 104 Lincoln Boul'd.

Bau-Erlaubnißscheine

wurden ausgestellt an:

E. L. Smith, zweistöckiges Brickhaus, 408 S. Kedzie Ave., $3700.

Der Grundeigenthumsmarkt.

Die folgenden Grundeigenthums-Uebertragungen in der Höhe von $1000 und darüber wurden amtlich eingetragen:

Union Ave., 133 F. nördl. von 65. Str., 91×100, Maggie A. Link und Gatte an Harvey W. Murray, $32,000.
Kimbark Ave., 313 F. südl. von 54. Str., 23×168, C. M. Ackerly an Elmer Daugur, $5000.
Gladys Ave., 25 F. östl. von S. 43. Ave., 25×124, C. R. Dutton an L. A. Barty, $1000.
Smalley Ct., 159 F. nördl. von Dunning Str., 37½×125, M. R. Kimball an D. M. O'Neill, $1125.
Warner Ave., 660 F. östl. von N. 56. Ave., 660×887, Louise S. Schultz an William J. Baurle, $10,000.
Milwaukee Ave., 415 F. nordwestl. von Sacramento Ave., 25×110, F. H. Morehouse an M. B. Gilbert, $2500.
Buffalo Ave., 80 F. südl. von 88. Str., 25×140, C. Petrie an A. W. Movell, $3000.
Cleveland Ave., 294 F. südl. von Menominee Str., 5×72, J. Schwartz u. A. durch M. in C. an Peter Borscheid, $2000.
Laflin Str., 100 F. südl. von 17. Str., 24 F. bis zur Alley, und anderes Grundeigenthum, J. Nemec an M. K. Kneeck, $1500.
Ashland Ave., 251 F. nördl. von 57. Str., 25×124, W. Reid an Frank Tuma, $1300.
Lotten 34 und 35, Gardners Abtheilung, Montrose P. H. Finley an James Finley, $1000.
69. Pl., 59 Fuß westl. von Jefferson Ave., 75×124, und anderes Eigenthum, A. P. Sawyer an A. H. Sawyer, $3000.
Langley Ave., 187 F. nördl. von 66. Str., 24×121, G. W. Andrus an M. M. Preston, $4000.
56. Str., 72 F. östl. von Butler Str., 25×140, C. Olson an L. E. Bartlett, $1500.
Wentworth Ave., 26 F. südl. von 58. Str., 33×125, Henry W. Murray an Maggie A. Link, $8000.
Morgan Str., 32 F. nördl. von 53. Str., 33×125, C. Krentz an C. Kraft, $2300.
Ashland Ave., 100 F. südl. von Privat-Straße, 25×120, J. Heinlein an H. D. Henn, $1900.
Groveland Ave., 170 F. südl. von 29. Str., 17½×94, M. M. Long an C. B. Ames, $8000.
State Str., 267 F. südl. von 12. Str., 20×143½, Peter Casby u. A. an Carl C. Bullock, $8500.
Throop Str., 475 F. südl. von 29. Str., 25×115, M. Gajzynski an M. Gajzynski, $1875.
Dasselbe Grundstück, M. Gajzynski an J. L. Thurm, $800.
18. Str., 189 F. westl. von Throop Str., 24×124, Marie Jiran an Joseph Bernards, $4850.
Halsted Str., 301 F. nördl. von 30. Place, 30×100, A. Warjawsky an Abel A. Putnam, $8000.
Polk Str., 248 F. westl. von Central Park Ave., 50×124, A. J. Oliver an L. Allen, $2000.
Lake Str., S. W.-Ecke 47. Ave., 50×13[illegible], F. P. Davis u. A., durch M. in C. an Robert Clark, $5000.
Fulton Str., 185 F. östl. von S. 41. Ave., 26×180, W. M. Derby Jr. an F. A. Lausen, $1500.
Fulton Str., 212 F. östl. von S. [illegible] Ave., 26×180, derselbe an denselben, $1500.
Milwaukee Ave., 324 F. südöstl. von Augusta Str., 25×125, William J. Bauer an Louise S. Schultz, $6500.
Harding Ave., 168 F. südl. von Le Moyne Str., 18×124, T. Dean an A. B. Gilbert, $1300.
Cherry Pl., 126 F. [illegible] von Maplewood Ave., 27½×110 und anderes Eigenthum, Adolph Larson an Levenz M. Lar[illegible], $4500.
Artesian Ave., [illegible] F. nördl. von Dunning Str., 25×125, [illegible] Pearson an Otto Pearson, $2000.
Dakin Ave., 129 F. westl. von Fremont Str., 10×122, W. [illegible] Richards an Annie Haeger, $6000.
Irving [illegible] Park Ave., 327 F. östl. von Perry Str., 50×[illegible], Anna E. Dirke an John L. Revere, $[illegible].
Hermitage Ave., 92 F. südl. von Leland Ave., 50×165, Swen J. Blomquist an Christina Weholis, $6600.
Langley Ave., 131 F. nördl. von 75. Str., 60×124, Charles S. McNett an John S. Wallace, $6500.
Grove Ct., 170 östl. von Orchard Str., 24×123, Ernst F. Herrmann an John Gerts, $3000.
Normal Parkway, 513 F. östl. von Stewart Ave., 50×171, John M. Young an Henry Michel, $30,000.
Evanston Ave., 200 F. nördl. von Hollwood Ave., 40×230, F. P. Peabody u. A. an Thomas Curran, $3750.

Heiraths-Lizensen.

Folgende Heiraths-Lizensen wurden in der Office des County-Clerks ausgestellt:

Samuel Goldman, Millie Goldberg, 23, 20.
William A. Thompson, Hilda M. Taylor, 28, 24.
Russell R. Taylor, Manetta D. Taylor, 22, 22.
Antonio Slowy, Pauline Kuzinjha, 27, 22.
James Patterson, Emma J. Hosker, 24, 23.
Ernst Hahn, Ottilia Rinkowski, 53, 47.
Peter Baisen, Anna Eckerly, 24, 26.
Paul Wille, Augusta Weidbach, 22, 21.
Harrison C. Mackay, Josephine Alvorez, 26, 21.
Bartholomeo Colobrese, Francisca Argentina 22, 16
Joseph Fleik, Anna Bauer, 25, 19.
Solomon Rosenthal, Rebecca Grollman, 29, 28.
Frank P. Boyle, Bridget Collins, 28, 28.
Carl G. Bergstrom, Ida Olson, 29, 24.
Louis Dobbs, Mary Wagner, 41, 30.
Otto C. Richert, Ada C. Knowles, 39, 24.
Emanuele Madica, Mary Mcolone, 29, 19.
Frank Profeck, Josefine Kataspis, 22, 18.
Carl Larsen, Eleonora K. M. F. K. Ahrens, 37, 27.
Fred. C. Van Wait, Cora Sherman, 23, 20.
Julius Johnson, Eleonora Lynch, 21, 19.
Stephen A. Kerwer, Emma C. Magel, 22, 21.
Walter Brocke, Katie Kopp, 24, 24.
Louis W. Andersen, Alma Wyurburger, 30, 32.
Arthur E. Besker, Sadie A. Gackley, 38, 30.
George Jensen, Mary Marcott, 20, 22.
Louis Heller, Cille Brozko, 23, 21.
John Czajka, Mary Stuczenski, 26, 18.
David Silverstein, Eva Freidman, 24, 19.
John D. Lindstrom, Nicolina B. Thorson, 29, 30.
L. Brent Vaughn, Alice L. Reddy, 25, 25.
Joseph A. Hultin, Christine Peterson, 27, 26.
Fred. Clark, Corinne Lacey, 28, 19.
Frank Wisniewski, Mary Gajewski, 23, 21.
Wm. Bohnenberger, Louise Kroening, 22, 27.
Wm. A. Harper, Caroline A. Spooner, 29, 26.
James Aiker, Lena Rettinger, 22, 22.
Victor Reimers, Josie J. Clark, 22, 28.
Harmon Auger, Paulina Harris, 30, 21.
Tomasz Sandruck, Carolina Novak, 29, 20.
Rudolph A. Busch, Emma C. Frank, 24, 24.
Henry B. Calmus, Josephine Schintgen, 28, 26.
William Hurley, Mary E. Leahy, 27, 21.

Der Klopfgeist.

Eine spiritistische Geschichte. Von Maximilian Egierew.

Vor mehr denn fünfzehn Jahren kam ich auf meinen Reisen auch nach Rom, wo ich längere Zeit Aufenthalt nahm. Täglich führte mich mein Weg an der spanischen Treppe vorüber, welche von den Modellen der Künstler Roms in allen möglichen malerischen Stellungen belagert wurde. Herrliche südländische Typen — sowohl Männer wie Weiber — waren da zu schauen, und ich kann den Künstler wohl begreifen, der bei diesem Anblick die Welt um sich herum vergißt.

Auch ich konnte mich an den farbenreichen Bildern, welche die spanische Treppe darbot, nicht satt sehen, namentlich war es eine Schöne, die mich ganz besonders fesselte. Eine schlanke Gestalt, hellbronzefarbene Haut, die wie Sammet schien, ein Paar dunkler Augen, in denen ein unheimliches Feuer brannte, blauschwarzes Haar, welches ein regelmäßig geformtes Gesichtchen umrahmte — das wäre mein Modell gewesen, wäre ich Maler.

So waren etwa vierzehn Tage verstrichen, als ich einst spät am Abend den spanischen Platz wiederum passirte.

Ich kam aus dem Theater, und da ich noch Appetit verspürte, trat ich in das am Platz belegene „Caffé Turco", welches allerdings nicht gerade im besten Rufe stand. Um so erklärlicher war das Erstaunen, das sich meiner bemächtigte, als ich meine Schöne mit einem „Italiano" an einem Marmortischchen sitzen sah.

Obgleich ich mich unweit ihres Tisches niedergelassen hatte, konnte ich dennoch kein Wort des heftig gestikulirenden Italieners verstehen. Das Mädchen saß stumm da und starrte wie geistesabwesend zu Boden.

Während ich mich noch mit meinen gerade nicht lucullischen Genüssen beschäftigte, erhob sich das Paar, um das Kaffeehaus zu verlassen. In diesem Moment trafen sich meine und des Mädchens Blicke, und mich schauten ein Paar Augen so traurig und hilfesuchend an, als wollten sie sagen: Komm und steh mir bei.

Kaum hatten beide die Straße betreten, als mich eine große Unruhe überkam. Bei mir war es abgemacht, daß der Italiener mit dem Mädchen nichts Gutes im Sinne hatte. Ich beeilte mich daher und trat auf den Platz hinaus.

Es mochten, seitdem das Mädchen mit seinem Begleiter das Lokal verlassen hatte, zehn Minuten vergangen sein. Tiefe Nacht umgab mich, und ich mußte mich erst an die Dunkelheit gewöhnen, um meine Umgebung zu unterscheiden.

Da — was war das? — ein gellender Schrei drang durch die nächtliche Stille. Dann wieder war alles ruhig.

Es war ein Schrei eines in höchster Gefahr schwebenden Wesens, und ein Gedanke durchblitzte mein Hirn — dieses Wesen konnte nur die Schöne von der spanischen Treppe sein. Nach meiner Beurtheilung kam der Hilferuf — als solchen faßte ich ihn auf — von der „Via di Propagnada" her. Ich stürmte in dieser Richtung davon. Der Schrei wiederholte sich nicht; doch je näher ich dem vermeintlichen Thatorte kam, desto deutlicher hörte ich ein Stöhnen.

Da — meine Vermuthung sollte sich bestätigen — in einem Winkel lag ein Weib. Ich zündete mein Taschenfeuerzeug an und beleuchtete die Gestalt. Ja, da lag sie, an die ich dachte, mit geschlossenen Augen, während ein Blutstrom aus ihrer Brust hervorquoll.

Sofort wußte ich, was geschehen, und ohne mich lange zu besinnen, nahm ich sie auf und trug sie, gefolgt von einigen Menschen, die sich inzwischen angesammelt hatten, über den Platz hinweg nach der „Via della Croce", wo ein deutscher Arzt wohnte.

Die Wunde, welche oberhalb der linken Brust saß, rührte von einem Dolchstoße her, war aber keine lebensgefährliche. Von dem Thäter war keine Spur zu sehen gewesen, eine Anzeige bei der Polizei hatte keinen Erfolg gehabt, und das Mädchen verweigerte jede Aussage.

Erst Wochen später, als die Wunde längst geheilt war, erzählte sie mir, was ich mir selbst schon zusammengereimt hatte. Jener Italiener, mit dem ich sie im „Caffé Turco", wohin er sie geschleppt, gesehen hatte, war ihr ehemaliger Geliebter. Weil er ihr die Treue nicht bewahrte, ließ sie ihn im Stich. An jenem denkwürdigen Abend hatte er sie dann aufgesucht und sie gebeten, wieder die Seine zu werden. Darauf waren sie in einen Wortwechsel gerathen, und die Folge war der Dolchstoß.

Seit ihrer Genesung kam ich fast täglich mit ihr, die sich „Angelina Lombi" nannte und keine Eltern mehr besaß, zusammen und wurde, ohne daß ich es merkte, der väterliche Beschützer der fünfzehnjährigen Angelina, welche ihrerseits mit kindlicher Zärtlichkeit mir zugethan war.

Sehr nahe ging ihr daher mein Abschied von Rom, und nur der Gedanke, daß sie von mir zu hören bekommen sollte, tröstete sie.

* * *

Jahre waren seit jenem Ereigniß verflossen. Längst weilte ich wieder in meiner Vaterstadt, und dachte kaum noch an Angelina Lombi. Da erhielt ich einen schönen Tages von einem Bekannten aus dem benachbarten F.... eine Einladung zu einer Sitzung eines spiritistischen Vereins, der sich in jener Stadt gebildet hatte. Zwar entlockte mir die Einladung ein skeptisches Lächeln; dennoch beschloß ich, derselben Folge zu leisten.

In einem Zimmer des vornehmsten Gasthauses saßen wir am Abend der Sitzung um einen Tisch und warteten, indem unsere inneren Handflächen auf der Tischplatte ruhten, der Dinge, die da kommen sollten.

Ich lächelte ungläubig und höhnisch, und schon war ich im Begriff, aufzuspringen. — Da — was war denn das? — begann der Tisch nach einer Seite hin sich zu heben, immer mehr und mehr, bis schließlich die eine Tischkante auf meinem Schooß ruhte.

„Sehen Sie, Sie ungläubiger Thomas, der Geist ist anwesend und will mit Ihnen reden! — Gestatten Sie, meine Damen und Herren, daß ich die Unterhaltung beginne, die unser Ungläubige dann fortsetzen wird!"

So unterbrach der Leiter der Versammlung die im Zimmer herrschende Stille und erklärte uns dann, daß ein dreimaliges Klopfen des Tisches „Ja" und ein zweimaliges „Nein" bedeutet. Wenn der Geist seinen Namen zu nennen bereit ist, müßte das Alphabet hergesagt werden, und bei den betreffenden Buchstaben, die seinen Namen bilden, würde es dreimal klopfen.

„Geist, bist Du noch anwesend?" fragte nun der Leiter; denn der Tisch hatte sich in seine alte Lage zurückbegeben.

Ein dreimaliges starkes Pochen bejahte die Frage.

„Willst Du mir Deinen Namen nennen?"

Ein zweimaliges sehr energisches Klopfen sagte uns: „Nein".

Jetzt begann mir doch etwas unheimlich zu werden, zumal der Tisch sich wieder hob und abermals in meinen Schooß fiel.

„Der Geist will anscheinend nur mit Ihnen reden!" erklärte der Leitende. „Stellen Sie mal meine letzte Frage!"

„Geist, willst Du mir sagen, wer Du bist?"

Mein Herz schlug fast hörbar, als ich so fragte, und gespannt lauschten ich und wir Alle der Antwort.

Eins.... zwei.... drei!

Darauf begann ich: „A—". Der Tisch klopfte dreimal heftig!

Ich fing von Neuem an: „A.... B.... C.... N". — Bei diesem Buchstaben klopfte es wieder dreimal.

Jetzt überlegte ich schon: „An.... An" — nun, wir werden ja sehen.

Beim dritten Hersagen des Alphabets kam ich bis „G".

Nun wurde ich neugierig. — Während ich bei „An" immer an Anna — ein Mädchen solchen Namens kannte ich nicht — denken konnte, so wußte ich nun absolut nicht, was ich aus den drei Buchstaben A, N und G machen sollte; denn eine Person, deren Namen so begann, hatte meinen Lebensweg noch nicht durchkreuzt.

Immer verdrehter schien uns die Sache zu werden, als der nächste Buchstabe ein „E" war. Dann folgte ein „L", ein „I", dann wiederum ein „N" und — Leichenblässe bedeckte mein Gesicht und der Schweiß trat mir vor die Stirn, als es bei „A" abermals dreimal klopfte.

„Angelina!" stammelte ich, und wie zur Bestätigung ließ der Tisch ein dreimaliges Klopfen vernehmen.

Nun aber wollte ich mehr wissen; auch den Familiennamen sollte der Geist nennen. L.... O.... M.... B.... I. — Richtig, da war er: Angelina Lombi!

Immer noch hatte ich geglaubt, daß sich Jemand einen Spaß mit mir machte, dem der Name „Angelina" zufällig in den Kopf gekommen wäre. Auch war mir nicht erinnerlich, daß ich jemals ein Sterbenswörtchen von Angelina erzählt hätte; nur der Arzt in Rom kannte die Geschichte. Also fragte ich mich, woher konnte dieser Jemand den Namen „Lombi" wissen.

Ich fragte weiter: „Wo hast Du mich kennen gelernt, Angelina?" — R.... O.... M.... A! war die Antwort. „Wo in Rom?" — P.... I.... A.... Z.... Z.... A.... D.... I.... S.... P.... A.... G.... N.... I.... A! „Wo dort?" — C.... A.... F.... F.... E.... T.... U.... R.... C.... O!" Wo fand ich Dich denn?" — V.... I.... A.... D.... I.... P.... R.... O.... P.... A.... G.... A.... N.... D.... A....!

Jetzt war ich sprachlos. In meinem Kopfe tobte es, um mich her drehte sich Alles, und ich glaubte, den Verstand zu verlieren. Ich riß mich zusammen und fragte: „Angelina, was willst Du von mir?" — K.... O.... M.... M.... E.... N.... A.... C.... H.... R.... O.... M.... M.... E.... I.... N.... G.... R.... A.... B.... Z.... U.... S.... E.... H.... E.... N!

Noch ehe der letzte Klopflaut verklungen war, sprang ich entsetzt auf und lief, wie ich war, hinaus in die Nacht, um meine aufgeregten Nerven zu beruhigen.

Doch unaufhörlich vernahm ich das Pochen des Tisches, und mir war, als verfolgte mich der Geist der Angelina. Ich glaubte ihre Stimme zu hören, wie sie mir Vorwürfe machte, daß ich mein Versprechen, ihr zu schreiben, nicht gehalten hatte.

Gegen Morgen erst suchte ich mein Zimmer im Gasthofe auf und mit dem ersten Zuge fuhr ich nach meiner Heimathstadt zurück. Allmählich beruhigte ich mich über den Vorfall und dachte bald nicht mehr daran. Doch des Räthsels Lösung sollte kommen.

Einige Monate nach der geheimnißvollen Sitzung weilte ich in der Reichshauptstadt.

Ich war den ganzen Tag umhergebummelt und fand mich des Abends in einer bekannten Weinstube ein.

Nicht lange saß ich an einem Tisch des stark besuchten Restaurants, als ein Herr, höflich grüßend, ebendaselbst Platz nahm und mich scharf beobachtete.

Auch ich meinerseits mußte ihn unausgesetzt ansehen.

Endlich entschlüpfte mir die Frage: „Habe ich vielleicht die Ehre, mit Herrn Dr. Eisenbarth zusammen an einem Tische zu sitzen? Mein Name ist Egierew". — „Ah, mein lieber Egierew! Wie geht's? Ich freue mich unbeschreiblich, Ihrer endlich habhaft zu werden — also hat sich auch meine Vermuthung bestätigt!" — „Wie, Herr Doktor, haben Sie mich denn gesucht?"

Der Doktor hielt sein Glas hoch und sagte ernst: „Dem Gedächtniß der Angelina Lombi!"

Ich zuckte zusammen. Also war sie todt.

Gespannt lauschte ich den Worten Dr. Eisenbarths, der also begann: „Ja, um sie dreht sich Alles, was ich Ihnen zu berichten habe. Fangen wir also bei Ihrer Abreise an. Sie waren etwa vier Wochen fort, da kam Angelina zu mir und fragte mich, ob ich nichts von Ihnen gehört habe. Ich wußte nichts, und sie berichtete weiter, daß Sie ihr versprochen hatten, zu schreiben und sie bis zum heutigen Tage noch keine Nachricht von Ihnen habe. Sie fühlte sich unglücklich und wollte am liebsten sterben. Ich versprach, Alles zu thun, um Sie ausfindig zu machen, und gestattete ihr, sich bei mir Bescheid zu holen. Von nun an kam sie fast jeden Tag, doch ging sie stets davon, ohne daß ich ihr etwas von Ihnen sagen konnte. Alle meine Bemühungen waren fruchtlos. Ich hatte wohl von Ihnen einmal gehört, daß Sie in der Gegend von H.... zu Hause wären, aber das genügte kaum, und dann hatten Sie mir ja auch gesagt, daß Sie vorläufig Ihre Heimath nicht wiedersehen würden. Wohin Sie sich nach Ihrer Abreise von Rom gewendet hatten, war nicht zu ermitteln. Angelina schien sehr darunter zu leiden, sie wurde zusehends elender, und ich sah sie nur noch in Thränen. Ihre Kräfte nahmen immer mehr und mehr ab, bis sie schließlich einem Schatten glich; sie hielt sich aber dennoch lange Zeit, immer hoffend, Sie noch einmal wiederzusehen. Endlich nach drei Jahren seit Ihrer Abreise verschied sie, trotz meiner Kunst, in meinen Armen. Ihr letzter Gedanke waren Sie, und ich gelobte ihr, Sie von ihrem Tode in Kenntniß zu setzen, sobald ich von Ihnen hören sollte. Die Anhänglichkeit des Mädchens an Sie rührte mich dermaßen, daß ich fast die ganze Welt alarmirte; aber keine Spur konnte ich von Ihnen entdecken.

„Da kam ein Zufall mir zu Hilfe.

Aus H.... bekam ich von einem Studiengenossen, der an der dortigen Universität dozirte, eine Nachricht. Halt! dachte ich sofort, Egierew war aus der Gegend, vielleicht konnte ich auf diese Weise etwas über Sie erfahren. Doch der Brief an meinen Studienfreund blieb unbeantwortet. Vierzehn Tage später erhielt ich die Anzeige seines Todes.

Ich hatte ihm in dem Briefe alle Einzelheiten über Sie und Angelina mitgetheilt, weil ich hoffte, daß es ihm dadurch leichter gelingen würde, Sie aufzufinden.

Mein Gelübde der Angelina gegenüber ließ mir keine Ruhe, und so machte ich mich vor einige Wochen nach Deutschland auf. Gestern bin ich nun aus F... hier angekomen, da ich dort von einem Ihrer Bekannten, den ich zufällig kennen gelernt, erfahren habe, daß Sie in der Hauptstadt weilen. Und nun will das Glück, daß ich Sie hier trefe und ich so mein Versprechen einlösen konte."

Jetzt war mir auf einmal alles klar. Irgend ein Mitglied des Spiritisten-Vereins war in Besitz des Eisenbarthschen Briefes gerathen und hatte sich den Inhalt desselben zur Förderung seiner Vereinszwecke zu Nutze gemacht. Das war des Räthsels Lösung.

Die Polarwelt.

Die Polarwelt schilderte Frithjof Nansen in einem am 18. September auf der Münchener Naturforscher-Versammlung gehaltenen Vortrage. Der allgemeine Eindruck, den Nansen von der Polartemperatur erhielt, ist der, daß die Kälte gar nicht so schlimm sei, wie man gewöhnlich glaube. Die niedrigste Temperatur sei nur —53 Grad Celsius gewesen. In Sibirien habe man aber bis —68 Gr. C. Die Winde haben eine Durchschnittsgeschwindigkeit von $5\frac{1}{2}$ Metern per Sekunde. Windstille war sehr selten. Die Wolken sind im Winter sehr leicht, ähnlich wie in Skandinavien. Nordlichte wurden fast täglich beobachtet, auch im Winter. Nansen schloß seine Ausführungen mit Mittheilungen über die Lebewelt im Polarmeer. „Im Sommer," sagte er, „haben wir Leben überall gefunden, im Wasser Wallrosse, Robben. Erstere sogar bei einer Meerestiefe von 400 M., so daß anzunehmen war, daß Land in der Nähe nicht zu finden war. Nördlich vom 84. Breitengrad trafen wir Robben, und beim 85 Grad trafen wir sogar auf Fuchsspuren. Möwen und verschiedene Vögel trafen wir jeden Sommer bis zu 86 Gr., Walfische bis 85. Grad. Thierleben im Wasser war überall vorhanden, meistens war es typisch arktisch. Es enthielt viele Formen, die überall vorkommen, aber auch ganz neue Arten und Species. Die Wallrosse gaben uns die Bedeckung der Hütten, und das Fleisch aßen wir. Es schmeckte aber nicht besonders. Da war es mit den Bären schon besser, die wir von der Farm aus noch im 85. Breitengrad schossen. Man muß sich auch den Nordpol nicht von allem Leben verlassen denken. Es kommt vielleicht ein Bär dort vor, im Sommer sind vielleicht Narwale, Robben und auch Vögel dort anzutreffen, und Lebewesen im Wasser sind am Pol sicher. Es giebt keine Stelle der Erde, wo kein Leben zu finden ist."

Die Pariser Romane werden theurer.

Aus Paris wird berichtet: Mit rauher Hand haben die Pariser Buchhändler einem Zustande ein Ende gemacht, der den Parisern ans Herz gewachsen war. Der gute Bürger der Hauptstadt, der irgendwie Interesse für die Literatur bekundet oder sich wenigstens den Anschein gibt, es zu thun, ist gewohnt, die gelben Bände, in denen die neuesten Geisteserzeugnisse erscheinen und die den Vermerk 3 Francs 50 Centimes als Preis aufgedruckt tragen, mit 2 Francs 75 Centimes zu bezahlen. Das ist eine Einrichtung, die bereits seit mehr als vierzig Jahren souverän herrscht. Niemand hätte es sich träumen lassen, man werde sich je erkühnen können, an diesem zur Norm gewordenen Ausnahmepreis zu rütteln. Und doch hat man's gewagt! Die Sortimenter haben erklärt, daß sie bei diesem Preisstande zu Grunde gehen müßten — vierzig Jahre lang ist es aber doch gegangen! — und sich zu dem Entschluß aufgerafft, vom 1. Oktober an die gelben Bände nur für 3 Francs zu verkaufen. Natürlich hatten die Sortimenter zuerst versucht, die Verlagsbuchhändler zur Herabsetzung ihrer Verkaufspreise an sie zu bewegen, um sich nicht dem Zorn des Publikums aussetzen zu müssen. Aber die Verleger wollten von neuen Rabatten nichts wissen, und so haben die Buchhändler den bekannten Ukas erlassen, der mit Beginn des neuen Quartals in Kraft tritt.

Sonntagpost

Seite 9—16.

Chicago, Sonntag, den 8. Oktober 1899.

Für die „Sonntagpost."

Diesseits und Jenseits.

Als Thoreau, der Weise von Walden, dem Tode nahe war, hielt es ein um sein Seelenheil besorgter Freund für gerathen, ein Gespärch über das Jenseits zu beginnen. Thoreau aber schnitt ihm das Wort mit der Bemerkung ab: „Eine Welt zur Zeit!" Wenn man sich vergegenwärtigt, daß die religiösen Anschauungen der Puritaner fast ganz im Jenseits wurzelten und den Menschen beständig darauf hinwiesen, sei es um Lohn für das von ihm hienieden begangene Gute, sei es um Strafe für Sünden und Vergehen zu erwarten — so kann man sich denken, wie wahrhaft fromme, rechtgläubige Gemüther sich durch diese Worte Thoreaus verletzt fühlen mußten. Mehrere Jahrzehnte sind seitdem vergangen; der über konventionelle und traditionelle Anschauungen hoch erhabene Denker und Dichter, der Ketzer und Sonderling, der erste große Amerikaner, welcher dem Gängelband des Puritanismus entwuchs und seinen Landsleuten und Zeitgenossen zeigte, wie ein Mensch selbst innerhalb der Grenzen einer Gesellschaft, deren religiöse Satzungen dem Individuum den denkbar geringsten Ellbogenraum gönnen, sich sein Ich ungebeugt und ungebrochen wahren kann — er ist seitdem zu einer Anerkennung gelangt, die er sich bei Lebzeiten nicht hätte träumen lassen. Seine Werke erscheinen in neuen großen Auflagen — ein Beweis, daß sie verlangt und verkauft werden; diese große und beständig wachsende Verbreitung seiner Schriften, wie der seiner Gesinnungsgenossen Emerson und Whitman, zeigen deutlich, welche bedeutsame Aenderung sich in der Lebensanschauung des Volkes vollzieht, aus dem sie hervorgegangen sind.

Denn auch Emerson, ein Mensch, dem acht Generationen puritanischer Geistlichen vorausgegangen und in Blut und Hirn ihr Erbe hinterlassen hatten, hatte sich von deren Anschauungen so weit emanzipirt, daß er in einem Essay erklärte: „Es gibt keine andere Welt". Eine kürzere und entschiedenereVerneinung des ganzen Gedankenbaus, auf dem sich die ethischen Begriffe der neuenglischen Pioniere stützten, kann es kaum geben, und daß dieselbe seiner Zeit keinen entrüstetenProtest seitens der rechtgläubigen Mehrheit hervorrief, zeigt, daß diese nicht mehr den Muth hatte, solche Waffen zu pariren. Daß dieses Vorgehen Emersons und Thoreaus — und auch Whitman gehört zu diesen Bahnbrechern—Nachahmer fand und die Säulen des lebensunlustigen,weltunfreundlichen, nur über Dingen einer anderen Welt brütenden und sich in düstren Theorien über Vorherbestimmung und Erbsünde ergehenden Puritanismus bedenklich erschütterte, muß Jeder sehen, der zwischen den Zeilen der jüngsten Literatur dieses Landes zu lesen versteht; auch im Verkehr mit Amerikanern der jüngeren Generation kann man oft genug Bemerkungen hören, wie: „Wir haben in unseren Kinderjahren so viel mehr über das Jenseits gelernt, als über das Diesseits, daß wir viel nachzuholen haben".

Eine Folge dieser Wandlung ist bereits in den Kirchen selbst wahrzunehmen. Wo früher Himmel und Hölle mit allen ihren Herrlichkeiten und mit allen ihren Schrecken ausgemalt wurden, wo nur von dem Leben nach dem Tode die Rede war, auf das man sich vorbereiten müsse, wenn man dessen Segnungen theilhaft werden und dessen Strafen entgehen wolle, da hört man heute gar irdische und weltliche Dinge verhandeln. Es wäre thöricht, behaupten zu wollen, daß der Glaube an ein Jenseits geschwunden ist, oder daß die Unmöglichkeit einer Fortdauer für die Menschen feststeht, oder daß Himmel und Hölle nur noch veraltete Begriffe sind. Es kann und muß nur konstatirt werden, daß die heutige Generation im Diesseits fußt, und daß selbst ihre geistlichen Führer und Hirten dies empfinden und demgemäß reden und handeln. Die Predigten, welche man von den Kanzeln der amerikanischen Kirchen hört, befassen sich herzlich wenig mit den traditionellen Themata; an irgend einen Bibeltext anknüpfend, geben sie des Prediger Ansichten über Krieg und Frieden, Arbeiterausstände, millionärliche Steuerverweigerung, aristokratische Scheidungsskandale, Wahlbetrügereien, Schulzwang, Straßenreinigung, Tenementelend, Opiumhöhlen,Luxus und tausenderlei andere Gegenstände von aktueller und manchmal durchaus lokaler Bedeutung.

Ein schottischer Kalvinist, der einst Dean Stanley predigen hörte, sagte: „Das ist Alles ganz schön, aber geben Sie mir meine Hölle!" Es dürfte heute nicht viele Stimmen geben, welche sich diesem Rufe anschließen würden. Das Leben im Diesseits, das Leben des Augenblicks ist so komplizirt, erfordert eine so unausgesetzte Konzentrirung aller Gedanken und Willensäußerungen, daß sich immer weniger Menschen an dem Räthsel des Jenseits die Zähne ausbeißen. Eine englische Dichterin sagt:

„Ein Leben jenseits? — Nein, dies war genug;
Ein ewig Leben? — Gott verhüte es!"

Damit ist die Stimmung deutlich ausgedrückt, die sich selbst der im alten Ideenkreis aufgewachsenen Engländer und Amerikaner bemächtigt hat; sie haben am Diesseits der harten Nüsse zu knacken genug. Der Geistliche, welchem früher die Pflicht oblag, seine Pfarrkinder auf das andere Leben vorzubereiten, zieht nun dieses Leben in den Kreis seiner Beobachtungen und beginnt darüber nachzudenken, wie sich wohl das Leben hier für seine Schützlinge leichter und lichter gestalten ließe. Statt eines Hirten, der sie in das ewige Leben hinüberführt und ihnen ewige Seelenruhe schafft, sehen sie heute in ihm einenMenschen, der vermöge seiner Stellung im Stande ist, auf verschiedene Klassen der Gesellschaft zu wirken, und daher dafür sorgen kann, daß die sozialen Gegensätze durch soziale Reformen im öffentlichen Leben und durch vom ständigen Appel an private Menschenliebe wacherhaltenen Wohlthätigkeitssinn überbrückt werden. Auf Synoden, in theologischen Zeitschriften, in Versammlungen der Spiritisten mag über die durch die große Lebensfrage in den Hintergrund gedrängten Themata debattirt und theoretisirt werden, aber ihre praktische und folgenschwere Bedeutung für das Leben hier und jetzt haben die Lehren, welche die Vorfahren Emersons, Thoreaus und Whitmans, und diese selbst mit der Muttermilch einsogen, verloren und die Generation, welche diese drei großen Amerikaner zu ihren Lehrern zählt, macht es wie sie und legt den Schwerpunkt ihres Seins und Sinnens in das Nächstliegende, das Diesseits und die Gegenwart.

Schon der verstorbene Harold Frederic machte in seinem Roman „The Damnation of Theron Ware" darauf aufmerksam, daß die Geistlichen, welchen die Leitung ländlicher Gemeinden in Amerika anvertraut wird, in vielen Fällen kaum das Seminar hinter sich haben, und da diesem mehrjährigeStudien in einem College vorangingen, vom Leben so gut wie gar nichts wissen und daher auch nicht im Stande sind, die Lage der Menschen zu beurtheilen, welche sich an sie um Rath wenden, geschweige denn ihnen wirklich zu helfen. Er deutete darauf hin, daß ihnen mehrere Jahre Welt- und Lebenserfahrung in der Heimath und auf Reisen von Nöthen seien, wenn sie ihrem verantwortlichen Amte Ehre machen wollten. Denn alle theologischen Diskussionen und alles Theoretisiren über abstrakte Dinge sei nicht geeignet, den Prediger zu Dem zu machen, was er sein sollte — einem Rathgeber und Führer des Volkes.

Zu diesem Schlusse ist auch neulich ein Presbyteriangeistlicher gekommen, der in New York, Californien, Illinois und Indiana amtlich fungirt und dem die Frage, weshalb die Kirche die Massen nicht erreiche, große Kopfschmerzen gemacht hatte. Er sagte sich, daß er selber vom Leben der Massen nichts wisse, und um auf dieselben zu wirken, sei eine genaue Kenntniß ihrer Bedürfnisse, Wünsche und Sorgen unbedingt nothwendig. Gleich Walter Wyckoff, dem Studenten, welcher seine Studien in der Volkswirthschaftslehre durch praktische Studien des Volkslebens vervollständigte, indem er mehrere Jahre als Arbeiter auf dem Felde, an Eisenbahnen, in Fabriken und in Minen thätig war, entschloß sich Rev. McNutt aus eigner Erfahrung zu lernen, wie das Volk arbeite, feiere, spare und darbe. Vielleicht haben die Berichterstatter ihn zu früh zumReden gebracht, denn er hat seinen Plan erst vor wenigen Monaten zur Ausführung gebracht, aber schon in dieser kurzen Zeit behauptet er, viel gelernt zu haben und manches zu begreifen, das er früher nicht verstehen konnte. Er gesteht sogar, daß die meisten Prediger an „Armuth an Thatsachen" kranken und daß er der Weisung Emersons folgend "Hug your facts" sich auf die Suche nach Thatsachen begeben habe.

Zwischen den Zeilen der täglich zu lesenden Depeschen von Unfällen, denen Arbeiter zum Opfer fielen, Frauen und Kinder hinterlassend, lese er jetzt immer die Tragödie menschlichen Lebens und verstehe besser die Worte Dessen, dem der Arbeiter so viel war, wie der Gründer eines Trusts, — der die Mühseligen und Beladenen zu sich rief: so sagt Rev. McNutt. Er bezweifelt, ob die Kirchen vom echten Nazarenergeiste erfüllt, sich über einen neugewonnen Bremser so freuten, wie über einen Bankpräsidenten, der sich ihnen anschlösse; er meint, sie vergäßen, daß der Gründer des Christenthums der Sohn eines Zimmermanns gewesen sei, und ist der Ansicht, wenn die Prediger sich nicht mehr dünkten wie der Meister, der sich vorzüglich unter dem Volke bewegt und den das Volk daher auch verstanden habe, dann müßten sie danach trachten, in engere Fühlung mit dem Volke zu gelangen. Er meint, wenn man den Kandibaten dasDiplom ein Jahr vorenthielte und ihnen statt dessen ein Paar Overalls, einen „Jumper", ein Tausend-Meilen-Billet und fünf Dollars gäbe und sie zwänge, ein Jahr lang unter dem Volke zu leben und sich als Tagelöhner ihr Brot zu verdienen, dann würden sie nach Ablauf der Frist bei Weitem fähiger sein, dem Volke Lehren zu ertheilen.

So nimmt das Diesseits den Menschen von heute immer mehr in Anspruch, selbst in der Kirche, wo er es einst zu vergessen trachtete; und alle die Spekulationen über das Jenseits werden immer mehr den Mystikern überlassen. Die Wandlung scheint berufen, das Amerikanerthum im Großen einer freieren Lebensanschauung zugänglich zu machen — jener Anschauung von Welt und Leben, welcher dessen größte Geister schon vor mehreren Jahrzehnten in Wort undSchrift Bahn zu brechen suchten. A. E.

Traudls Grab.

(Erzählung von Sophie v. Adelung.)

Es war Frühling. Auf dem kleinen Dorffriedhofe jubelten und schluchzten die Nachtigallen, als wollten sie all' das Leid und all' die Lust, die seit Menschengedenken die Welt erfüllen, in den milden Lenzabend hinaussingen, und Flieder- und Maiblumenduft zog mit ihren Liedern von einem stillen Grabe zum andern.

Sein Enkeltöchterchen an der Hand ging der alte Friedhofaufseher langsam die schattigen Gänge entlang. Er hatte die Stelle erst seit Kurzem angetreten und außer der alten Magd war noch die kleine Gertraud, seiner Tochter Kind, mit ihm hergezogen; denn er war Wittwer und in der Tochter kinderreichem Bauernhofe wimmelte es von kleinem Zeug. Traudl aber ging gern mit dem alten Großvater; wußte er doch so hübsch zu erzählen. Sie war ein nachdenksames Mägdlein, und so lieb sie auch ihre Eltern daheim gehabt, und die Geschwister alle,, so war sie doch am allerliebsten bei dem alten Manne: mit dem ließen sich so vernünftige Gespräche führen und er ging auf alles ein, was sie beschäftigte. Auch gefiel ihr das einsame Friedhofhäuschen gar gut, das zwischen blühenden Fliedersträuchen drin steckte, wie ein Vogelnest, und wo unter den Wohnstuben die kleine Kapelle lag, mit den vielen verwelkten Kränzen, den rothen Herzlampen und dem hohen Katafalk. Auf diesem stand bisweilen ein Sarg; in dem Sarge aber lag eine unbewegliche Gestalt mit wachsbleichem Gesicht und auf der Brust gefalteten Händen. Die blieb so lange dort, bis der Großvater mit Hilfe des langen Jakob und des Balthes das Grab geschaufelt hatte: dahinein wurde sie dann unter Trauergeleite, Sang und Gebet hinabgelassen. Das war alles sehr merkwürdig für die Kleine und sie sah sich eine jede Leiche ernst und genau an, wenn sie in der Kapelle aufgebahrt lag. Aber Furcht kannte sie keine: wovor hätte sie sich denn fürchten sollen? Sie war ja beim lieben Großvater, wo ihr nichts geschehen konnte, und die Todten waren stille friedliche Leute,, die thaten Niemandem etwas zu Leide.

Gelt, Großvaterl, sagte sie, während sie jetzt neben dem Alten hertrippelte: In jedem Grab schlaft Einer, der auf den lieben Gott wartet, bis er ihn ruft?

Der Alte nickte, sprechen konnte er nicht, denn mit den Zähnen hielt er ein Büschel Bast, das er immer in der Tasche trug, um einen langen Rosenzweig festzubinden, der sich auf ein Nachbargrab verirrt und liebevoll um dessen Kreuz geschlugen hatte.

Können denn die Leute da drunten schlafen, wenn man hier oben spricht, und die Vögel so laut singen? fragte die Kleine.

Der Alte nahm den Bast aus dem Munde: Die schlafen fest, sagte er, so fest, daß sie nix wecken kann. Aber schau nur, wie viele Leute mit Kränzen! Du mein! fast ein jedes Grab kriegt seine Blumen!

Die Kleine sah eine Weile den verschiedenen Gestalten zu, die sich zwischen den Gräbern hin- und herbewegten. Dann sagte sie:

Weißt, Großvaterl, ich möcht auch ein Grab haben.

Was sagst denn da, Kind? Ein Grab? ja, zu was denn, ums Himmelswillen? wiederholte er, sie besorgt anschauend, ob ihr nichts fehle.

Bloß zum Liebhaben, Großvaterl, erwiderte die Kleine zutraulich; schau, alle Leute haben ihr Grab, wo sie hingehen und Blümerln hinpflanzen und Kränz drauflegen, und ich hab gar keins.

Meine Gräber sind auch nicht hier, Traudl.

Du hast aber alle die vielen, vielen Gräber z'samm, Großvaterl, gelt? denn die gehören doch dir, weil du sie b'sorgen mußt. Und ich möcht auch eins haben, gar so gern, für mich allein. Geh, Großvaterl, schenk mir eins, gelt? drängte sie in ihn.

Du narret's Ding! Ich kann dir doch keins schenken.

Ach geh, Großvaterl, thu's doch! ich bitt dich halt gar so schön! Ich will's ja gewiß gut pflegen und gar so liebe Blümerln drauf pflanzen, sollst sehen. Dort drüben ist ein Grab, das schaut ganz nacket aus und so allein. Das schenk mir, Großvaterl!

Bist ein recht's Dschapei du! Einem so kleinen Dirndl, wie du, ein Grab schenken! Die Gräber g'hören ja gar nit mein. Aber er ließ sich doch willig von der ungeduldigen kleinen Hand dorthin ziehen, wo ein morsches Holzkreuz stand, an dem Regen und Sonne die schwarze Farbe abgewaschen und verblaßt hatten. Kopfschüttelnd betrachtete er die vernachläßigte Stätte, auf der nur Vogelkraut wucherte und Löwenzahn seine kleinen gelben Sonnen ausbreitete.

Hast recht, sagte er dann, das sieht bös aus. Da ruht ein altes Weib, der ihr einziger Sohn weit fort ist, und für der ihr Grab Niemand mehr sorgt, Marianne Attenkoferin hat sie geheißen. Morgen komme ich so wie so daran.

Großvaterl! die Kleine sah ihn mit flehenden Augen an und legte die Hände zusammen.

Na, meinetwegen, sagte der Alte, das Grab soll dein sein, zum Pflegen und Hüten. Aber schau, Traudl, mußt dann auch dabei bleiben, hörst?

G'wiß, Großvaterl, gewiß! bis daß der liebe Gott die Marianne Attenkofer ruft, soll sie ein Grab haben, so schön, wie alle andern . . .

Jahre sind seitdem vergangen, aber Traudl hat Wort gehalten. Auch als sie anfing in die Schule zu gehen, und nachher, als sie dieselbe wieder verließ, hat sie nicht aufgehört, „ihr Grab" zu pflegen. Das morsche Kreuz ist ausgebessert und frisch angestrichen worden, der Name der stillen Schläferin darunter mit frischen deutlichen weißen Buchstaben zu lesen. Auf dem Grabe aber blüht es wie in einem Gärtlein, und wenn es auch meist nur wilde Blumen sind, sie duften doch süß. Die Nachtigall ruft und lockt und flötet heute wieder einmal so frühlingsselig vom nahen Busch herüber. Der greise Friedhofaufseher geht wie damals in den Gängen auf und ab: nur ein wenig gebückter ist er seither, die Gänge noch schattiger. Von Zeit zu Zeit schaut er nach dem Gitterthürchen, wo seine Enkelin herkommen muß, die gegangen ist, einer kranken Nachbarin Suppe zu bringen.

Es ist still im Garten. Die Leute haben heutzutage auch auf dem Lande nicht mehr so viel Zeit wie früher, um die Ruhestätten ihrer Lieben zu besuchen, das Leben eilt und drängt und hastet zu sehr. Da kommt ein Mann zur Friedhofspforte herein: auf dem Rücken trägt er ein Ränzl, das Gesicht haben Wind und Wetter gebräunt. Von fern her, denkt der Alte und beobachtet den Fremden, wie er einen Augenblick unschlüßig im Mittelweg stehen bleibt und dann mit langsamen Schritten der Nordseite zugeht, wo die bescheidenen armen Gräber liegen.

Er kennt seinen Weg, denkt der Alte. Aber, wenn er mich brauchen sollt', ich bin ja so weit nit weg. Wo nur die Traudl bleiben mag?

Mittlerweile werden des Fremden Schritte immer langsamer. Er nimmt den Hut ab und wischt sich über die Stirn. Dann sieht er sich wehmüthig um. So allein, so ganz allein in die Heimath zurückzukehren, es ist hart. Er ist jetzt ein gemachter Mann, ehrlich und redlich hat er seine Zukunft gesichert, das Leben liegt offen vor ihm, aber er steht einsam in der Welt.

Die alte Heimath und das Grab der Mutter sah er beide so oft im Traume, bis er aufgebrochen war, die weite Ueberfahrt von Amerika gemacht hatte und nun klopfenden Herzens wieder dastand, gerade am Todestage seiner Mutter, wo er einst so heiße Thränen geweint, als er von seinem Glück und seiner Jugend Abschied genommen. Wie würde er das Grab wiederfinden? Würde er es gleich erkennen? Würden nicht Wind und Wetter, Sturm und Winterschnee die Inschrift auf dem alten Holzkreuz verwischt haben? Ja, stand dieses überhaupt noch da?

Eine ganze Weile zögerte er noch, dann bog er in den schmalen Seitengang ein, der zum Grabe der Mutter führte, und stand gleich darauf vor dem niedern Hügel. Zwei- und dreimal mußte er sich über die Augen fahren: War das ein Traum, war es Wirklichkeit, was da so lieblich und duftend vor ihm lag, ein sorgsam gepflegtes Gärtlein, aus dem das Kreuz hervorragte? An seinem Stamme aber hing eine mattschimmernde Herzlampe, die einen rosigen Schein über das schwarze Holz und die hellen Buchstaben verbreitete, die ihm schon von weitem entgegenlachten: Maria Attenkofer, geb. 1830 — gest. 1890.

O Mutterl, Mutterl! Es hielt ihn nicht länger; laut aufschluchzend kniete er am Grabe nieder und schlang beide Arme um das Kreuz. So ein liebliches Willkommen! es dünkte ihm fast, wie ein Gruß aus himmlischen Höhen, als spreche die Todte zu ihm aus all dieser duftenden Blüthenpracht, als wolle sie ihn an ihr Herz ziehen.

Lange lag er so da, in sich versunken, voll Rührung und Wehmuth. Wer, wer in aller Welt mochte so für das Grab seines Mütterleins gesorgt haben, während er draußen in weiter Fremde den Kampf ums Dasein kämpfte?

Als er sich endlich langsam aufrichtete und die Augen erhob, begegnete er dem Blick zweier anderer Augen, und vor ihm stand ein Mädchen in der heimathlichen Tracht, das ihn voll Theilnahme betrachtete. Unwillkürlich redete er es mit dem trauten „Du" an, das er in der Fremde mühsam verlernt hatte.

Hast etwa du mein liebes Grab so geschmückt, Deandl?

Sie stutzte. Das Grab da ist mein, sagte sie.

Dein?

Ja, das ist mein, schon viele, viele Jahre.

Betroffen schaute er sie an, die zierliche und doch kräftige Gestalt, den schweren flechtenumwundenen Kopf mit den treuherzigen Augen. Dein? wiederholte er langsam. Ihm war wundersam zu Muthe; reisemüde wie er war, betäubt und ergriffen, meinte er jeden Augenblick, es könne das alles vor seinen Blicken wieder spurlos zerrinnen: das blumengeschmückte Grab, die fremde liebliche Gestalt des Mädchens, der ganze stille Gottesgarten mit seinen herben und doch süßen Erinnerungen.

Seit ich denken kann, hab ich es lieb und versorge es mit Blumen, nahm sie wieder das Wort. Mußt wissen, wie ich noch ein ganz kleines Deandl war, hat mich das Grab da erbarmt, weil es gar so verlassen und vergessen war. Kein Mensch hat danach geschaut, denn der einzige Sohn der Frau, die darin liegt, ist fortzogen, weit fort, ich mein' gar, nach Amerika. Und weil ich halt auch gern ein Grab gewollt hab, das mir allein g'hören sollt, wie ichs bei andern Leuten g'sehn hab,—du mein! ich hab dazumal freilich noch nix gewußt von Tod und Sterben! — so hab ich mein Großvaterl so lang bitt', bis er mir das Grab da geschenkt hat. So, jetzt weißt alles. Maria Attenkofer hat' s' g'heißen, die Frau, und heut ist grad' ihr Todestag, siehst? Damit bog sie die Zweige der beiden Büsche zu Seiten des Kreuzes auseinander, damit er die Inschrift noch besser lesen könne. Und darum brennt auch heute ein rothes Herzlamperl auf dem Grab. Gelt, gar lieb und schön siehts aus? Aber wer bist du denn eigentlich? fragte sie etwas schüchtern.

Er deutete nach dem Namen auf dem Kreuze. So heiß auch ich, sagte er: Attenkofer, Anton Attenkofer.

Sie trat einen Schritt zurück. In ihrem Gesicht malte sich ein freudiger Schreck. Maria und Joseph! So bist du am End gar. . . .

Ich bin der Sohn. Mehr brachte er nicht heraus.

Sie schlug die Hände zusammen, in ihre freundlichen Augen traten Thränen. Jetzt so was, nein, so was! wiederholte sie einmal über das andere. Aber der ist ja drüben inAmerika! setzte sie naiv hinzu.

Es gibt Schiffe zum 'rüberfahren, meinte er lächelnd.

Sie sah ihn an, dann streckte sie ihm treuherzig die Hand hin. So grüß Dich Gott, sagte sie warm. Weil Du doch gar Niemand hast, hier, in Deiner alten Heimath, der Dich begrüßen könnt, so muß halt ich es thun.

Er ergriff ihre Rechte, er drückte sie in seinen beiden Händen und sah ihr dabei tief in die Augen. Deandl, was Du mir und meinem Mutterl gethan hast, das soll Dir unser Herrgott vergelten, sagte er mit bebenden Lippen. Ich kanns nie und nimmer. Hätt'st Du nur mein Mutterl gekannt, so wüßtest Du, was mir an dem Grab da liegt.—

Aber da zog sie plötzlich ihre Hand aus der seinen. Du mein! Da hab ich nicht gleich darauf gedenkt! Das Grab, das g'hört ja jetzt Dein, weil es Dein Mutterl ist, das darin schlaft. Weißt, darfst mir's nit übel nehmen, wenn mir's ein bisserl schwer wird, z' denken, daß es nimmer mein ist. Wenn man so ein Flederl Erd' lieb g'habt hat, wie sein Gärtl, fast ein halbes Leben lang, — natürlich, 's g'hört jetzt Dein, aber ein bisserl leid thut mir's halt doch, es abz'geben. Vergeblich suchte sie ihr Gesicht vor ihm zu verbergen, die Augen standen ihr voll Wasser.

Deandl, sagte er nach einer Weile, während welcher er sie schweigend beobachtet hatte, schön reden kann ich nit, s' ist nit meine Art. Aber sagen muß ich Dir, wie mir's ums Herz ist. Schau, Du hast jahrelang das Grab da, das Dir fremd war, g'pflegt und g'hütet und lieb g'habt, dieweil ich, der Sohn, in der weiten Ferne war und nix für das Grab hab thun können. So wollen wir uns halt jetzt, wo ich wieder daheim bin, in das Grab theilen. Wie eine liebe Tochter bist Du g'wesen, alle dieZeit, für mein Mutterl, und so soll's auch jetzt bleiben, wo der Sohn wieder da ist, gelt?

Dann wären wir ja zwei beid' Geschwister, sagte sie schüchtern und sah ihn dabei lächelnd an.

Ja, G'schwister, sagte er warm. Aber da fällt mir doch was ein; er sah sie unschlüßig an; das geht doch nit so recht. Weißt, eine rechte Tochter kannst Du doch eigentlich nicht sein, weil Du nicht Attenkofer heißt.

Ja, was sollen wir nachher thun, fragte sie, wenn wird doch 's Grab zusammenpflegen sollen?

Was meinst? er fuhr sich durch das lockige Haar und sein ernster Mund wurde schalkhaft: Ich will Dir einen Vorschlag machen. Es müßt halt ein anderer Titel sein, als Tochter, aber eben so schön. So zum Beispiel, ja, zum Beispiel, was meinst zu Schwiegertochter? Weißt, dazu braucht man ja nicht denselben Namen auf 'd Welt bracht zu haben.

Ihr war plötzlich eine heiße Röthe in die Wangen gestiegen. Da kommt mein Großvater! rief sie hastig und im nächsten Augenblick war sie seinen Blicken verschwunden. —

Wieder ist es ein schöner klarerFrühlingsabend. Die Nachtigall flötet in den Büschen, aber heute sind es lauter selige, jauchzende Liebeslieder. Auf der Friedhofsbank sitzen zwei, die sich an der Hand halten und gar nicht wieder los lassen können, so viel haben sie sich zu sagen, inWorten oder auch in süßem Schweigen. Jetzt weiß ich doch, auf wenn ich drüben immer g'wartet hab', sagte er und schaute ihr dabei ins Auge.

Und ich weiß, für wen ich mein liebes Grab so schön gepflegt habe: schau, wie das Herzlamperl herüberleuchtet!

Wieder schwiegen sie eine ganze Weile.

Das ist unsere Lieb', die so hell brennt, Traudl, sagte er bewegt.

Die Lieb', die über den Tod hinausreicht, sagte sie leise, Toni! ist's auch recht, auf dem Friedhof von Lieb' zu reden?

Er sieht sie an und zieht sie fest an sich. Von unserer Lieb' schon, die darf der Hergott sehen, und was der sehen darf, das können auch die stillen Todten da drunten hören, gelt Traudl? O, was hätt' sich mein Mutterl über uns zwei beide g'freut!

Die Andere.

Ein rumänisches Lebensbild. Von E. Schäffer.

Die hohen Flügelthüren des „National-Theaters" in Bukarest öffnen sich. Die Vorstellung ist zu Ende, und die Straßen der „Freudenstadt" füllen sich mit lustigen, frohen Menschen. Du glückliches, reizvolles Bukarest, mit deinen sorglos fröhlichen Bewohnern, verdienst den Namen „Freudenstadt!" Nirgends sonst wie hier, fällt der Unterschied vom übertriebensten Reichthum bis zum haarsträubendsten Elend so jäh in die Augen. Der raffinirteste Luxus wogt und wühlt über die eleganten Boulevards der inneren Stadt — und nur 500 Schritt weiter versinkt der Fuß im aufgeweichten Lehmboden. — Dort elegante, einstöckige, von Gärten umgebene Häuser — hier nichts als baufällige Holzhütten mit papierüberklebten Fenstern.

Im Marmorsaale des „Hotel Boulevard" geht es hoch her. — Joan Wacarescu nimmt Abschied von seinem flotten Junggesellenleben, und eine elegante Gesellschaft hat sich zusammengefunden, dieses Ereigniß würdig zu feiern, die Herren — Kameraden seines Regiments, die Damen — Künstlerinnen des „National-Theaters".

Das schäumende Champagnerglas in der erhobenen Rechten, das bildhübsche leichtsinnige Gesicht seiner Nachbarin zugewandt, fährt Joan Wacarescu in seiner Rede fort: „Also, meine Herrschaften, nicht ich bin die Ursache, daß wir heut bei diesem „traurigen Abschiedsmahle" zusammensitzen, sondern meine kleine Elena! Sie hat mir so lange klar gemacht, daß ich großartiges Talent für die Ehe besitze, bis ich selbst davon überzeugt war. Wenn ich also übermorgen der glückliche Besitzer einer Frau und einer halben Million bin, verdanke ich es in erster Linie ihr! Darum Mademoiselle Elena Brosteanu soll leben Hoch! hoch! hoch!"

Die Gläser klingen zusammen, vermischt mit lautem Gelächter!

Mit leuchtenden Augen sieht Elena zu dem jungen Offizier auf, dessen südliche Schönheit durch die kleidsame, braune, goldverzierte Artillerieuniform noch gehoben wird.

In Rumänien sind die Männer fast durchweg hübscher als die Frauen.

Doch Elena ist eine Ausnahme.

Vorläufig freilich war die Gestalt noch etwas überzart; die großen, dunklen, wissenden Kinderaugen blicken fast unnatürlich groß aus dem schmalen, gelben Gesichtchen. Aber gerade dieses Unentwickelte und Kindliche der ganzen Erscheinung verleiht ihr einen merkwürdigen Reiz. — — —

„Denkst Du denn, daß es mir leicht wird, Dich einer Andern zu überlassen", ihre Stimme klingt leise und traurig; „aber es mußte sein, Janco, wir sind beide arm, nun wirst Du reich, das Ausschlagen wäre Leichtsinn." Das 16jährige Kind spricht mit den Erfahrungen einer Frau.

Der junge Offizier betrachtet sie mit kaum erzwungener Ruhe. Er liebt das Kind an seiner Seite, liebt sie, mit der ganzen hingebenden Gluth und Leidenschaft seines Volkes, das fühlt er. Nur sie würde er heirathen, wenn nicht die Noth ihn zwänge, sich zu verkaufen. Und Elena? Er weiß, sie kann nicht darben. Verliebt sein — ja! Heirathen — niemals! — Ohne Geld!

„Wie lange bleibst Du auf der Hochzeitsreise?"

„Vor dem Herbst komme ich nicht zurück, aber sei unbesorgt," lächelt er schnell, ihr erschrockenes Gesicht bemerkend: „vergessen werde ich Dich nicht." Und heiser fährt er fort: „Denn lieben, lieben kann ich nur Dich, bis an mein Lebensende."

Seiner selbst kaum noch mächtig, faßt er die schlanke Gestalt, preßt sie an sich, als wollte er sie nie mehr lassen, und bedeckt ihren Mund mit heißglühenden Küssen.

„Prosit! Der Bräutigam soll leben — hoch!" tönt es von den Lippen der animirten Gesellschaft. Die Liebenden fahren schnell auseinander. Noch ein letzter, langer Blick — alles vorüber — und leichtfertig stimmen sie in das Gelächter der Fröhlichen ein. Der Morgen graut, als sie endlich auseinandergehen; am Mittag zur Korsofahrt auf der „Chaussee" werden sie sich noch einmal sehen.

— — — — — — — — — — — —

Ein herrlicher Märztag. — Die Straßen voller Sonnenschein. In rasendem Galopp fahren die Wagen an dem königlichen Schloß vorbei, die „Strada Victoria" entlang — und draußen Frühlingsluft, Menschengewühl und überschäumende Lebensfreude. Auf der „Chaussee" eine bunte, lebendige Fluth, Wagen reiht sich an Wagen; elegante Damen, vornehme Herren. Scherzworte von einem Wagen zum andern geworfen, werden oft mit einem ganzen Blumenregen beantwortet. — Auch der Wagen der blonden Braut ist mit Sträußen überfüllt. Ein paar leuchtende dunkelrothe Rosen hält sie in der Hand.

„Sieh nur, Janco, von der Elena Brosteanu, wie prachtvoll!"

Träumerisch folgt sein Auge dem vorbeieilenden Wagen, seine Braut sieht nicht den Blick heißer, verlangender Zärtlichkeit. Vielleicht hätte sie dann weniger hoffnungsfroh hinzugefügt: „Ach, ist das Leben schön!" Die „Chaussee" ist zu Ende.

Der Kutscher läßt die dampfenden Pferde einige Minuten abkühlen.

Einen triumphirenden Blick wirft die Schauspielerin auf die junge Deutsche — sie ist beruhigt — dieses sanfte, nichtssagende Gesicht ist ihr ungefährlich.

Glückselig lächelnd lehnt sie sich in die Kissen — einen letzten heißen Blick tauschen die Liebenden — dann geht die Fahrt langsam zurück.

In scheuer, zitternder Erwartung sitzt die Braut neben dem jungen Offizier, dessen ganzes Verlangen Elena folgt.

Das junge Paar hat den Sommer in Sinaja verlebt, nun hat es seine prächtige Stadtwohnung bezogen. Sie sind beide froh. Sinaja hatte sie gelangweilt. Die junge Frau hatte sich die Ehe mit dem geliebten Manne anders gedacht. Ihr Gatte war nervös und leicht gereizt; in seinen glänzenden Augen lag eine eigenthümliche Erwartung, ein unendliches Sehnen.

Er kann die Zeit kaum erwarten, Elena wiederzusehen.

Es war Herbst; ein grauer Regentag — sie sahen sich wieder — mit der alten, heißen Liebe im Herzen. Sie vermochten nichts gegen die unsichtbare, geheimnißvolle Macht, die sie zu einander trieb — und sie wollten ihr auch nicht trotzen. —

Im „Hotel Boulevard", in trauter Einsamkeit sitzen sie aneinandergeschmiegt. „Jetzt hab' ich Dich, jetzt halt ich Dich, für Zeit und Ewigkeit, nicht wahr?" fragt er, ihre kleine Hand an die Lippen führend. —

„Dein bin ich, Dein bleib ich," flüstert sie, ihn in heißer Liebe umschlingend. —

Die Nacht ist weit vorgeschritten, als er sein elegantes Heim betritt, wo die junge Frau in fieberhafter Erregung auf ihn wartet.

Er begrüßt sie herzlicher denn je. Der Kuß ist so heiß und glühend! Von banger Ahnung erfaßt, sieht sie in sein strahlendes, zufriedenes Gesicht.

Mit jähem Ruck reißt sie sich los, wie gehetzt eilt sie in ihr Schlafzimmer, wirft die Thür in's Schloß, und laut aufschluchzend vergräbt sie das Gesicht in den Kissen. Der Gatte ist über diesen plötzlichen Gefühlsausbruch nachdenklich geworden. — Sie ist eben eine Deutsche — ein fremdes Reis — und faßt die Ehe anders auf als er.

Ihm aber graut vor der Zukunft — vor ihrer Ehe! —

Eine Livree für Studenten.

Aus akademischen Kreisen wird der „Frankf. Ztg." geschrieben: In der „Allgemeinen Deutschen Universitätszeitung" tritt ein Herr Harald Grävell von Josterode dafür ein, daß die deutschen Universitätsstudenten sich wieder eine besondere „Standestracht" beilegen und überhaupt sich wieder als „geschlossener Stand" als eine Einheit, konstituiren sollten, mit dem alten schönen Heidelberg als Vorort und mit einem großen Klubhaus an jeder Universität als dem Sammelpunkt des akademischen Lebens. Bezüglich der Tracht denkt der Verfasser des Artikels an eine kokette schottische Mütze oder an ein schönes Barrett, an einen dunkelblauen Rock mit zwei Reihen Metallknöpfen à la Jäger, mit den Wappen der einzelnen Universitäten an den niedrigen Stehkragen, an silberne Gürtel und hohe Stiefel; die Fakultäten wären durch Farben, etwa ein Band an der Mütze, zu unterscheiden. Der Sammetrock käme dann etwa als Galatracht in Frage. Wenn der Verfasser in solchem Studentenkostüm, allgemein durchgeführt, ein wirksames künstlerisches Gegengewicht gegen das „graue Einerlei der heutigen plebejischen Mode" erblickt, so wollen wir nicht mit ihm streiten. Denn wichtiger sind die beiden anderen Punkte. Gerade unserer Studentenwelt ist, unseresErachtens ganz erfreulicherweise, dieNeigung zur kastenmäßigen Absonderung von der übrigen Bevölkerung bis auf geringe Bruchtheile ganz fremd und unsympathisch geworden; einem guten Theil wird dann später allerdings diese Neigung durch ihren Assessorismus und den Reserveleutnant mit Erfolg eingeimpft. Und dann — wenn der Verfasser als Folge des Tragens einer Standestracht einen „vornehmeren Ton" erhofft, worunter er wohl eine „vornehmere Gesinnung" versteht, so gibt er sich einer großen Täuschung hin; der „vornehme Ton" hat mit dem Gewande, das ein Student trägt, herzlich wenig zu thun; man braucht nur an das Auftreten der Korpsstudenten beim Pfingstkommers auf dem Feldberg und an die vielfachen sonstigen Ausschreitungen von jungen Akademikern zu erinnern, die als Kouleurstudenten die hier besprochene Forderung einer besonderen Studentracht zum guten Theil schon jetzt erfüllt haben.

— Manche Redner denken in ihren Reden an alles Mögliche, nur nicht an die Zuhörer.

Der Prokurist.

Roman von K. Orth.

(7. Fortsetzung und Schluß.)

21. Kapitel.

Mit jenem raschen, durch keine Dämmerung vermittelten Uebergang, wie sich in tropischen Ländern der Wechsel zwischen Nacht und Morgen zu vollziehen pflegt, hatte sich eben die Finsterniß in blendende Tageshelle verwandelt, als Rodewaldt durch mehrfaches, rasch wiederholtes starkes Pochen aus seinem tiefen Schlummer geweckt wurde. Er brauchte einige Zeit, um sich völlig zu ermuntern und sich in seiner fremden Umgebung zurecht zu finden. Der Einlaßbegehrende aber hatte es offenbar zu eilig, um die so lange verzögerte Aufforderung zum Eintritt abzuwarten, denn noch ehe sie erfolgt war, wurde die Thür geöffnet, und Werner gewahrte eine dunkel gekleidete Mädchengestalt, deren Gesicht von der weit über den Kopf gezogenen Mantilla fast ganz verhüllt war.

„Conchita!“ war sein erster freudiger Gedanke, aber er mußte doch sogleich erkennen, daß diese beglückende Vermuthung ein Irrthum gewesen war, denn die da vor ihm stand, war größer und stärker als seine Lebensretterin, und jetzt, da sie mit rascher Handbewegung das Spitzentuch zurückschob, erhielt er auch Gewißheit über ihre Person.

„Senorita Isabella — Sie?“ rief er, sich aufrichtend, in höchster Ueberraschung aus.

Diese aber zog die Thür hinter sich zu und that einige schnelle Schritte gegen ihn hin. „Ja, ich bin es! Aber ich beschwöre Sie, lassen Sie uns jetzt keine Zeit mit Fragen und Aufklärungen verlieren. Jede Sekunde ist für Sie von unschätzbarem Werth, denn an jeder von ihnen hängt vielleicht Ihr Leben. Sie sind verrathen, und noch vor Ablauf einer Viertelstunde können die Schergen der Regierung hier sein, Sie zu verhaften. Stehen Sie auf und folgen Sie mir! Ich werde Sie an einen Ort führen, wo Sie wenigstens vorläufig in Sicherheit sind.“

Rasch hatte Werner die Verwirrung überwunden, in die Isabellas Erscheinen ihn versetzt hatte, und in demselben Maße, wie ihm die Erinnerung an die Ereignisse des verflossenen Tages zurückkehrte, erwachte auch sein leidenschaftlicher Ingrimm gegen die heuchlerische Sippe, der sie angehörte, und sein Groll gegen sie selbst, die im Stande gewesen war, eine so schmähliche Komödie mit ihm zu spielen. Wenn sie seinetwegen hierhergekommen war, so war es sicherlich in keiner anderen Absicht geschehen, als um ihn zu verderben. Heute aber war er gerüstet und nicht zum zweiten Mal sollte ihr das abscheuliche Gaukelspiel gelingen.

„Ihr Besuch gilt also wirklich mir, Senorita del Vasco? Und Sie wollen mir sogar als rettender Engel erscheinen? — Fürwahr, das ist viel mehr, als ich um Sie verdient habe, und Sie begreifen, daß schon das Bewußtsein meiner Unwürdigkeit mich abhalten müßte, von Ihrer Großmuth Gebrauch zu machen.“

Die Hände Isabellas ballten sich, und in zorniger Ungeduld stampfte ihr kleiner Fuß den Boden. „Mein Gott, ist denn Ihr Abscheu vor mir so groß, daß Sie sich lieber Ihren Henkern ausliefern, als mir Ihre Rettung verdanken wollen? Was kann ich thun, um Sie zu überzeugen, daß Sie verloren sind, wenn Sie mir nicht augenblicklich folgen?!“

Ein unbefangenes Ohr hätte vielleicht den Klang tödtlicher Angst vernommen, der in ihren Worten zitterte. Werner aber war fest von ihrer Verworfenheit überzeugt, und ihr leidenschaftliches Ungestüm bestärkte ihn nur in seinem Verdacht.

„Liegt Ihnen so viel daran, mir diese Ueberzeugung beizubringen — nun wohl, so sagen Sie mir vor allem, wer mich verrathen hat—und an wen.“

Sie zauderte eine Sekunde lang, dann warf sie mit trotziger Bewegung den Kopf zurück und erwiderte: „Mögen Sie es denn in GottesNamen wissen! Ihr Landsmann und vermeintlicher Freund Henninger ist es, der Sie Ihren Mördern auszuliefern beabsichtigt. Er kam in dieser Nacht zu meinem Vater, um ihm mitzutheilen, daß Sie bei ihm Zuflucht gesucht hätten, nachdem es Ihnen unbegreiflicherweise gelungen sei, aus dem Gefängniß zu entkommen, und er bestimmte ihn, Ihre Wiederverhaftung zu bewirken.“

„Was? Welche Ungeheuerlichkeit haben Sie sich da ausgesonnen? Nein— nein! Nie und nimmer werde ich daran glauben!“

„Nur uns also halten Sie jeder Schlechtigkeit fähig, während Sie diesem Elenden, der uns zu Werkzeugen seiner Pläne zu machen wußte, ein unerschütterliches Vertrauen entgegenbringen? Wahrhaftig, wie klug ihr Deutschen sonst auch sein mögt, mit eurer Menschenkenntniß ist es recht kläglich bestellt.“

Werner drückte die Hände gegen die Schläfen. Es war ihm, als ob alles um ihn zu schwanken und zu kreisen beginne. „Nein, es wäre nicht auszudenken,“ murmelte er, „es wäre ein Abgrund von Nichtswürdigkeit, den keine menschliche Vorstellung ermessen kann.“

Um Isabella's Lippen zuckte es wie bitterer Hohn. „Wenn die Wünsche Ihres Freundes Erfüllung gefunden hätten, so wären Sie bereits wieder in Ihrer Kerkerzelle oder Sie hätten vielleicht auch schon aufgehört zu athmen. Er bestand darauf, daß Sie noch während der Nacht festgenommen würden, weil er seiner Sache unbedingt sicher sein wollte. Nur dem glücklichen Umstand, daß es meinem Vater an persönlichem Muth gebrach, sich vor Tagesanbruch hinauszuwagen, haben Sie den Aufschub zu danken.“

Sie wähnte, ihn von der Wahrheit ihrer Mittheilungen überzeugt zu haben, aber sie mußte erkennen, daß es ihr noch immer nicht gelungen war.

„Um an eine so unerhörte Schändlichkeit zu glauben, müßte ich vor allem im Stande sein, sie mir zu erklären,“ sagte er. „Henninger hat so wenig einen Grund, mich zu hassen, als mein Tod ihm Nutzen bringen könnte. Erst wenn Sie mir zuvor bewiesen haben, daß er den Verstand verloren, werde ich ihn des Verbrechens fähig halten, dessen Sie ihn anklagen.“

Unten auf der Straße wurde der Klang von Schritten und von lauten Menschenstimmen vernehmlich. Isabella flog zum Fenster und schob den Vorhang ein wenig beiseite.

„Dem Himmel sei Dank, es sind keine Soldaten,“ sagte sie aufathmend. „Aber wenn Ihr Leben nicht jeden Werth für Sie verloren hat, so lassen Sie uns nicht unthätig hier verweilen, bis sie kommen.“

Sie hatte den eindringlichsten Ton angeschlagen, dessen sie fähig war, und doch blieb ihr ungestümes Mahnen noch immer vergeblich.

„Sie wollen einer Antwort ausweichen — ich sehe es wohl. Aber es bedarf deren auch nicht. Henninger mag sich einer für mich verhängnißvollen Unvorsichtigkeit schuldig gemacht haben, als er Ihnen meinen Aufenthalt verrieth; so lange aber die Aufforderung, diese Zufluchtsstätte mit einer anderen zu vertauschen, nur von Ihnen oder einem der Ihrigen ausgeht, werde ich mich hier immer noch am sichersten fühlen.“

„Sie wollen also durchaus, daß ich die kostbare Zeit damit vergeude, Ihnen eine Erklärung für die schurkischen Anschläge dieses Menschen zu geben? Wohl, wenn Sie denn nicht anders zu überzeugen sind, so mag es darum sein.“

Und in kurzen, hastig hervorgestoßenen Worten, jeden Versuch einer Unterbrechung beinahe heftig zurückweisend, sagte sie ihm alles, was sie über Henninger wußte und was sie über ihn vermuthete. Es war, als sei plötzlich ein leidenschaftliches Verlangen über sie gekommen, rückhaltlos zu offenbaren, was sie noch vor Kurzem vor keinem anderen so ängstlich als Geheimniß gehütet haben würde, wie gerade vor dem Manne, dem sie es jetzt preisgab.

Von dem brennenden Ehrgeiz beseelt, als erster Leiter an die Spitze des Bankinstitutes zu gelangen, dem er angehörte, war Henninger von jeher ein erbitterter, haßerfüllter Feind derjenigen gewesen, die man ihm zu Vorgesetzten gegeben. Aber er hatte diesen Haß allezeit hinter einem ruhig bescheidenen, fast demüthigen Wesen verborgen und geduldig gewartet, bis ihm der rechte Zeitpunkt für die Ausführung seiner Pläne gekommen schien. In Manuel del Vasco, dessen zerrüttete Vermögensverhältnisse er auf das Genaueste kannte, hatte er ein geeignetes Werkzeug zu finden geglaubt. Er hatte seine Berufung zum Syndikus der La Plata = Bank durchgesetzt, obwohl er wußte, daß del Vasco ein ruinirter Börsenspekulant und ein leichtsinniger Spieler war, der es nur noch durch die gewagtesten Manöver ermöglichte, sein ausschweifendes Leben fortzusetzen und den Ansprüchen seiner verschwenderischen Gattin zu genügen.

Und er hatte sich in der erhofften Willfährigkeit dieses Mannes nicht getäuscht. Der ehemalige Rechtsanwalt besaß das weiteste Gewissen, und für die Aussicht auf die Befreiung aus seinen drückenden Verlegenheiten war er unbedenklich bereit, nicht nur die eigene Ehre, sondern auch die seines Kindes zu opfern. Wenn Isabella die Wahrheit sprach, so hatte man sie nicht von Anfang an in den abscheulichen Plan eingeweiht. Ihre Eltern hatten sie nur gebeten, den Direktor Strahlendorf bei seinen Besuchen recht freundlich und liebenswürdig zu behandeln, und sie hatte sich dabei, wie sie sagte, nichts besonderes gedacht, weil sie daran gewöhnt war, daß man ihr in Bezug auf diese oder jene einflußreiche Persönlichkeit, deren Gunst man gerade gewinnen wollte, derartige Winke gab. Erst als das Benehmen des Bankdirektors erkennen ließ, daß er das Spiel ernst nahm, und als sie sich darüber bei ihrer Mutter beklagte, wurde ihr eine volle Aufklärung zu theil. Nichts geringeres als die Ehre und die Existenz ihres Vaters sollten davon abhängen, daß sie den bethörten Deutschen in seinem Wahn erhielt — in dem Wahn, von ihr geliebt zu werden, und daß sie ihn fester und fester umgarnte.

„Es ist also volle Wahrheit?“ rief Werner entsetzt. „Und einen so schändlichen Auftrag vermochten Sie zu übernehmen?“

„Machen Sie mir jetzt keine Vorwürfe — es ist wahrlich nicht Zeit dazu. Ich ahne nicht, wer Sie über die Ursache von Strahlendorfs Selbstmord unterrichtet haben mag, aber ich weiß aus den Mittheilungen meiner Eltern, daß Sie sie kennen. Er hatte sich meinem Vater zuliebe allerlei Pflichtwidrigkeiten und vielleicht noch Schlimmeres zu Schulden kommen lassen. Und als ich ihm auf Henninger's Befehl unser heimliches Verlöbniß aufkündigen mußte, als er sah, daß die ihn verriethen, denen er seine Ehre geopfert, fand er keinen Ausweg als den Tod. Gott weiß es, daß ich anders gehandelt haben würde, wenn ich dies Ende hätte voraussehen können. Henninger aber hat es vorausgesehen, dessen bin ich gewiß! Langsam und jeden Schritt mit teuflischer Bedachtsamkeit zuvor erwägend, strebte er seinem Ziele zu. Er kannte diesen Mann besser als ich, und er wußte, daß mein Brief sein Todesurtheil sein würde. Strahlendorf's Schicksal ist einzig und allein Henningers Werk.“

„Und trotz der Erfahrungen, die Sie hatten machen müssen, konnten Sie sich dazu verstehen, dasselbe Spiel auch mit mir zu beginnen?“ fragte Werner verachtungsvoll.

„Nein,“ rief sie, „nein! Nicht um den Preis meines Lebens hätte ich mich zum zweitenmal dazu gebrauchen lassen. — Tödte mich, wenn Du willst — aber treibe mich nicht zur Verzweiflung durch den Verdacht, daß ich ein Spiel mit Dir getrieben habe!“

„Wie, Senorita, Sie wollen mich noch immer daran glauben machen, daß Sie —“

„Bei meiner ewigen Seligkeit, Werner, ich schwöre Dir's, daß dort am Springbrunnen kein unwahres Wort über meine Lippen gekommen ist! Ich liebe Dich — liebte Dich in dem Augenblick unserer ersten Begegnung, liebe Dich heute noch trotz der Grausamkeit, mit der Du mich verschmähtest.“

Werner trat einen Schritt zurück. „Nicht so, Senorita,“ sagte er kalt. „Lassen Sie uns ruhig miteinander sprechen. Es wäre eine nutzlose Pein für uns beide, wenn Sie versuchen wollten, eine Scene zu wiederholen, an die ich nicht ohne tiefe Beschämung zurückdenken kann. Und es wäre gerade jetzt auch nicht der rechte Zeitpunkt dazu — jetzt, wo Sie soeben erst gegen sich selbst und gegen die, welche Ihnen am nächsten stehen, so furchtbare Anklagen erhoben haben.“

„Und ist denn nicht gerade das ein Beweis dafür, daß ich auf der Welt nichts mehr liebe als Dich,“ rief sie mit aufgehobenen Händen, „daß ich nach nichts mehr frage als nach Dir? Ja, ich habe Dir durch mein Geständniß meine Eltern preisgegeben, wie ich mich selbst Dir preisgegeben habe. Aber ich bereue es nicht. Als ich in dieser Nacht erfuhr, was meine Eltern an Dir gethan, als ich sah, daß sie bereit waren, Dich auf den Befehl dieses entsetzlichen Henninger noch einmal Deinen Henkern zu überliefern, da fühlte ich, daß auch das letzte Band zwischen ihnen und mir zerrissen war, und ich sagte mich für immer von ihnen los mit dem Entschluß, fortan nur noch für Dich zu leben.“

„Aber was, um des Himmels willen, Senorita, haben Sie sich dabei gedacht? Soll ich Ihre Worte etwa dahin verstehen, daß Sie hierher gekommen seien in der Absicht, Ihr Schicksal mit dem meinigen zu verbinden — mit dem Schicksal eines Flüchtlings, der nicht einmal im Stande ist, für sich selbst einzustehen und darauf gefaßt sein muß, daß jede nächste Minute die letzte seines Lebens sei?“

„Ich fürchte mich vor keiner Gefahr, wenn ich nur bei Dir sein kann. Und Du wirst nicht sterben. Ich werde Dir forthelfen. Mit Geldmitteln bin ich zur Genüge versehen, denn ich habe Ersparnisse, von denen meine Eltern nichts wissen, und habe außerdem alle meine Schmucksachen mit mir genommen. In das Haus meines Vaters kehre ich unter keinen Umständen zurück, und wenn Du dabei beharrst, mich zu verschmähen, so gehe ich in den Strom.“

Er sah, daß es ihr ernst war mit dieser letzten Drohung, und wollte die Verantwortung für ihre That nicht auf sein Gewissen nehmen. Er konnte sie in solcher Gemüthsverfassung nicht mit einem unbarmherzigen Wort von sich gehen lassen. Einen Augenblick noch überlegte er, dann glaubte er den rechten Ausweg gefunden zu haben.

„Wenn Sie durchaus nicht zu Ihren Eltern zurückkehren wollen, so gestatten Sie mir, Sie einstweilen unter den Schutz eines edlen Mannes zu stellen, der mir nach allem, was er bereits für mich gethan, auch diesen Beweis großmüthiger Freundschaft nicht versagen wird. Es ist Doktor Jose Vidal, zu dem ich — —“

Er konnte nicht vollenden, denn ein Aufschrei aus Isabellas Munde hatte ihn unterbrochen. Wieder eilte sie an das Fenster, und ihr Antlitz war marmorbleich, als sie sich nach einem Blick auf die Straße gegen Werner zurückwandte.

„Zu spät!“ stieß sie mit farblosen Lippen hervor. „Sie sind da — sie dringen bereits in das Haus! O, warum auch mußtest Du so lange zögern!“

Der Lärm, der an sein Ohr schlug, überzeugte Werner, daß sie die Wahrheit sprach, und er erkannte zugleich, daß ihm jeder Weg zur Flucht abgeschnitten war. Das Gemach hatte nur einen einzigen Ausgang, und er wäre unfehlbar den Häschern in die Arme gelaufen, wenn er es verließ. Es konnte also nur noch gelten, sie hier zu erwarten und sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Er sah sich nach einer Waffe um, nach dem Säbel des Gefängnißwärters, den er gestern Abend hier abgelegt hatte. Aber Henninger war klug genug gewesen, ihn zu entfernen, und der Flüchtling fand nur eben noch Zeit, zu seiner Vertheidigung einen der schweren Eichenstühle zu ergreifen, als wuchtige Stöße gegen die Thür erdröhnten und den schwachen Riegel aufspringen ließen, den Isabella vorgeschoben hatte.

Ein Offizier stand mit gezogenem Säbel auf der Schwelle und neben wie hinter ihm tauchten die Gestalten von mindestens einem Dutzend mit Gewehren bewaffneter Soldaten auf.

„Im Namen des Gesetzes, Senor — ich erkläre Sie für verhaftet! Es liegt in Ihrem eigenen Interesse, mir gutwillig zu folgen.“

Der Anblick von Werners reckenhaft gebauter Gestalt, die jetzt, wo er sich kampfbereit hoch aufgerichtet hatte, noch kraftvoller und stattlicher erschien, hatte den Officier veranlaßt, den letzten Satz in besonders höflichem Tone zu sprechen.

Mit festem Griff umklammerte der junge Deutsche die Lehne seines Stuhles und rief: „Sie haben kein Recht, mich zu verhaften, Senor! Und deshalb werde ich Ihnen nicht folgen. Den ersten, der es wagt, seine Hand gegen mich zu erheben, schlage ich nieder.“

Die Soldaten hielten unwillkürlich in ihrem Vordringen inne, und der Officier erwiderte: „Wenn Sie Senor Rodewaldt sind, so habe ich gemessenen Befehl, Sie todt oder lebendig einzuliefern. Darum warne ich Sie noch einmal davor, mich zum Aeußersten zu zwingen. Bei dem ersten Versuch eines Widerstandes würde ich meinen Leuten befehlen müssen, auf Sie zu schießen.“

„Befehlen Sie es ihnen, wenn Sie den Muth dazu haben. Aber bedenken Sie wohl, daß die Regierung des Landes, dem ich als Bürger angehöre, blutige Rechenschaft fordern wird für das an mir begangene Verbrechen.“

„Ich habe mich nicht um Ihre Regierung zu kümmern, Senor, sondern um die Befehle meiner Vorgesetzten. Zum letzten Mal frage ichSie: Sind Sie bereit, mit uns zu gehen?“

„Und zum letzten Mal antworte ich Ihnen: Nein!“

„Gut denn, wenn Sie es nicht anders wollen! — Achtung! Legt an! — Fertig!“

Werner sah die Mündungen von sechs oder sieben Gewehrläufen auf sich gerichtet, und er zweifelte nach seinen gestrigen Erfahrungen nicht, daß es dem Manne ernst sei mit seiner Absicht, ihn hier ohne weiteres niederschießen zu lassen. Er hatte mit seinem Leben abgeschlossen; aber das entscheidende Commandowort fiel vorläufig noch nicht, denn Isabella hatte sich zwischen den Bedrohten und seine Angreifer geworfen.

„Zurück!“ rief sie. „Tödtet erst mich! Dieser Mann steht unter meinem Schutz.“

Mit jener Artigkeit, die ein wohlerzogener Porteno dem schönen Geschlecht unter allen Umständen schuldig zu sein glaubt, neigte der Officier sein Haupt gegen die junge Dame.

„Ich bin untröstlich, Senorita, mich darum nicht kümmern zu dürfen. Meine Befehle lauten äußerst bestimmt.“

„Aber hier liegt ein Irrthum vor, ein Mißverständniß. Dieser Herr ist nicht der, den Sie suchen.“

„Um so weniger Grund hätte er, sich seiner Verhaftung zu widersetzen. Das Mißverständniß wird sich am zuständigen Orte ja leicht aufklären lassen.“

Neuer, verstärkter Lärm drang plötzlich von der Straße herauf. Schüsse krachten, und deutlich hörte man von einer hellen, kreischenden Stimme den Ruf: „Es lebe die Freiheit! Nieder mit den Bluthunden, den Mördern unserer Brüder!“

Der Officier stutzte. Auch er hatte den Tumult und den in hundertstimmigem Gebrüll von der Menge wiederholten Ruf vernommen. „Machen wir ein Ende!“ befahl er, „geben Sie den Weg frei, Senorita, damit mir die Nothwendigkeit erspart bleibe, auch gegen Sie Gewalt anzuwenden.“

Aber sie wich nicht von der Stelle. Wie neu erwachte Hoffnung leuchtete es in ihren dunklen Augen.

„Vorwärts — bemächtigt euch dieses Mannes, Leute!“ befahl der Officier. „Reißt das Weib hinweg.“

Die Soldaten drangen auf Werner ein. Dieser aber schob Isabella, die ihn noch immer zu decken versuchte, zur Seite und schlug den ersten der Soldaten mit dem schweren Stuhle nieder. Eben wollte er die plumpe Waffe zum zweitenmal heben, da erhielt er von der Seite her einen wuchtigen Schlag über den Kopf. Er hörte auch noch den Knall eines Schusses, aber er wußte nicht mehr, ob derselbe vor ihm oder hinter ihm abgefeuert worden war, denn plötzlich begann sich alles um ihn zu drehen und er sank bewußtlos nieder.

22. Kapitel.

Vier Tage später hatte das Straßenleben von Buenos Aires wieder ganz seinen gewöhnlichen Charakter angenommen, wie wenn die Erinnerung an die blutigen Scenen, deren Schauplatz die nämlichen Straßen noch vor so kurzer Zeit gewesen, bereits völlig aus dem Gedächtniß der Einwohner getilgt wäre.

Doktor Vidal hatte den Wagen, der ihn vom Regierungsgebäude zurückgebracht, vor seinem Hause verlassen und war langsam, mit ernster, sorgenvoller Miene die Treppe zu seiner Wohnung emporgestiegen. Ein farbiger Diener öffnete ihm, aber hinter demselben erschien auf dem Gange ein schönes, bleiches Mädchenantlitz, das Antlitz Isabella's. Don Jose reichte ihr die Hand, und gemeinsam traten sie in sein Arbeitszimmer ein. Forschend und in angstvoller Spannung ruhten die dunklen Augen des Mädchens auf seinem Gesicht.

„Sie bringen mir schlechte Neuigkeiten,“ sagte sie, „ich sehe es Ihnen an und bitte Sie, lassen Sie mich erfahren, was mir doch nicht verborgen bleiben kann. Es steht schlecht um meinen Vater — man wird ihm den Prozeß machen, nicht wahr?“

Don Jose zauderte ein wenig; dann, indem er noch einmal ihre Hand erfaßte, erwiderte er herzlich: „Ich hatte allerdings gehofft, daß ich mit besseren Nachrichten zurückkehren würde. Aber lassen Sie darum den Muth nicht sinken, mein liebes Kind! Der Präsident ist wohl in diesem Augenblick sehr aufgebracht gegen Ihren Vater, aber es wird immerhin noch einige Zeit bis zu der Verhandlung vergehen, und inzwischen kann sich manches ändern.“

In Isabella's Zügen verrieth sich nicht, ob dieser Trost die beabsichtigte Wirkung gethan habe. Ihr Gesicht, das in diesen wenigen Tagen sehr schmal geworden war, blieb unverändert ernst und traurig. „Und meine Mutter?“ fragte sie. „Ist es Ihnen gelungen, sie zu sprechen?“

„Meine Bemühungen waren leider umsonst. Man läßt Niemand zu ihr, und ich fürchte, daß man selbst mit Ihnen keine Ausnahme machen würde. Aber ich kann Ihnen wenigstens zu Ihrer Beruhigung sagen, daß sich Dona Maria bei guter Gesundheit befindet.“

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor! Es ist mir sehr peinlich, Sie neben all den Sorgen, die bereits auf Ihnen lasten, auch noch mit meinen Angelegenheiten zu behelligen, um so mehr, als ich weiß, wie wenig Anspruch meine Eltern sich auf Ihre Freundschaft erworben haben. Aber ich habe keinen Beschützer außer Ihnen und würde ganz hilflos und verlassen sein ohne Ihren großmüthigen Beistand. Alle, die sich einst unsere Freunde nannten, haben sich von uns abgewendet, und man geht der Tochter des Verräthers aus dem Wege, als könne es Gefahr bringen, auch nur ein Wort mit ihr zu wechseln.“

„Ja, Sie haben trübe Erfahrungen machen müssen, armes Kind,“ sagte Don Jose mitleidig. „Aber seien Sie getrost. Es werden auch wieder bessere Tage kommen. — Wie steht es übrigens um unseren Patienten? Ist er noch nicht zu klarem Bewußtsein erwacht?“

Isabella schüttelte den Kopf, und der Schatten auf ihrem Gesicht schien noch dunkler zu werden. „Nein. Er öffnete wohl ein paarmal die Augen, aber er erkannte mich nicht und antwortete nicht auf meine Fragen. Ich bin in einer so furchtbaren Angst, Herr Doktor, daß sein Geist durch diese Verletzung gelitten haben könnte.“

„Das zu besorgen haben wir vorläufig noch keinen Grund. Die durch den Kolbenschlag herbeigeführte Gehirnerschütterung erklärt die anhaltende Bewußtlosigkeit zur Genüge, andere bedrohliche Symptome aber haben sich bisher nicht gezeigt. Wenn ich die Patienten abgefertigt habe, die drüben warten, werde ich eine Erneuerung des Verbandes vornehmen. Bis dahin haben Sie wohl die Güte, bei ihm zu bleiben.“

Isabella nickte und zog sich in das Krankenzimmer zurück, das sie verlassen hatte, als sie den Schritt des heimkehrenden Arztes vernahm. Es war ein großes, luftiges Gemach, das man durch herabgelassene Vorhänge künstlich verdunkelt hatte. Rodewaldt ruhte mit verbundenem Haupte auf dem Lager. Einer der Vorhänge war ein wenig zurückgezogen und gestattete den Blick auf sein bleich und hager gewordenes Antlitz, dessen Züge deutlich genug das Gepräge schweren Leidens trugen.

Mit unhörbaren Schritten ging Isabella zu dem Korbstuhl neben dem Bette und ließ sich darauf nieder, den Blick unverwandt auf den Kranken gerichtet. Und es schien fast, als ob er diesen Blick trotz seiner geschlossenen Augen wahrzunehmen vermöchte, als ob er ihn aufrege und beunruhige, denn er wandte den Kopf wiederholt von einer Seite zur anderen; seine Lippen bewegten sich — seine Lider begannen zu zittern, und langsam, wie mit schwerer Anstrengung schlug er sie endlich vollends auf.

Die Augen des Patienten und seiner Pflegerin begegneten sich. Wohl eine Minute lang sah er sie an, dann murmelte er mit schwacherStimme, wie Jemand, der im Schlafe spricht: „Conchita — liebe Conchita!“

Ein glückliches Lächeln huschte um seine Lippen, dann schloß er auf's neue die Augen und seine Athemzüge waren tief und ruhig, wie die eines Schlummernden.

Isabella hatte die Hände geballt, eine scharfe Falte war zwischen ihren Brauen erschienen und an ihrenMundwinkeln zeigte sich derselbe harte, fast grausame Zug, der in Augenblicken zorniger Erregung dem Antlitz ihrer Mutter eigen war. Außer stande, mit diesem Sturme leidenschaftlicher Empfindungen, der ihr ganzes Innere aufwühlte, länger in der bisherigen Unbeweglichkeit zu verharren, sprang sie auf und trat an das Fenster.

„Sie — und immer wieder sie!“ flüsterte sie. „Alle seine Gedanken gehören nur ihr. Es wird ein furchtbarer Schlag für ihn sein. Aber gleichviel, er muß — er wird sie vergessen.“

Als Don Jose eine halbe Stunde später in das Zimmer trat und einen Blick auf den Patienten warf, erhellte sich sein Gesicht. „Ich glaube, Senorita Isabella, daß wir Ursache haben, uns zu freuen. Das Aussehen unseres Freundes gefällt mir viel besser als an irgend einem dieser letzten Tage. Hat er vielleicht schon mit Ihnen gesprochen?“

„Nein, er öffnete die Augen und sah mich an, doch er schloß sie wieder, ohne etwas zu sagen.“

Sie sprach jetzt die Unwahrheit, wie sie sie schon vorhin gesprochen hatte, denn die Mittheilung, daß Werner jedesmal mit dem Namen Conchitas aus seinem Dämmerzustande erwacht sei, wollte ihr nicht über die Lippen.

Doktor Vidal aber hegte ersichtlich keinen Argwohn. Er winkte ihr, die noch immer am Fenster stand, näher zu kommen. Sogleich leistete sie der stummen Aufforderung Folge und war ihm mit allerlei kleinen Handreichungen behilflich, als er den Verband löste, um sich über den Zustand von Werners Kopfwunde zu unterrichten. Was er sah, befriedigte ihn offenbar in hohem Maße.

„Er hat eine prächtige Natur, dieser junge deutsche Riese,“ sagte er. „Der Heilungsprozeß verläuft über alle Erwartung rasch und günstig, und doch würde ein Schlag wie dieser vollkommen hingereicht haben, einen Menschen von minder kräftigem Bau zu tödten.“

Die Untersuchung der Wunde und das Anlegen des neuen Verbandes mußten dem Patienten Schmerzen verursacht haben, denn ein leises Stöhnen kam von seinen Lippen, und plötzlich schaute er dem Arzte mit völlig klarem, erstauntem Blick in das Gesicht. „Sind Sie es, Doktor Vidal?“ sagte er. „Mein Gott, wo bin ich, und wie kam ich hierher?“

„Auf die natürlichste Weise von der Welt, und Sie sind hier so wohl aufgehoben wie unter dem Dache Ihres Vaterhauses. Ich wünsche Ihnen Glück zur Rückkehr in das Leben, mein lieber junger Freund! Aber Sie dürfen jetzt nicht viel fragen und sich nicht unnütz den Kopf zerbrechen. Sie brauchen vorläufig noch Ruhe, und wenn der rechte Zeitpunkt dazu gekommen ist, werden wir Ihnen alles erklären.“

Wirklich schwieg Werner ein paar Minuten lang, aber als der Arzt seine Arbeit beendet hatte, konnte er sich doch nicht enthalten, mit einem dankbaren Lächeln zu sagen: „Wie gut Sie gegen mich sind! Ich werde wahrhaftig Mühe haben, Ihnen das alles zu vergelten.“

„Ist längst vergolten, lieber Freund! Und es gibt überdies Leute, die auf Ihre Erkenntlichkeit viel größeren Anspruch haben als ich. — Möchten Sie unserem Patienten nicht auch ein freundliches Wörtchen sagen, liebe Senorita?“

Er hatte diese Frage an Isabella gerichtet, die sich bei Werners ersten Worten so weit von dem Lager zurückgezogen hatte, daß er sie nicht wahrnehmen konnte. Nun kam sie zögernd näher, und ihre eben noch so bleichen Wangen waren von dunklem Roth überfluthet. Der Verwundete hatte den Kopf nach ihr gewendet, aber ein scharfes Auge würde vielleicht erkannt haben, daß es mehr Bestürzung als Freude war, was sich bei ihrem Anblick in seinen Zügen malte.

„Isabella — Sie? So war es also doch kein Traum? Sie kamen zu mir, um mich zu warnen und mich vor meinen Verfolgern zu retten?“

Die Gefragte blieb stumm, und Doktor Vidal war es, der statt ihrer Antwort gab.

„Ja, und sie hat dies Vorhaben rechtschaffen ausgeführt, die tapfere junge Dame. Danken Sie ihr dafür! Dann aber verbiete ich Ihnen vorerst jede weitere Unterhaltung. Erst wenn Sie kräftiger sind, darf von dem Vergangenen die Rede sein. Für jetzt muß es Ihnen genug sein zu wissen, daß alle Noth und Gefahr vorüber ist.“

Werner streckte Isabella seine Hand entgegen. „Ich danke Ihnen, Senorita! Und ich bitte Sie um Verzeihung. Sie haben mehr für mich gethan, als ich um Sie verdiente.“

Sie hatte seine Hand genommen, doch nur für einen flüchtigen Augenblick. Ohne ihren Druck zu erwidern, gab sie sie wieder frei und trat stumm in den Hintergrund des Zimmers zurück.

Doktor Vidal goß einige Tropfen einer auf dem Nachttischchen stehenden Arznei in ein Glas Wasser und setzte es dem Kranken an die Lippen. „Trinken Sie das, lieber Freund, und machen Sie dann keinen Versuch mehr, sich gegen das Schlafbedürfniß zu wehren. Nach Ihrem Erwachen werden wir Zeit genug haben, über alles zu plaudern, was Ihnen am Herzen liegt.“

Werner gehorchte und schon nach kurzer Zeit war er in der That wieder fest entschlummert.

Als Doktor Vidal sich nach Isabella umsah, war er betroffen von dem tiefschmerzlichen Ausdruck ihres Gesichts. Thränen glänzten an ihren Wimpern, aber da sie den forschenden Blick Don Josés fühlte, tilgte sie sie hastig mit dem Taschentuche hinweg. „Sie sind erschöpft, liebes Kind,“ sagte er freundlich. „Nach all den Aufregungen dieser letzten Tage hätten Sie sich der aufreibenden Nachtwache bei unserem Freunde nicht unterziehen dürfen. Und wenn ich es nicht ernstlich bereuen soll, meine Einwilligung dazu gegeben zu haben, so müssen Sie mir jetzt gehorchen und sich in Ihr Stübchen zurückziehen. Unser Patient bedarf kaum noch einer beständigen Beaufsichtigung; aber ich werde trotzdem meinen Diener herschicken, der ein zuverlässiger Bursche ist und mich sofort benachrichtigen wird, wenn mein Erscheinen aus irgend einem Grunde nothwendig werden sollte.“

Er mochte kaum erwartet haben, daß sie sich ohne weiteres fügen würde, aber sie erhob in der That keinen Widerspruch und ging still hinaus. In dem kleinen freundlichen Zimmer aber, das ihr Doktor Vidal eingeräumt hatte, seitdem in Manuel del Vascos prächtigem Hause alle Thüren mit großen amtlichen Siegeln verschlossen waren, sank sie kraftlos nieder und brach in ein so leidenschaftliches Weinen aus, daß ihr schöner Körper wie von wilden Fieberschauern geschüttelt wurde.

23. Kapitel.

„Aber wenn ihr wirklich nichts Schlimmeres widerfahren ist, warum kommt Conchita dann nicht hierher? Ich kann Ihnen nicht sagen, Doktor, wie ich mich nach ihr sehne. Ich glaube sicher, daß ich mit einemmale gesund sein würde, wenn es mir vergönnt wäre, sie nur eine Minute lang zu sehen.“

Mit diesen Worten bestürmte Rodewaldt seinen ärztlichen Freund, als er vierundzwanzig Stunden später wieder mit ihm allein war. Seine Genesung hatte in dieser kurzen Zeit die erfreulichsten Fortschritte gemacht und er würde sich stark genug geglaubt haben, das Lager zu verlassen, wenn ihn nicht Don Josés entschiedenes Verbot davon abgehalten hätte. Isabella del Vasco hatte seit gestern das Krankenzimmer nicht mehr betreten, aber Werner's erste Frage beiDoktor Vidals Eintritt hatte trotzdem nicht ihr, sondern Conchita gegolten.

Es war gut, daß die künstliche Dämmerung, in der man das Gemach noch immer erhielt, ihn verhinderte, den schmerzlich verlegenen Ausdruck in den Zügen des Gefragten wahrzunehmen, als dieser ihm erwiderte: „Ich kann Ihnen nur wiederholen, liebster Freund, daß Sie keine Ursache haben, sich wegen der Senorita Ortegas zu beunruhigen. Sie kann augenblicklich nicht zu Ihnen kommen, weil sie, wie Sie wissen, nicht die freie Herrin ihres Willens ist. Aber Sie werden sie wiedersehen, sobald die Umstände es nur irgend gestatten, und Sie würden sich schlechten Anspruch auf ihren Dank erwerben, wenn Sie durch diese zwecklose Ungeduld den Fortgang Ihrer Genesung verzögerten.“

Werner seufzte tief auf. „Es ist schwer, sich in Geduld zu fassen, wenn man von verzehrender Sorge erfüllt ist. Und ich brauche Ihnen wohl kein Geheimniß mehr daraus zu machen, Doktor, daß ich Conchita liebe.“

„Freilich nicht, denn ich mußte es wohl errathen. Aber sind Sie denn nicht neugierig zu erfahren, wie Sie hierher kamen, und was sich seit dem Augenblick Ihrer Verwundung zugetragen? Um Ihnen das zu erzählen, habe ich Sie ja jetzt aufgesucht.“

„So lassen Sie mich's wissen, Don José! Ist mir's doch wirklich, als befände ich mich noch immer mitten in einem wüsten Traum, oder als wäre es ein romantisches Märchen, das ich wirklich zu durchleben glaube, während mich in Wahrheit doch nur trügerische Einbildungen täuschen.“

„Es sind keine Einbildungen, lieber Freund, aber bei uns zu Lande sieht die Wirklichkeit allerdings zuweilen märchenhaft genug aus. Und die Veränderungen, die gerade während dieser letzten Tage in jähem Wechsel aufeinander gefolgt sind, konnten selbst einem an südamerikanische Revolutionen hinlänglich gewöhnten Eingeborenen wie mir einiges Staunen erregen. Sie erinnern sich wohl, daß auf die von del Vasco erstattete Anzeige hin ein Detachement Soldaten in die Wohnung Ihres Landmannes Henninger abgeschickt worden war, um Sie zu verhaften?“

Werner bejahte. „Die Senorita Isabella war ja gekommen, mich zu warnen. Aber ich glaubte ihr nicht. Als die Kerle dann in mein Zimmer drangen, mußte ich freilich erkennen, daß sie es redlich mit mir gemeint hatte. Aber da war es zu spät, ihren Rath zu befolgen. Von dem, was dann weiter geschehen ist, habe ich nur eine sehr unbestimmte Vorstellung. Es ist mir, als müßte mich einer jener Halunken mit seinem Gewehr niedergeschlagen haben.“

„Und so war es in der That. Sie würden der Wuth der Soldaten auch ohne Zweifel zum Opfer gefallen sein, wenn Ihnen nicht diese kleine Teufelin, Senorita Isabella, und ein glücklicher Zufall zu Hilfe gekommen wären. Das junge Mädchen hatte nämlich im Augenblick der höchsten Noth einen für alle Fälle mitgebrachten Revolver gezogen und auf Ihre Angreifer zu feuern begonnen. Zwar hat sie allem Anschein nach keinen von ihnen getroffen, aber sie hat doch bewirkt, daß die Kerle zunächst von Ihnen abließen, und die damit gewonnene Zeit reichte hin, Sie zu retten. Denn ein großer Trupp von Aufständischen drang eben in die Straße ein, eine geschlagene Militärabtheilung vor sich hertreibend, und die zu Ihrer Verhaftung ausgesandten Soldaten waren sich der Gefahr kaum bewußt geworden, in der sie selbst schwebten, als sie auch schon allesammt ihr Heil in schleuniger Flucht suchten. So waren Sie wie durch ein Wunder abermals dem Tode entgangen. Es gelang der muthigen jungen Dame, trotz des an vielen Stellen tobenden Straßenkampfes, meine Wohnung zu erreichen, und ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, wie sehr ich mich beeilte, ihrem Rufe Folge zu leisten und zu Ihnen zu eilen. Mein Wagen hatte angespannt im Hofe gestanden, und die Aufständischen wie die Regierungstruppen hatten Achtung genug vor meinem ärztlichen Beruf, mich überall ungehindert passiren zu lassen. Ich fand Sie in tiefer Bewußtlosigkeit und mit einer Kopfwunde, die ich selbst im ersten Moment für recht bedenklich hielt. In dem Hause Ihres verdächtigen Freundes durfte ich Sie natürlich nicht lassen, so nahm ich Sie gleich mit. Senorita Isabella verdanken Sie Ihr Leben. Vielleicht erwartet sie dafür keinen anderen Lohn, als ein wenig freundlich von Ihnen behandelt zu werden. Den aber sollten Sie ihr um so weniger vorenthalten, als sie sich augenscheinlich in einer recht beklagenswerthen Lage befindet. Ihre Eltern sitzen unter der Anschuldigung des Hochverraths im Gefängniß, und Sie haben ja nun Gelegenheit gehabt, an sich selbst zu erfahren, was zu gewissen Zeiten in Argentinien eine solche Anschuldigung bedeutet.“

„Wie? Manuel del Vasco im Gefängniß — mit seiner Gemahlin? Und wegen Hochverraths? Wie ist das möglich?“ fragte Werner erstaunt den Doktor. „War er denn nicht einer der treuesten Anhänger des Präsidenten? Oder haben die Aufständischen gesiegt? Sind sie es, die sich jetzt am Ruder befinden?“

Sie sind es nicht mehr. Aber daß sie es für die Dauer eines Tages waren, ist Don Manuel und seinem intriganten Weibe zum Verhängniß geworden. Hatten die Regierungstruppen wegen ihrer geringen Zahl und ihrer schlechten Bewaffnung schon am ersten Tage keinen wirklichen Erfolg über die Insurgenten zu erringen vermocht, so gestaltete sich am zweiten die Sachlage für sie noch um vieles ungünstiger. Die Aufständischen kämpften mit großer Erbitterung, und da sich das Gerücht verbreitet hatte, der Präsident wolle freiwillig abdanken, so fehlte denRegierungstruppen bei ihrem Widerstande die rechte Begeisterung. Ein Theil ging sogar direkt zu den Revolutionären über, und schon am Mittag befand sich der größte Theil der Stadt mit den wichtigsten öffentlichen Gebäuden in den Händen dieser letzteren. Für die Anhänger des Präsidenten begann die Lage kritisch zu werden, und viele von ihnen machten Miene, sich dem neu aufgehenden Gestirn des Insurgentenführers Rodrigo Pena zuzuwenden. Keiner aber that es mit gleich unverhüllter Schamlosigkeit wie Manuel del Vasco. Es heißt, daß er durch seine Frau schon seit langem heimliche Beziehungen zu dem als Gegner des Präsidenten bekannten Rodrigo Pena unterhalten habe, und die Bereitwilligkeit, mit der ihn diese

sobald er sich im Besitz der Macht glaubte, zu einem Mitgliede der provisorischen Regierung ernannte, läßt allerdings darauf schließen, daß diese Behauptung mehr als eine böswillige Erfindung von del Vascos Feinden ist. Allein die Herrlichkeit des neuen Usurpators war von sehr kurzer Dauer; sie währte nicht länger als einen einzigen Tag. Schon am Abend verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, der Präsident sei mit einer starken Truppenmacht im Anmarsch auf Buenos Aires begriffen, und am nächsten Morgen war er wirklich da. So wenig war man noch auf sein Erscheinen vorbereitet gewesen, und so sehr hatten die voraufgegangenen zweitägigen Strapazen die Kräfte der wenig kriegsgeübten Insurgenten erschöpft, daß sie sich fast ohne Kampf ergaben. Das Munizipalgebäude, das Sie ja von Ihrem unfreiwilligen Aufenthalt her kennen, hatte sich ohnedies gegen die Aufständischen behauptet, und so war bereits um die Mittagszeit das Schicksal der Revolution entschieden. Rodrigo Pena, der sich heldenmüthig vertheidigt hatte, befand sich als ein zum Tode Verwundeter in den Händen seines siegreichen Gegners, und noch im Laufe des Tages erfolgte die Verhaftung der am meisten kompromittirten Persönlichkeiten seiner Gefolgschaft."

„Und Senorita Isabella?"

„Das junge Mädchen habe ich in Schutz genommen. Verzweifelt, ohne Obdach, ohne Freunde, von allen gemieden und verlassen, wie sie ist, hat sie bei mir Zuflucht gefunden. Sie ist trotz ihrer Erschöpfung volle vierundzwanzig Stunden hindurch kaum von Ihrem Lager gewichen und es war sehr beruhigend für mich, Sie in so aufmerksamer Pflege zu wissen, da ich ja nicht immer bei Ihnen bleiben konnte. Es gab nicht nur nach den dreitägigen Kämpfen, wie Sie sich wohl denken können, für mich eine Fülle von Arbeit, sondern ich mußte auch ungesäumt die erforderlichen Schritte thun, um jede weitere Gefahr von Ihnen abzuwenden."

„Welche unsägliche Mühe habe ich Ihnen da verursacht! Noch bin ich kaum dazu gekommen, Ihnen für meine Befreiung aus dem Gefängniß zu danken, und schon sehe ich mich Ihnen für eine Menge neuer aufopfernder Freundschaftsbeweise verpflichtet."

„Ah, reden wir doch nicht davon! Was die Aufhebung dieses verrückten Todesurtheils betrifft, so kostete es mich nicht mehr als eine viertelstündige Audienz bei dem Präsidenten, um sie herbeizuführen. Der Spruch des Kriegsgerichts wurde auf die Anordnung Seiner Excellenz sofort vernichtet, und jedes weitere Vorgehen gegen Sie eingestellt. Man wird am Ende froh sein, wenn Sie sich nicht beschweren und der Regierung der Republik keine Ungelegenheiten bereiten."

„Diese Absicht habe ich allerdings nicht, sei es auch nur, um nicht meine hiesige Stellung aufgeben zu müssen. Aber ich gestehe Ihnen offen, lieber Doktor, daß es am allerwenigsten die Sorge um mein eigenes Schicksal war, die mich beunruhigt. Zwar habe ich Ihre Erklärung, daß Conchita nichts Schlimmes widerfahren ist, aber ich kann die Angst um sie nicht los werden, und diese schwere Last wird nicht früher von meinem Herzen fallen, als bis ich sie wiedergesehen habe. Und daneben ist es auch der Gedanke an die Pflichten meiner Stellung, der mir keine Ruhe läßt. Sie werden mir unbedingt gestatten müssen, noch heute mit einem unserer Disponenten Rücksprache zu nehmen."

„Gegen die Erfüllung eines solchen Wunsches läßt sich kaum etwas Ernstliches einwenden, vorausgesetzt, daß es nicht Herr Henninger ist, den Sie zu sprechen begehren. Im Uebrigen darf ich Ihnen mittheilen, daß bis jetzt schwerlich etwas versäumt worden ist. Die La Plata-Bank hat gleich allen anderen ausländischen Geldinstituten ihre Bureaux während der letzten Tage geschlossen gehalten, und der Geschäftsbetrieb soll erst morgen oder übermorgen auf die dringenden Vorstellungen des Präsidenten wieder aufgenommen werden."

„Das beruhigt mich freilich sehr. Kann ich doch nun wenigstens verhindern, daß dieser schurkische Henninger weiter Einfluß auf die Geschäfte der Bank ausübt. Zu einer endgültigen Abrechnung mit ihm wird dann auch später Zeit genug sein."

Er gab dem Arzte die Adressen zweier bei der La Plata-Bank angestellter Herren, die er in seinem Namen um ihren Besuch bitten sollte. Schon eine Stunde später waren die Gerufenen zur Stelle und empfingen außer den erforderlichen Weisungen und Vollmachten eine von dem Direktor diktirte und eigenhändig unterzeichnete Verfügung, die den bisherigen Prokuristen Georg Henninger seiner Stellung enthob und ihm jeder weitere Betreten des Bankgebäudes untersagte.

Erleichtert athmete Werner auf, als er sich wenigstens von dieser Sorge befreit sah. Da sich aber wieder ziemlich heftige Schmerzen eingestellt hatten, verbot ihm Doktor Vidal für den Rest des Tages jede weitere Unterhaltung und sorgte überdies durch die Verabreichung eines einschläfernden Mittels dafür, daß er auch während des Alleinseins vor quälenden Grübeleien und aufregenden Gedanken bewahrt bleibe.

Ob nun aber die Dosis dieses Mittels nicht stark genug gewesen war, oder ob die dunklen Ahnungen und Befürchtungen, die ihn quälten, seinem Nervensystem eine erhöhte Reizbarkeit gegeben hatten — schon um mehrere Stunden früher, als Doktor Vidal es vorausgesehen, erwachte Werner aus dem künstlich erzeugten Schlummer. Es war Abend geworden, und nur der matte Schein eines Nachtlämpchens verbreitete ungewisse, dämmerige Helligkeit in dem Gemach. Ein leises Geräusch neben seinem Lager hatte Werner veranlaßt, den Kopf nach jener Seite zu wenden, und er sah, daß Isabella del Vasco eben im Begriffe war, sich behutsam zu entfernen. Wieder stieg ihr das Blut in die Wangen, als ihr Blick dem seinen begegnete.

„Verzeihen Sie, Senor, wenn ich Ihnen noch einmal durch meine Gegenwart lästig geworden bin," sagte sie halblaut und mit gepreßter Stimme. „Es war nicht meine Absicht, denn ich würde schon früher gegangen sein, wenn mir nicht Doktor Vidal gesagt hätte, daß Sie kaum vor Mitternacht erwachen würden."

„Und was bringt Sie auf den Gedanken, daß Ihre Gegenwart mir lästig sei? Ich freue mich ihrer vielmehr aufrichtig, denn ich habe Ihnen ja vieles zu sagen."

Isabella setzte ihren Weg nach der Thür nicht fort, aber sie kehrte auch nicht an das Bett zurück. Mit gesenktem Haupte und schlaff herabhängenden Armen blieb sie mitten im Zimmer stehen, wie in schweigender Erwartung dessen, was er ihr mitzutheilen wünsche.

Anfänglich kamen die Worte nur stockend und unsicher über Werner's Lippen. Die eigenthümliche Lage, in der er sich diesem Mädchen gegenüber befand, machte es ihm unsäglich schwer, den rechten Ton zu finden. Bald aber hatte das tiefe Mitleid mit ihrem traurigen Geschick den Sieg über seine Verlegenheit davongetragen, und er sprach zu ihr mit brüderlicher Wärme. Er dankte ihr für alles, was sie an ihm gethan, suchte sie mit tröstlicher Zuversicht auf eine glücklichere Zukunft zu erfüllen, und gelobte, ihr in allen Lebenslagen als treuer Freund zur Seite zu stehen.

Sie hörte ihn an, ohne ihn zu unterbrechen und ohne ihn anzusehen. Ihr Gesicht war wieder sehr bleich geworden und von Zeit zu Zeit zuckte es schmerzlich darüber hin. „Was Sie mir da sagen," erwiderte sie, „sind doch nur Worte — nichts als Worte! Was soll ich mit ihnen beginnen?"

„Freilich sind es nur Worte. Aber was vermöchte ich Ihnen in diesem Augenblick anderes zu geben?"

„Nein, Sie können mir nichts anderes geben," sagte sie herbe. „Und weil Sie es nicht können, ist es wohl besser, von alledem gar nicht zu reden. Es giebt Wunden, die jedes Trostwort nur von Neuem bluten macht. Und Sie sehen ja, daß auch ich keinen Versuch mache, Sie zu trösten."

„Mich zu trösten? Ja, glauben Sie denn, daß ich eines Trostes bedürftig sei?"

„Um so besser, wenn ich mich darin getäuscht habe. Aber ich wähne bis zu diesem Augenblick, Sie hätten meine Base Conchita geliebt."

Entsetzt war Werner emporgefahren, und namenlose Seelenangst spiegelte sich in seinem Gesicht wie in seinen weit geöffneten Augen. „Was ist's mit Conchita? Sprechen Sie — ich beschwöre Sie!"

Sie rührte sich nicht aus ihrer bisherigen Stellung und ihre Stimme hatte noch immer denselben matten, gleichgültigen Klang, als sie erwiderte: „So wußten Sie noch nicht, daß Conchita verschwunden ist—seit vier Tagen spurlos verschwunden, und daß es keine Hoffnung mehr giebt, sie lebend wiederzufinden?"

Nur ein dumpfes Stöhnen wurde von dem Lager des Kranken her vernehmlich. Werner war in die Kissen zurückgesunken, und dunkle Röthe bedeckte sein Gesicht, seine Lippen bewegten sich, aber kein verständliches Wort, nur ein dumpfes Stöhnen kam aus seiner Kehle.

Mit einem gellenden Aufschrei flog Isabella auf ihn zu und warf sich neben dem Lager in die Kniee. „Werner — mein Geliebter! Sieh mich an — sprich nur ein Wort! Nein, nein, das habe ich ja nicht gewollt!"

Seine Augen richteten sich auf ihr Gesicht, aber in ihrem Ausdruck war etwas, das sie auf's Neue tödtlich erschreckte. Sinnlos vor Angst lief sie zur Thür, auf deren Schwelle sie fast mit Doktor Vidal zusammengeprallt wäre.

Mit beiden Händen umklammerte sie seinen Arm und zog ihn nach dem Lager hin. „Retten Sie ihn, Doktor! — Er stirbt — und ich — ich habe ihn gemordet!"

In äußerster Bestürzung blickte Don José auf den Patienten, um sich dann mit zornsprühenden Augen gegen Isabella zu wenden. „Verlassen Sie auf der Stelle dieses Zimmer und hüten Sie sich, seine Schwelle wieder zu überschreiten! Sie werden mir später Rechenschaft geben über das, was hier geschehen ist. Schicken sie mir jetzt meinen Diener!"

Es kostete sie ersichtlich einen furchtbaren Kampf, sich aus der Nähe des geliebten Mannes zu entfernen, aber als Don José seinen Worten durch eine gebieterische Handbewegung noch größeren Nachdruck gab, wagte sie keinen Widerspruch mehr und ging schluchzend hinaus.

Sie that einige Schritte durch das Nebengemach, dann aber fiel sie, ohne einen Laut von sich zu geben, schwer auf den Teppich nieder, und dort lag sie regungslos noch immer, als Doktor Vidal beinahe zwei Stunden später erschöpft und mit sorgenvollem Antlitz aus dem Krankenzimmer trat.

24. Kapitel.

Als der Doktor sie bei ihrem Namen anrief, richtete sich Isabella empor. Ihr Gesicht sah furchtbar verstört aus, und es schien, als wäre sie innerhalb dieser wenigen Stunden um ein Jahrzehnt gealtert.

„Ist es geschehen?" fragte sie. „Sagen Sie mir die Wahrheit, Doktor Vidal — er ist todt?"

Don José machte eine verneinende Bewegung. „Er lebt — aber sein Zustand ist bedenklich genug, und Sie haben wahrlich Anlaß, sich die schwersten Vorwürfe zu machen, wenn Sie dieses Unglück verschuldet. Hoffentlich haben Sie jetzt wenigstens den Muth, mir zu sagen, was Sie gethan."

„Ich habe ihm mitgetheilt, daß Conchita Ortegas spurlos verschwunden sei, und daß er nicht hoffen dürfe, sie lebend wieder zu sehen."

„Ich ahnte es. Und Sie, Senorita, mußten voraussehen, was Sie mit Ihrer grausamen Enthüllung anrichten würden — Sie konnten bei seinem Zustande nicht darüber im Zweifel sein. Und doch waren Sie im Stande, es zu thun. Weshalb haben Sie Ihr eigenes Leben für das des jungen Mannes da drinnen eingesetzt, wenn es doch Ihre Absicht war, ihn schließlich zu tödten?"

Mit einem wilden Blick sah sie ihn an. „Ja, sind wir Frauen denn überirdische Wesen ohne Blut und Herz und ohne Verlangen nach Glück, daß Ihr immer sogleich aufhört, uns zu verstehen, wenn wir der Stimme der Leidenschaft williger gehorchen als den Gesetzen der kalten Vernunft!? Wohl war ich bereit, mein Leben für ihn herzugeben, wie ich noch jetzt dazu bereit bin. Aber nicht, weil ich das seine für jene andere retten wollte. Mir sollte er gehören — mir allein! Wer darf es wagen, mir einen Vorwurf daraus zu machen? Sie hat ihren Anspruch auf seine Liebe nicht theurer bezahlt als ich."

„Vielleicht doch, Senorita! Denn es scheint ja, daß sie wirklich ihr Leben für ihn gelassen hat in jener Nacht, da sie todesmuthig in sein Gefängniß gegangen war, um ihn zu befreien. Aber es ist müßig, hier noch Verdienste und Rechte der einen und der anderen abzuwägen. Die, welche Sie für Ihre Nebenbuhlerin halten, weilt aller menschlichen Voraussicht nach nicht mehr unter den Lebenden. Sie brauchten sie also nicht mehr zu fürchten und Sie hätten geduldig warten sollen, bis die Dankbarkeit des Geretteten Ihnen gewährte, was Sie ersehnten."

„Ja, warten — geduldig warten — das ist der Trost, mit dem Ihr stets so bereitwillig bei der Hand seid, wenn es sich nicht um Euch selbst, sondern um andere handelt. Todt oder lebendig — sie ist mir nichts als die verhaßte Räuberin meines Glückes. Alle seine Gedanken gehörten ja nur ihr. Die erste Regung seines wiederkehrenden Bewußtseins war eine Erinnerung an sie. Und zu mir begann er zu reden wie ein Bruder zu seiner Schwester. Es waren theilnehmende, gütige Worte, die er mir sagte, aber es waren Worte, die mir trotzdem wie ebenso viele Dolchstiche in die Seele drangen. Denn jedes von ihnen in seiner kühlen Freundlichkeit war mir ein Beweis, wie weit, wie unendlich weit ich noch davon entfernt war, seine Liebe zu gewinnen. Ich sah, daß er nicht einmal eine Empfindung hatte für die Qualen, die er mir mit seinen Tröstungen bereitete, und da war es mit meiner Widerstandsfähigkeit zu Ende. Es war schlecht, was ich gethan — ich weiß es — aber die Verzweiflung hatte mich wahnsinnig gemacht. Sie müssen ein schlechter Arzt sein, Don José, wenn Sie es nicht begreifen."

Sie hatte sich, während sie sprach, langsam vom Fußboden erhoben und, auf die Lehne eines Stuhles gestützt, stand sie in müder, gebrochener Haltung da, den Blick der tief eingesunkenen dunkel umschatteten Augen starr in das Leere gerichtet.

Doktor Vidal betrachtete sie ein paar Sekunden lang, dann legte er seine Hand auf ihre Schulter und sagte mit väterlichem Ernst: „Ob ich es nun begreife oder nicht — jedenfalls fühle ich mich nicht berufen, Sie zu richten. Sie sind wohl hart genug bestraft durch das, was Sie selbst über sich heraufbeschworen haben. Denn Ihr Gewissen wird Sie nie mehr freisprechen von dem Vorwurf, daß Sie diesem unglücklichen jungen Manne da drinnen zum Verhängniß geworden sind."

„Er wird also sterben? Sie haben keine Hoffnung, Doktor Vidal?"

„Ich sehe keinen Grund, Ihnen jetzt noch etwas zu verhehlen. Nein, nach dem, was ich soeben gehört habe, hege ich keine Hoffnung mehr."

„Und warum erst nach diesem?"

„Weil ich sicher bin, daß der Anfall, der für diesmal noch ohne eine Katastrophe vorübergegangen ist, sich wiederholen wird, da ich ja die Ursache nicht beseitigen kann, die ihn herbeigeführt hat. Oder halten Sie es für möglich, daß man den Kranken jetzt noch durch erlogene Tröstungen täuschen könnte, wenn er nach der Senorita Ortegas fragt? Was auch immer ich ihm sagen würde, er würde es nicht glauben, es sei denn, daß wir Conchita lebend und gesund an sein Lager führen könnten. Sie haben Ihren Freund vor einem verhältnißmäßig leichten Tode bewahrt, um ihn einem schmerzlicheren zu überliefern."

Sie schlug die Hände vor das Gesicht und verharrte regungslos — ein Bild unsäglichen Jammers.

Auch Don José schwieg eine Weile, dann sagte er, indem er zur Thür ging: „Sie werden das Krankenzimmer selbstverständlich nicht wieder betreten. Wenn Sie glauben, mir für das, was ich bisher an Ihnen gethan, Dank schuldig zu sein, so versuchen Sie es nicht, wieder bei ihm einzudringen. Ich werde außerdem Fürsorge treffen, daß es Ihnen unmöglich gemacht wird. Nun folgen Sie meinem Rathe und begeben Sie sich zur Ruhe. Gute Nacht!"

Er legte die Hand auf den Thürgriff und stand eben im Begriff, das Gemach zu verlassen, als es von der Stelle her, wo Isabella stand, dumpf und tonlos hinter ihm drein klang: „Bleiben Sie noch, Don José — ich will Ihnen sagen, wo Sie Conchita finden."

Doktor Vidal war stehen geblieben und starrte sie in sprachlosem Erstaunen an. Dann drückte er die Thür leise hinter sich in's Schloß und eilte mit raschen Schritten auf sie zu.

„Habe ich recht gehört, Senorita? Sie wissen, wo Ihre Base sich aufhält, und Sie konnten es mir bis zu diesem Augenblick verschweigen, — mir, der ich seit Tagen vom Morgen bis in die Nacht nach ihr suche?"

„Ja," erwiderte sie starren Antlitzes und mit derselben klanglosen Stimme, „nennen Sie mich eine Verworfene — eine Verbrecherin, nennen Sie mich, wie Sie wollen — ja, ich habe es von allem Anbeginn gewußt."

„Und wo — wo ist sie? Befindet sie sich noch am Leben?"

„Ich glaube wohl, wenn ich mich auch nicht dafür verbürgen kann. Gehen Sie nach der Convalescencia — dort wird man es Ihnen sagen."

„Nach der Convalescencia — in das Irrenhaus? Nein, das ist unmöglich! Wie hätte Sie gerade dahin kommen können?"

„Man fand sie am Morgen nach Senor Rodewaldts Flucht aus dem Gefängnisse schwer krank und mit einer Schußwunde in der Schulter auf der Straße. Da sie ohne Bewußtsein war, brachte man sie zunächst in das Frauenhospital nach der Calle Esmeralda. Sie kam im Laufe des Tages wieder zu sich und nannte ihren Namen. Aber man zweifelte an der Richtigkeit ihrer Angaben, weil sie die Kleidung einer Zofe trug. Trotzdem benachrichtigte man meinen Vater, und da er selbst durch seine gerade an jenem Tage so wichtigen Geschäfte daran verhindert war, begab sich meine Mutter in das Hospital. Bei ihrer Ankunft war Conchita schon wieder ohne Besinnung. Die Wunde selbst sollte zwar nach der Angabe der Aerzte nicht gefährlich sein, aber ein heftiges Fieber hatte Conchita ergriffen. Meine Mutter ließ sich an das Bett der Patientin führen und erklärte dem sie geleitenden Arzte, diese Kranke sei keineswegs ihre Nichte Conchita Ortegas, sondern eine ehemalige Kammerjungfer derselben, die von jeher Spuren von Geistesstörung gezeigt habe und sich wohl nur im Wahnsinn für ihre Gebieterin ausgegeben haben könne."

„Sagen Sie mir auch wirklich die Wahrheit, Senorita Isabella?" fragte der Doktor streng. „Was Sie mir da erzählen, klingt in hohem Maße abenteuerlich und unwahrscheinlich. Welchen Zweck könnte Ihre Mutter mit einer so abscheulichen Lüge verfolgt haben, die überdies schon in der nächsten Stunde entdeckt werden mußte?"

„Ich spreche nichts als die volle Wahrheit, Don José! Und von ihrem Standpunkt aus war das, was meine Mutter that, wohl so thöricht nicht. Sie durfte sich versichert halten, daß man zunächst ihren Angaben mehr Glauben schenken würde, als den Versicherungen einer Fieberkranken. Mit dem Augenblick, wo sie Conchita als ihre Nichte anerkannte, übernahm sie auch die Verpflichtung, alles Erdenkliche für die Erhaltung ihres Lebens zu thun. Und bei sorgfältiger, aufmerksamer Pflege würde diese sicher bald wieder hergestellt worden sein. Blieb sie aber in dem großen Hospital, oder brachte man sie, wie meine Mutter hoffte, wohl gar auf die Krankenstation der Convalescencia, so waren die Aussichten für eine Genesung der Kranken bei den dort herrschenden Zuständen gering. Und selbst in dem wenig wahrscheinlichen, unerwünschten Fall, daß sie trotz alledem genas, hatte meine Mutter sich durch ihre Erklärung die Möglichkeit geschaffen, einen seit langem gehegten Plan zur Ausführung zu bringen. Es giebt irgendwo in der Provinz, ich habe den Namen des Ortes vergessen, einen Arzt, der eine sogenannte Heilanstalt für Nervenkranke zu keinem andern Zweck unterhält, als um darin Personen, die ihren Angehörigen lästig geworden sind, als angebliche Geisteskranke für immer gefangen zu halten. War es einmal gelungen, Conchita der Obhut dieses Menschen zu übergeben, so konnte es kaum noch allzu große Schwierigkeiten haben, ihr Vermögen auf die eine oder die andere Art ganz in die Hände meines Vaters zu bringen."

„Ein sauberer Plan!" sagte Doktor Vidal kopfschüttelnd. „Aber sprechen Sie weiter; man schenkte also der Erklärung der Senora del Vasco Glauben und brachte die arme Conchita wirklich als eine Wahnsinnige nach der Convalescencia?"

Isabella nickte. „Meine Mutter hatte sich erboten, die Verpflegungskosten zu tragen. Ich erfuhr von alledem erst, als sie von ihrem Besuche im Hospital heimkam, und ich erfuhr es zugleich mit der Thatsache, daß Conchita es gewesen war, die mir Rodewaldts Herz entfremdet, die mir seine Liebe gestohlen hatte. Meine Mutter vermochte mir darüber volle Gewißheit zu geben, denn sie hatte in Erfahrung gebracht, daß die beiden häufig heimliche Zusammenkünfte gehabt, und sie wußte auch, wie groß Conchitas Antheil an Senor Rodewaldts Befreiung gewesen war."

„Und deshalb ließen Sie das schändliche Verbrechen zu, das man an ihr beging? Deshalb machten Sie sich zur Mitschuldigen Ihrer Mutter, indem Sie keinen Einspruch gegen ihre Handlungsweise erhoben?"

Isabella neigte bejahend den Kopf. „Es war nur noch für eine von uns beiden Raum auf Erden. Sie mußte sterben, und es war gut für sie wie für mich, wenn es auf solche Art geschah. Denn sonst — sonst würde ich sie vielleicht eines Tages mit eigenen Händen getödtet haben."

„Sie sind ein beklagenswerthes Geschöpf. Mir graut vor Ihnen. Aber wie kommen Sie bei solch böser Sinnesart dazu, mir das alles jetzt zu gestehen?"

Sie wandte den Kopf und sah ihm mit ihren großen, düsteren Augen fest in's Gesicht. „Fragen Sie mich überhaupt nichts mehr. Gehen Sie, sich über Conchitas Schicksal zu unterrichten. Vielleicht gelingt es Ihrer Kunst, sie zu retten und damit auch ihn. Mir gilt es gleich — ich bin jetzt mit allem fertig."

„Wohl, so werde ich Sie in Ihr Zimmer bringen, und eines der Mädchen wird bei Ihnen bleiben."

Auch gegen diese Verfügung erhob Isabella keinen Widerspruch. Starr und stumm ruhte sie auf ihrem Lager, als er sie verließ.

25. Kapitel.

Doktor Vidal fand bei seinem Besuch in der Convalescencia alle Angaben Isabellas bestätigt. Er ließ sich an das Bett Conchitas führen und war tief erschüttert von dem Anblick der Veränderung, die während dieser wenigen Tage mit dem schönen, lebensprühenden Mädchen vorgegangen war. Der Arzt, der sie behandelte, hatte sich gegen ihn sehr ungünstig über die Aussichten auf eine Wiederherstellung ausgesprochen. Don José aber sagte ihm, nachdem man ihm gestattet hatte, die Patientin selbst zu untersuchen, rund heraus, daß er anderer Meinung sei, und daß es seiner Ueberzeugung nach nur einer veränderten Behandlung und einer sorgfältigeren Pflege bedürfe, um das junge Mädchen glücklich über die gefährliche Krisis hinweg zu bringen. Bei dem hohen persönlichen Ansehen, dessen er sich in ärztlichen Kreisen erfreute, und angesichts seiner Erklärung, daß er alle Kosten zunächst auf sich nehme, fügte man sich ohne weiteres seinem Verlangen, der Kranken ein eigenes Zimmer und eine eigene Wärterin zu geben und ihre weitere Behandlung in seine Hände zu legen. Am liebsten freilich hätte er sie sogleich in das deutsche Krankenhaus bringen lassen, aber er fürchtete die Gefahren, die mit einer solchen Ueberführung verbunden sein konnten und verzichtete darum vorerst noch auf die Erfüllung dieses Wunsches. Conchita selbst hatte ihn nicht erkannt. Sie war nach der Angabe der Wärterinnen wohl zuweilen für kurze Zeit aus ihren unruhigen Fieberträumen erwacht, aber sie hatte dann zumeist still und apathisch dagelegen, ohne auf die an sie gerichteten Fragen zu antworten.

Lange nach Mitternacht erst kehrte Vidal in seine Wohnung zurück, und zwei neue Ueberraschungen waren es, die dort seiner warteten. Man theilte ihm mit, daß Senorita Isabella del Vasco sich gleich nach seiner Entfernung wieder angekleidet und trotz aller Bitten und Vorstellungen das Haus verlassen habe. Don José fürchtete, daß sie Hand an sich gelegt haben könnte, aber ein von ihr zurückgelassener Brief, den man ihm übergab, beruhigte ihn wieder. Sie schrieb, daß sie nach dem Vorgefallenen seine Gastfreundschaft nicht länger in Anspruch nehmen dürfe und auch nicht die Kraft besitze, fernerhin unter demselben Dache zu weilen mit dem, dessen Verhängniß sie geworden sei. Sie werde in dem Kloster der Ursulinerinnen eine Zuflucht suchen.

„Es ist das beste, das sie bei ihrer verfehlten Erziehung und ihrem unglücklichen Temperament thun konnte," dachte Vidal. „In der Welt hätte sie doch stets nur sich und andere unglücklich gemacht."

Die andere Ueberraschung bestand in einem ebenfalls an seine Adresse gerichteten Briefe, den sein Diener vorhin bei der Reinigung von Rodewaldts Kleidern in einer Tasche gefunden hatte. Es war jener Abschiedsgruß, den der Gefangene im Angesicht des Todes an ihn hatte richten wollen. Und mit steigendem Interesse las Doktor Vidal die ausführliche Schilderung der von Manuel del Vasco gegen Conchita verübten und versuchten Schurkereien. Lange noch, nachdem er mit der Lektüre zu Ende gekommen war, ging er in seinem Arbeitszimmer auf und nieder, angelegentlich mit der Erwägung eines Planes beschäftigt, den der Inhalt dieses Briefes in seinem Geiste hatte entstehen lassen.

Nach einer kurzen Nachtruhe, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß Werners Zustand im wesentlichen noch unverändert war, fuhr er in das Regierungsgebäude, um eine Audienz bei dem Präsidenten der Republik nachzusuchen. Glückliche Umstände fügten es, daß ihm dieselbe sogleich gewährt werden konnte, und es war beinahe eine Stunde vergangen, als Don José das Cabinett des höchsten Beamten wieder verließ. Er begab sich geradewegs in das Untersuchungsgefängniß und verlangte auf Grund einer ihm ertheilten Ermächtigung, in die Zelle des Senor del Vasco geführt zu werden. Es war in dem Passierschein ausdrücklich vermerkt, daß die Unterhaltung mit dem Gefangenen ohne Zeugen stattfinden dürfe, und so ließ man die beiden miteinander allein.

Der Zustand, in welchem Doktor Vidal den noch vor kurzem so stattlichen und eleganten Caballero antraf, wäre wohl danach angethan gewesen, sein Mitleid zu erregen, wenn nicht die tiefe Verachtung, die er gegen diesen Menschen empfand, jede derartige Regung hätte ersticken müssen. Die Todesfurcht hatte einen gebrochenen, hinfälligen Greis aus dem kraftvollen Manne gemacht, und der kluge Arzt sah sogleich, daß er diesem in wahnsinniger Angst um sein Leben zitternden Schwächling gegenüber leichtes Spiel haben würde. Er erklärte ihm unumwunden, daß seine Aussichten die schlechtesten wären. Die Erhebung einer Anklage und die Aburtheilung während des für die Hauptstadt noch immer bestehenden Belagerungszustandes würde für ihn gleichbedeutend sein mit einem Todesurtheil, und es wäre thöricht, in diesem Fall auf eine Begnadigung von seiten des Präsidenten zu hoffen. Wohl aber gebe es vielleicht noch ein Mittel, die Einleitung des Verfahrens bis zu einem Zeitpunkt hinauszuzögern, wo das Standrecht aufgehoben und die ordentlichen Gesetze wieder in Kraft getreten sein würden. Dann wäre auf ein wesentlich milderes Urtheil zu rechnen, um so mehr, wenn del Vasco vorher seine aufrichtige Reue durch entsprechende Handlungen hinlänglich bewiesen haben würde.

Wie er es nicht anders erwartet hatte, griff der Gefangene diese Hindeutung mit großem Ungestüm auf und beschwor den Arzt, ihm zu sagen, was er thun könne, um wenigstens für den Augenblick das Verhängniß von sich abzuwenden. Er sei zu allem bereit, wenn es ihm eine Hoffnung auf die Erhaltung seines Lebens eröffne.

Ohne Umschweife ging Don José nun auf sein eigentliches Ziel los. Er sagte ihm, daß der Präsident ein lebhaftes persönliches Interesse an Conchita Ortegas und ihrem Prozeß nehme. „Gewisse schwerwiegende Anzeichen," fügte er hinzu, „haben den Verdacht wach werden lassen, daß es sich bei diesem Prozeß um ein von langer Hand vorbereitetes, betrügerisches Manöver gegen die Ihrer Obhut anvertraute Waise handle. Sollte diese Vermuthung zutreffen, so könnten Sie in Ihrem eigenen Interesse nichts besseres thun, als durch ein offenes Bekennen der Wahrheit volles Licht in das bisher nur zum Theil aufgehellte Dunkel zu bringen. Wie ich den Präsidenten kenne, wird er es Ihnen hoch anrechnen, wenn Sie auf diese Weise Ihr Gewissen entlasten und noch zu rechter Zeit schweres Unrecht verhüten. Aber Sie dürfen die Zeit nicht mit langem Ueberlegen verlieren. Seine Excellenz steht im Begriff, eine strenge Untersuchung über die Vorkommnisse bei der Verhaftung und der Entlassung des Senor Pedro Alvarez anzuordnen. Bringt diese Untersuchung Ihre Schuld an den Tag, so ist es für ein freiwilliges Geständniß zu spät, oder man würde demselben doch nicht mehr den geringsten Werth beimessen."

Manuel del Vasco vermochte sich jedoch nicht ohne weiteres zu dem zu entschließen, was man von ihm verlangte. Er äußerte den Wunsch, zunächst mit seiner Gemahlin Rücksprache nehmen zu dürfen, und erst, als Doktor Vidal ihm mit aller Bestimmtheit erklärte, eine solche Unterredung werde unter keinen Umständen gestattet werden, fand er sich nach einem letzten harten Kampfe bereit, für die Hoffnung auf die Erhaltung seines Daseins alles andere preiszugeben, was ihm bis dahin Lebenszweck und Lebensziel gewesen war.

Ein umfassendes Schuldbekenntniß war es, das er ablegte. In einem Geheimfach seines Schreibtisches sollten sich, wie er versicherte, alle jene Papiere befinden, deren Vorlegung die Haltlosigkeit der von Conchitas Prozeßgegnern auf sein Anstiften erhobenen Ansprüche auf das Unzweideutigste erweisen mußte. Das von Pedro Alvarez unterfertigte Schriftstück, in welchem dieser erklärte, von den Vorgängen bei der Trennung der beiden Compagnons aus eigener Wahrnehmung nicht das mindeste zu wissen, war dem unglücklichen Manne von del Vasco durch die Drohung mit der im Weigerungsfalle unvermeidlichen Vollstreckung des Todesurtheils abgepreßt worden, und Alvarez hatte außerdem einen Eid schwören müssen, diese Erklärung nicht etwa zu widerrufen, sobald er sich jenseits der Grenze in Sicherheit befand.

Diese für den Ausgang von Conchitas Prozeß bedeutsamen Geständnisse waren jedoch nicht die einzigen, die del Vasco machte. Er legte auch seine Beziehungen zu Georg Henninger und dem durch Selbstmord aus dem Leben geschiedenen Direktor Strahlendorf dar. Und als Don José nach mehr als zweistündigem Verweilen die Gefängnißzelle verließ, war er im Besitze eines so gewaltigen Belastungsmaterials gegen den ehemaligen Prokuristen der La Plata-Bank, daß es ihm nicht schwer fiel, noch an diesem Vormittag einen Haftbefehl gegen Henninger zu erwirken.

Zur Ausführung kam derselbe freilich nicht mehr, denn man fand den Gesuchten weder in seiner bisherigen Wohnung, noch an irgend einem der anderen Orte, an denen man geglaubt hatte, ihn vermuthen zu dürfen. Er hatte jedenfalls schon bei dem Empfang der von Rodewaldt erlassenen Verfügung erkannt, daß das Spiel für ihn verloren sei, und es vorgezogen, sich rechtzeitig aus dem Staube zu machen.

Die übrigen Angaben del Vascos aber erwiesen sich sämmtlich als richtig. Man fand an der bezeichneten Stelle die für Conchita so wichtigen Papiere und beschlagnahmte in der La Plata-Bank die Wechsel, die nach seinem Geständniß unter Vorwissen Henningers von ihm gefälscht worden waren.

Das ganze Gespinst von Lüge und Betrug lag mit all seinen viel verschlungenen Fäden offen zu Tage, und die es so klug gewoben hatten, sahen sich hart vor dem ersehnten Ziel um die Früchte ihrer Mühen betrogen.

— — — — — — — — — — — — — —

Als Rodewaldt aus dem langen Schlafzustande erwachte, in welchem Doktor José Vidal ihn nach jenem ersten bedrohlichen Anfall durch künstliche Mittel zu erhalten gewußt hatte, fand er auf der Decke seines Bettes einen offenen Brief — ein kleines, fliederfarbiges Blatt, das nur mit wenigen Zeilen beschrieben war, aber in einer lieben, wohlbekannten Handschrift, deren Anblick ihn aufjubeln machte, wie unsicher und zitterig auch die einzelnen Züge sein mochten. Das Briefchen lautete:

„Guten Morgen, mein Geliebter, und Glück auf zur Genesung! Noch kann ich nicht selbst zu Dir kommen, doch sei guten Muthes! Ich bin nicht todt, wie Du siehst und ich bin meines wiedergeschenkten Lebens über alle Maßen froh, seitdem ich weiß, daß ich für Dich leben darf — nur noch für Dich allein! Auf Wiedersehen — auf glückliches Wiedersehen! In Ewigkeit Deine Conchita."

Doktor José Vidal, der hinter dem Kopfende des Lagers gestanden, so daß Werner ihn nicht hatte sehen können, trat jetzt hervor, um seinem jungen Freunde die Erläuterungen zu Conchitas Brief zu geben, deren er noch bedurfte.

Schon als sie zu ihm in das Gefängniß gekommen war, hatte sie die Vorboten der schweren Krankheit gefühlt, welche die seelischen Erregungen der letzten Stunden über sie heraufbeschworen. Aber sie hatte sich aufrecht erhalten, um ihr Rettungswerk zu vollbringen. Sie hatte mit den Wachen geschäkert, um den Weg für den Geliebten offen zu halten, und als sie ihn in Sicherheit wußte, noch Kraft genug gehabt, sich den zudringlichen Soldaten zu entziehen. Dann aber hatte sie sich plötzlich in einer von neuem Kampfgetümmel erfüllten Straße gesehen. Von einer Kugel an der Schulter gestreift, war sie zu Boden gesunken, und so hatte man sie bei Tagesanbruch gefunden. Jetzt aber war, wie Don José seinem Schützling versichern konnte, jede Gefahr für ihr Leben beseitigt.

Wenige Tage später durfte Rodewaldt zum erstenmal Conchitas Krankenzimmer betreten. Bis an die Schwelle der offenen Thür hatte Doktor Vidal ihm das Geleit gegeben; dann aber winkte er der um die Patientin beschäftigten Pflegeschwester mit den Augen, zu ihm herauszukommen, und schloß, als sie seiner Aufforderung gefolgt war, hinter den beiden Glücklichen leise die Thür.

„Diese Aufregung wird ihnen nichts schaden — dafür will ich vor meinem ärztlichen Gewissen getrost die Verantwortung übernehmen," sagte er lächelnd zu der etwas besorgt dreinschauenden Schwester. „Und sie haben die Seligkeit dieses Augenblicks wahrlich theuer genug erkaufen müssen."

* * *

Isabella del Vasco hielt an ihrem in einer Stunde tiefster Verzweiflung gefaßten Vorsatz auch in der Folge fest. Sie ließ sich nicht bewegen, das Kloster, in dem sie als Novize Aufnahme gefunden, wieder zu verlassen, auch als Manuel del Vasco und seine Gemahlin, durch die Gnade des Präsidenten nur mit einfacher Landesverweisung bestraft, alle Mittel der Ueberredung aufboten, sie in ihrem Entschlusse wankend zu machen. Sie weigerte sich sogar entschieden, ihre Mutter zu einer zweiten Unterredung zu empfangen, und das Ehepaar del Vasco mußte Argentinien verlassen, ohne das einzige Kind mit sich zu nehmen. Don Manuel verließ die Stätte seiner Freuden und Triumphe als ein Bettler — aber mit der Hoffnung, daß in absehbarer Zeit irgend eine neue politische Umwälzung ihm Gelegenheit zur Rückkehr geben und ihm eine vielleicht erfolgreichere Laufbahn erschließen würde.

Georg Henninger blieb verschwunden. Rodewaldt aber harrte noch ein Jahr lang auf seinem Posten aus, um die Verhältnisse der Bank, deren durch die betrügerischen Manipulationen del Vascos herbeigeführte Verwirrung erst jetzt klar zu Tage trat, wieder völlig zu ordnen, und um zugleich die Veräußerung der großen Besitzungen seiner jungen Gattin zu bewirken. Dann aber duldete es Conchita nicht länger in der Heimath, unter deren Himmel sie so trübe und schmerzliche Tage hatte verleben müssen. Ihr Herz zog sie unwiderstehlich nach dem Lande, das ihrem geliebten Gatten das Leben gegeben, und an einem herrlichen Frühlingsmorgen, der ganz so lind und sonnig war, wie der, an welchem Rodewaldt als Passagier der „Italia" in den Hafen von Buenos Aires eingefahren war, gab Doktor José Vidal dem jungen Paare bis zur Außenrhede das Geleit.

Thränen glänzten in seinen Augen, als er den jungen deutschen Freund, den er wie einen Sohn lieben gelernt, zum letztenmal umarmte. „Ich brauche euch kein neues Glück mehr zu wünschen, ihr Lieben," sagte er. „Möge euch der Himmel nur erhalten, was ihr jetzt mit euch hinübernehmt in die alte Heimath!"

Das Zeichen mit der Schiffsglocke nöthigte ihn, auf den kleinen Transportdampfer zurückzukehren; aber als er sich schon an Bord desselben befand, rief ihm Rodewaldt noch einmal zu: „Bringen Sie auch dem guten Senor Cabildo meinen letzten Gruß! Und sagen Sie ihm, er möge sich auf dem Posten, den ich ihm gegeben, auch künftighin so wacker halten wie bisher."

Dumpf dröhnend rollte der Donner eines Kanonenschusses über die weite Wasserfläche des silbernen Stromes dahin. Mit weithin vernehmlichem Kettengerassel stiegen die beiden Anker aus der Tiefe empor, ein leichtes Erzittern ging durch den gewaltigen Schiffsleib, und majestätisch glitt der Dampfer dem offenen Meere entgegen.

(Ende.)

— **Doppelsinnig.** „Wie hat Ihnen meine Vorlesung gefallen, Herr Professor?" — „Haben Sie denn nicht gesehen, ich nickte Ihnen doch zu!"

— **Unerbittlich.** „Ihr Alter, gnädiges Fräulein?" — „Zwanzig Jahre vorbei, Herr Präsident!" — „Ihr Alter genau?" — „Zwischen Zwanzig und Dreißig!" — „Aber bitte, sagen Sie uns gütigst, wann Sie Dreißig erreichen." — „Morgen, Herr Präsident!"

— **Nichtvergessen.** Fremder (ein altes Schloß besichtigend): „Ich war vor mehreren Jahren einmal mit einer großen Gesellschaft hier; erinnern Sie sich meiner noch?" — Kastellan (brummend): „Na und ob — Sie waren doch der einzige, der kein Trinkgeld gegeben hat!"

— **Im Examen.** Professor: „Bei uns sind die Fremdwörter so eingewurzelt, daß wir sogar als Abschiedsgruß noch immer das französische „Adieu" beibehalten haben. Können Sie mir als Ersatz einen echt deutschen Gruß nennen, Müller?" — Müller: „Prof't!"

— **Gefährliche Kahnfahrt.** Aeltliche Kokette: „Nun, Herr Max, wollen Sie sich nicht auch morgen an der Kahnpartie, die ich mit meinen Schwestern unternehme, betheiligen?" — Herr: „Ja — aber nur unter der Bedingung, daß Sie nicht in's Wasser fallen!"

Für die „Sonntagpost."

Kunterbuntes aus der Großstadt.

Marie und Guste. — Wie sie sich ihr Heim bereiteten. — Eine Geschichte, für die man sich Chicago schwer als Schauplatz denken kann. — Hat sich aber doch hier abgespielt und ist noch nicht zuEnde.—Etwas von den Ratten.—Zahllos sind sie, wie der Sand amMeere.—Woher sie kamen und wie sie Fuß faßten. — Weshalb sie nicht ganz und gar überhand nehmen. — Terrainverhältnisse. — Für die Ratten sind sie günstig, für die Menschen nicht. — Seine Majestät der Janitor.

An der Ecke von Humboldt Boulevard und Elston Road steht ein neues Haus, das einzig in seiner Art ist, für Chicago nicht nur, sondern muthmaßlich auch für's ganze Land und weite Strecken über die Grenzmarken der Republik hinaus, auch nach den Richtungen, wo man nicht gleich in Salzwasser tritt, wenn man das Gebiet des Uncle Sam verläßt. Es ist das nicht etwa das Haus, welches „Jack" gebaut hat. Auch haben weder Tom, noch Dick, noch Harry etwas mit seiner Errichtung zu thun gehabt. Dieser Bau verdankt vielmehr sein Entstehen ausschließlich Frauenhänden, und zwar denen der Frau Liebegut und ihrer rothwangigen drallen Töchter, Guste und Marie. Franz Liebegut, der Vater, hat freilich auch mitgeholfen, und zwar nicht zum wenigsten. Er hat den Plan entworfen, nach Vorbildern, die er in Kopf und Herz aus seiner ostpreußischen Heimath herübergebracht. Seit er Familienvater ist, war sein Bestreben darauf gerichtet, ein eigenes Heim zu erwerben. Mit Hilfe seiner arbeitsamen und anspruchslosen Ehehälfte und seiner beiden gesunden, schon frühzeitig zum Erwerb angehaltenen Töchter gelang es ihm, in den Besitz einer hübschen, ausgiebig großen Baustelle zu gelangen. Zum Hausbau indessen reichten die vorhandenen Mittel nicht aus, und vor dem Schuldenmachen hatte Vater Franz eine gesunde und durch die üblen Erfahrungen anderer Leute nur zu gerechtfertigte Scheu. So begnügte sich denn die Familie Liebegut für's Erste damit, auf ihrem Anwesen eine Hütte aufzuschlagen, die ihnen gerade nur nothdürftig Obdach und Schutz vor den Unbilden der Witterung gewährte. Dort arbeitete der Hausvater, der vorläufig eigentlich nur ein Hüttenvater war und Hausvater erst noch werden wollte, in den Feierstunden an den Plänen zu seinem Hausbau. Als diese endlich fertig geworden und vom Familienrathe gut geheißen worden waren, wurde zum Bau geschritten. Einen Bauunternehmer, der den „Job" in die Hand genommen hätte, rief man in diesem Falle nicht zu Hilfe. „Selbst ist der Mann", sagten die drei Frauen, und während der Gatte und Vater seinen üblichen Beschäftigungen nachging, machten sie sich daran, die Grube für den Keller und das Fundament auszugraben. Dann wurden die Grundmauern aufgeführt. Marie mischte den Mörtel, sie und die Mutter schleppten die vom Material-Fabrikanten direkt bezogenen Steine herbei, und Guste, die mit einem ausgebildeten Sinn für das Symmetrische begabt ist, „setzte" die Steine und handhabte die Maurerkelle. Erhebliche Schwierigkeiten gab es zu überwinden, als es galt, die Kellermauern zu überdecken. Nach Vaters Plänen mußte diese Kellerdecke gewölbt ausfallen, und es war ausgemacht, daß an ein Abweichen von diesen Plänen nicht zu denken war. Drei Mal stürzte die Decke, halb fertig geworden, wieder ein, beim vierten Male aber hatte Marie, die sich inzwischen bei Fachleuten Raths erholt, die Handwerkskniffe heraus, und nun gelang der große Wurf. Dann wurde der Boden des Kellers sorgfältig zementirt, und nun war man so weit, daß der „deutsche Keller" für die Milchwirthschaft verwendet werden konnte, welche die betriebsame Familie auf ihrem Gehöfte angelegt hatte. Wär's doch ein Jammer und eine Schande gewesen, das schöne Prairiegras, das auf den unbebauten Nachbargrundstücken in so üppiger Fülle gedeiht, nutzlos verdorren zu lassen.

Während der Sommermonate sind dann, unter Gustens fleißigen Händen die Mauern des Hauses emporgewachsen, langsam zwar, dafür aber auch in solider Dicke, und klüglich so gefügt, daß sie weder der Wärme noch der Kälte allzu freien Durchlaß gewähren. Noch ehe der Herbst in's Land kam, konnte der Dachstuhl aufgerichtet werden, dann wurden die Thüren und die Fenster angebracht, und jetzt sitzt die Familie Liebegut im Trocknen und kann sich der inneren Einrichtung ihres Gehäuses widmen.

Wohl kaum jemals sind Bauleute bei ihrer Thätigkeit so viel und mit solcher Verwunderung beobachtet worden, wie es den Geschwistern Guste und Marie und ihrer Mutter geschehen ist, während sie ihr Haus errichteten. Aber sie haben sich das nicht anfechten lassen. Unbekümmert mischte Marie ihren Mörtel und trug ihn der Schwester zu, mit ungestörtem Gleichmuth warf die Mutter der symmetrischen Guste die Backsteine zu, denn auch in dieser Hinsicht wurde nach deutschem Muster gearbeitet. Die Steine wurden geworfen, nicht getragen. Einige Male, wenn Guste durch den munteren Zuruf eines auf seinem Blitzwagen vorübersausenden Straßenbahn-Kondukteurs abgelenkt wurde, hat ihre Mutter sie mit den Steinen an den Armen, den Schultern oder auch wohl am Kopfe getroffen, aber dadurch wurde nie eine längere Stockung in der Arbeit verursacht. „Man muß nicht so zimperlich sein", erklärte Guste, und schenkte den blauen Flecken weiter keine Beachtung.

* * *

In dem Hause, das „Jack" baute, spann sich bekanntlich ein Roman gewissermaßen durch Vermittlung einer Ratte an (This is the rat, etc.). Vater Liebegut ist kein Freund von Romanen und noch weniger besitzt er irgend welche Vorliebe für Ratten. Besonders auch um diese fern zu halten, ist er bei der Planung seines Kellers so bedachtsam zu Wege gegangen. Daß seine Vorsorge sich aber auf die Dauer von Erfolg erweisen wird, erscheint zweifelhaft. Die Chicagoer Ratten — dieselben sind von der grauen, skandinavischen Sorte, welche die einheimische schwarze Rate vollständig ausgetilgt hat — sind gar scharfzahnige Thiere, und ihre Ausbreitung von den Werften aus nach allen Theilen der Stadt scheint nichts aufhalten zu können. Wundersam in der That ist die Verbreitung dieser in doppelter Hinsicht gräulichen Nagethiere. Wenn man bedenkt, wie ihnen mit Gift und mit Fallen, von Katzen und Frettchen nachgestellt wird, und wie sie trotzdem gedeihen, dann wird man nicht umhin können, ihrer Art, wenn auch widerstrebend, eine wenigstens relative „Tüchtigkeit" zuzugestehen.

Die Menschen haben's in Chicago, obschon alljährlich durch einen mehr oder minder starken Zuzug von auswärts verstärkt, und in dem Bestreben, ihre Art zu erhalten, durch keinen äußeren Feind gewaltsam verhindert, im Laufe von 70 bis 80 Jahren kaum auf 2 Millionen gebracht und bilden sich darauf wunders was ein. Die grauen Ratten, die bei ihrer Einwanderung an Zahl gering, hatten einen Vernichtungskrieg gegen die schwarzen Vettern zu führen; sie werden unausgesetzt auf jede nur erdenkliche Weise verfolgt und gehetzt — ihre Zahl aber ist trotzdem im Laufe von vielleicht 50 Jahren auf 10 Millionen gestiegen, und zwar nach der Schätzung gewerbsmäßiger Rattenjäger! Das Erstaunliche von dieser Ziffer verliert sich übrigens, wenn man in Erwägung zieht, daß das Rattenweibchen, wenn nichts Hinderndes dazwischen kommt, in jedem Sommer drei Mal Junge wirft — im Ganzen etwa 36. Das gäbe für 5 Millionen Rattenmütter einen jährlichen Nachwuchs von 180 Millionen Rattenbabies. Dagegen kommt man natürlich mit Gift und Katzen, Fallen und Frettchen nicht auf. Die Vermehrung der langgeschwänzten Unholde würde sich noch unangenehmer fühlbar machen und sehr bald gefährlich werden, wenn — es dem Rattenvater nicht fast gänzlich an väterlichem Gefühl gebräche. Der liebt's nämlich, wie weiland Urvater Chronos, seine Kinder zu verspeisen, und wenn die Gattin es ihm nicht mit scharfen Zähnen wehrte, so würde er die junge Brut wahrscheinlich bis auf einen ganz geringen Bruchtheil austilgen.

* * *

Was in Chicago dem Gedeihen der Ratten sehr fördersam ist, ist das günstige Terrain. Unter den hölzernen Bürgersteigen und dem Holzpflaster finden die gefräßigen Nager Schlupfwinkel, die ihnen ideal vorkommen müssen. Da ist's denn auch in dieser Hinsicht erfreulich, daß neuerdings von der Stadtverwaltung auf Abschaffung der Plankenwege gedrungen wird, und daß für Pflasterzwecke die früher so allgemein gebrauchten Zedernblöcke mehr und mehr in Wegfall kommen. In Wegfall, ja! Und dabei geht's oft höchst merkwürdig zu. In den Straßen, deren Holzpflaster so gründlich abgenutzt ist, daß Neupflasterung zu einer gebieterischen Nothwendigkeit wird, schreitet man, nachdem die umständlichen Formalitäten endlich erledigt sind, zu dieser Arbeit. Zwei Italiener mit Spitzhauen und ein irischer Aufseher erscheinen als Vorhut der Pflasterer-Armee auf der Bildfläche und reißen das Pflaster auf. Sobald sie mit ihrer Arbeit beginnen, stellen sich, entweder aus der Nachbarschaft, oder aber auch aus entlegenen Bezirken, Kinder und Frauen ein, und nun geht es, wie beim „Kartoffelausmachen". Die frei gelegten Blöcke verschwinden wie durch Zauberkunst, und haben die beiden Italiener ihr Tagewerk vollbracht, so lassen sie nur Ackerboden hinter sich zurück, der aussieht, als ob er frisch gepflügt wäre. Leider verwandelt sich dieses Brachfeld in der Regel nur allzubald in einen unwegsamen Morast. Ehe zur Erneuerung des Pflasters geschritten wird, ist das alte von seinen Eroberern längst für Feuerungszwecke nutzbar gemacht worden. Gegen diese Art der Verwendung der Blöcke läßt sich ja auch nichts einwenden. Einen schlimmeren Anstrich erhält diese Art des Holzsammelns aber, wenn sie in Straßen zur Anwendung gelangt, über deren Neupflasterung noch nichts beschlossen ist. So machten sich kürzlich Leute, die um Holzvorrath für den Winter in Verlegenheit sind, in der Morgan Str. daran, das Pflaster eigenmächtig aufzureißen und die Holzblöcke fortzuschleppen. Ehe eine wohllöbliche Polizei das Treiben bemerkte und sich in's Mittel legte, war es auf einer mehreren Hundert Fuß langen Strecke in der Gegend der Erie Str. schon um das Pflaster geschehen. Die sammeleifrigen Weiblein und Kinder von ihrem unbefugten Thun abstehen zu machen, war keine kleine Arbeit. Es gab einen förmlichen Aufstand, und es dauerte mehrere Stunden, ehe die aufgeregten Gemüther sich wieder einigermaßen beruhigtn.

* * *

Welch eine Respektsperson der Janitor, zu Deutsch Hausmeister oder Vize-Wirth, in den großen Miethskasernen ist, dürfte männiglich bekannt sein. Von dem guten Willen, um nicht zu sagen der Willkür, eines solchen Machthabers hängt das Wohl und Wehe der verschiedenen Miethsparteien zum großen Theile ab, weshalb diese denn auch weislich bestrebt sind, sich das Wohlwollen dieses Gewaltigen der Erde zu gewinnen. Es ist das meistens nicht eben leicht, denn der Janitor, im Vollgefühle seiner Würde und seiner Macht, ist in der Regel ein gar gestrenger und eifriger Herr, der eher zum Strafen geneigt ist, als zum Wohlthun. Den Zorn des Janitors erregt nichts mehr, als Heimlichthuerei auf Seiten der Miether. Der Hausmeister will wissen, was innerhalb der vier Wände, die sein Reich begrenzen, vorgeht. Leute, die ihm etwas zu verbergen suchen, mögen sich vor ihm in Acht nehmen. Er wird ihnen auf die Spur zu kommen suchen und gegebenen Falles fürchterlich mit ihnen in's Gericht gehen.

Ein Hausmeister von der typischen Sorte scheint F. F. Snyder zu sein, der Verwalter des Hallengebäudes an der Ecke von 92. Str. und Houston Ave. in South Chicago. Leider ist dieser Herr aber seiner Machtfülle ungeachtet ein recht unglücklicher Mensch. Die Geheimbünde nämlich, welche unter seinem Dache tagen, verweigern ihm, da er nicht zu ihnen gehört, allen Einblick in ihr Thun und Treiben. Am entschiedensten wehren die Odd Fellows die Neugier des Hausmeisters ab, und von diesen ist es wieder der Advokat G. C. Marsh, welche sich die Aufpasserei des Snyder am deutlichsten verbeten hat. Ob dieser Zurückweisungen ist dem biederen Snyder nach und nach die Galle in's Blut gestiegen, Zornmuth hat ihm die Sinne benebelt, und als er nun neulich Abends den Marsh allein im Hausgange ertappte, da fiel er mit groben Fäusten über ihn her und ließ ihn auf diese Weise seine Botmäßigkeit fühlen. Marsh hat sich seiner Haut gewehrt, und da der Kampf sich bis auf die Straße fortsetzte, gab's einen Auflauf, der mit der Abführung der beiden Gegner durch die Polizei endete. Da es nun zu einer gerichtlichen Verhandlung in dieser Sache kommen wird, ist vielleicht eine Abgrenzung der hausmeisterlichen Macht- und Rechtsbefugnisse durch höhere richterliche Erkenntniß zu erwarten, eine Aussicht, die gewiß von Vielen mit Freuden begrüßt wird. —ss.

Welfentrotz.

Am 21. September feierten die Welfen den Geburtstag des Herzogs von Cumberland, und zu Ehren des Tages schrieb das Hauptorgan des Welfenthums, die „Deutsche Volksztg.":

Heil unserem Herzog! Der ruhmreichen Traditionen seiner Väter werth an niedersächsischer Mannentreue, eint heute, am Geburtsage seines Herzogs, dem echten vaterländischen Fest- und Ehrentage, das ganze wahrhaft hannoversche Volk sich in einem Gedanken. Ob im frohen Festesjubel oder stillen Heim: in einem einzigen stolzen Gefühl schlagen aller Herzen heut zusammen; zusammen in dem einmüthigen Gefühle des dreifachen Bekenntnisses des Protestes, der Treue und der Zuversicht; des Protestes gegen die Vergewaltigung des hannoverschen Volkes und seines angestammten Fürstenhauses, der unerschütterlichen Treue zu diesem, und der Zuversicht, daß Beider Hoffnungen sich nach Gottes Gerechtigkeit erfüllen werden zur rechten Zeit. Und um so freudiger und stolzer dringt dieses Bekenntniß aus den Herzen der Getreuen, als sie sich darin eins wissen mit dem Repräsentanten des hannoverschen Fürstenhauses, mit Sr. Königlichen Hoheit unserem Herzog. Dieses Bewußtsein bildet allein die einzig berechtigte Richtschnur des Verhaltens und Handelns für das hannoversche Volk in der gegenwärtigen politischen Episode, und nichts Anderes. Denn an sein Fürstenhaus gebunden bleibt das hannoversche Volk innerlich trotz aller wechselvollen Phasen der vorübergehenden äußeren politischen Entwicklung.

Die Zugehörigkeit Hannovers zu Preußen ist also eine Episode und eine Phase. Mehr als dreiunddreißig Jahre sind nach der Schlacht bei Langensalza dahingegangen, und noch immer haben die Welfen nichts gelernt und nichts vergessen. Doch weiter heißt es in dem Artikel:

Die geschichtlich und rechtlich begründete Einheit des hannoverschen Volkes und des welfischen Fürstenhauses bildet für das hannoversche Volk die Grundlage seiner geschichtlichen Größe, seiner ruhmreichen Traditionen; und wie deshalb diese Einheit allein die Bedingung und Quelle der geschichtlichen und rechtlichen Kontinuität dieser Traditionen bildet als Voraussetzung ihrer fruchttragenden Bedeutung für die Gegenwart und Zukunft, so bildet sie auch die einzig berechtigte Repräsentanz aller Traditionen in ihrer Gesammtheit. Für das hannoversche Volk bedeuten seine Traditionen eine unerschöpfliche Quelle der Kraft in seinem Bekenntniß des Protestes, der Treue und der Zuversicht und in seinem darauf gegründeten Kampfe um sein und seines angestammten Fürstenhauses Recht. Und so lange das hannoversche Volk diese Traditionen hochhält, so lange ist es in diesem ihm von Gott verordneten Kampfe unüberwindlich. Halten wir darum daran fest mit echter Niedersachsentreue in bewußter Uebereinstimmung mit dem ersten und würdigsten Träger der hannoverschen Traditionen, unserem Herzog, und bringen wir Ihm zu Seinem heutigen Geburtstage als bestes Geschenk eines treuen Volkes das Bekenntniß und Gelübde unerschütterlichen Festhaltens an den wahren hannoverschen Traditionen dar. Dann können wir in Zuversicht hoffen, daß sie auch unter dem Druck der Zeit lebendig fortwirken werden und neue herrliche Blüthen zeitigen, dereinst im wiedererstandenen und mit seinem Fürstenhause aufs Neue vereinten Hannover. In diesem Sinne erschalle heute durch ganz Hannoverland der Treue Gruß: Heil unserem Herzog!

Das also ist die welfische Antwort auf das jüngste Entgegenkommen des deutschen Kaisers! Selbst den Vertrauensseligsten muß es allgemach klar werden, daß das jetzige Welfenthum durch nichts zu gewinnen ist. Durch kein Entgegenkommen läßt es sich versöhnen, und grollend würde es auch noch da ferne stehen, wenn sämmtliche hannoversche Regierungspräsidien mit seinen „Rittern" besetzt würden.

— Neidisch. — Wamperl (in Marienbad auf der Promenade einen spindeldürren Herrn erblickend): Sapperlot, hat's dem an'gschlagen die Kur!

Das schwarze Kleid.

Ostpreußische Dorfgeschichte. Von Gertrud Riesen.

Fried, mien Sähn, gew mi doch e bätke to drinke.

Glick, Moderke, glick.

Der blonde Hüne schlug das Beil in den Hauklotz, auf dem er eben Holz spaltete, tauchte den blechernen Schöpfbecher in die Wassertone, die, dem Herde zunächst, in einer Ecke der niedrigen Lehmstube stand, und trat an das Bett der Kranken.

Na, Moder, wie geiht di denn hüde Awend?

Dat geiht, wie dat ömmer geiht, antwortete die alte Frau in stumpfer Resignation, nachdem sie durstig ein paar Schlucke Wasser getrunken hatte.

Mal mott dat awersch doch bäter ware, wendete der Sohn ein; er hatte sich auf den Bettrand gesetzt und sah nachdenklich vor sich hin.

Dat ward nu all nich mehr bäter, ne, dat ward nich. Lat man, mien Sähn, schad't nuscht. Oek häbb christlich gelewt, öck bruk mi vör'm Starwe nick to förchte. Man bloß dat een möcht öck so geern, ihre harten, dürren Finger krümmten sich um seine breite Faust, dat eenzigste wönsch öck mi noch!

Wat wöllst denn, Moderke? fragte er gutmüthig.

Die Kranke warf einen ängstlichen Blick nach der nur angelehnten Kammerthür und sagte dann leise und dringlich: Oeck möcht dat schwarte Kled antehne öm Sarch; dat schwarte Wollripskled, wat öck mi domaliger Tid gekofft häbb, wie öck noch wat verdeene kunn'. Wat meenste, Fried, ward se mi dat Kled woll late?

Na, daromsweege starw man ön Ruh, Moder; dat Kled kröggst mött öm Graff. Dat 's dien eegen, du häst di je det Göld dorto gespoart.

Dat häbb öck, dat häbb öck, murmelte die Greisin mit inniger Befriedigung.

Jetzt öffnete sich die Kammerthür, eine frische, derbe Frau trat ein und nach dem Herde, wo sie Feuer machte und auf eisernem Dreifuß die Abendmehlsuppe zu kochen begann. Ein unfreundlicher Blick streifte das Bett, an dem ihr Mann noch saß, und sie murrte: Wenn se dorchut on dorchall mött wem jabbere (schwaken) wölle, Moder, denn war öck de ole Wiewersch ut dem Därp hoale; de Fried häwt kein Tid, de mott mi Holt kleen hacke.

Na, na dat 's nich so schlömm, Juste, Du warscht Dien Holt morge all finde, erwiderte der Mann, stand aber doch auf und ging an die unterbrochene Arbeit zurück. Eine Weile hörte man nichts als das Aufschlagen des Beiles und das Prasseln des offenen Herdfeuers. Nun brodelte die Suppe hoch auf und wurde in eine große irdene Schüssel gegossen. Die junge Frau holte Schwarzbrod und mehrere Holzlöffel und stellte Alles zusammen auf den rothgebeizten Tisch, der vor dem einzigen Fenster an der Langwand der Stube stand. Sie rief die Kinder herein, die hinter dem Hause um den großen Dunghaufen herum sich jagten, und die Familie setzte sich zum Essen. Kaum eine Stunde später war Alles still in der dumpfen, kleinen Stube. Mann, Frau und Kinder lagen schon in festem Schlaf, nur vom Bette der Kranken her klang das leise Stöhnen bis lange nach Mitternacht. —

In Ostpreußen findet man auf dem Lande noch häufig Leute, die Zeit ihres Lebens derselben Herrschaft dienen, ja, oft verlassen ganze Generationen die liebgewordene Scholle nicht. Auch Gottfried Wendlands Eltern wohnten schon auf dem Rittergut Klaninken, der kleine Fried hatte dort als barfüßiger Bube die Schafe gehütet, war später zum Scharwerk (Scharwerker: halswüchsiger Dienstjunge) gegangen und dann, als er vom Militär zurückkam, Gespannknecht geworden. Er war ein schöner, strammer Kerl, nicht so roh wie die anderen Knechte, tüchtig bei der Arbeit und immer nüchtern. So einer mußte den Mädchen wohl gefallen. Die Juste Katuschat drehte auch jedesmal den Kopf nach ihm um, wenn er pfeifend und mit der drei Meter langen Peitschenschnur knallend, daß es wie Gewehrfeuer knatterte, über den Wirthschaftshof fuhr. Bald wußte Jeder, daß die beiden „zusammen gingen". Zum Jahrmarkt schenkte Fried seiner Liebsten eine unechte „goldene Brosche", und sie stickte ihm ein Paar sehr häßliche rothgrüne Tragbänder.

Um die Michaeliszeit wurde eine Familienstube auf dem Gute leer, da bat Fried den gnädigen Herrn, ob er die Juste Katuschat heirathen dürfe. Der hatte nichts dagegen. So wurden sie ein Paar, und es ging ihnen gut, denn das Mädchen, das für Zwei arbeiten und für Drei sparen konnte, hatte einiges Hausgeräth, etwas Wäsche und, in den Zipfel eines rothgewürfelten Tuches geknüpft, sogar ein paar Groschen Geld mit in die Wirthschaft gebracht. Frieds alte Mutter, die Wittwe war, wohnte bei ihnen. Sie half im Hause und verdiente auch noch recht schönes Geld durch Tagelohn.

Da hatte vor vier Jahren das Unglück es gewollt, daß die Alte der Dreschmaschine zu nahe gekommen und schwer verletzt worden war. Seitdem konnte sie nicht mehr arbeiten, kaum das Bett verlassen. Anfangs zeigte sich die Schwiegertochter freundlich und geduldig. Als aber Jahre vergingen, ohne daß die geringste Besserung eintrat, traf mancher scheele Blick, manches bittere Wort die hilflos Daliegende. War nicht so schon Arbeit genug im Hause, mußte man noch für Kranke sorgen? Und all die schönen Federkissen wären so gut für die Kinder zu brauchen gewesen. Sogar einen Webstuhl hätte man aufstellen und im Winter mit Weben etwas verdienen können, wenn nicht das Bett soviel Raum in der Stube einnähme.

Frau Justes Aerger darüber sollte nicht mehr lange währen. Wenige Tage, nachdem sie das schwarze Wollkleid sich als letzten Schmuck erbeten hatte, fand Fried die Mutter eines Morgens todt im Bette liegen. Sonntag wurde die alte Wendlandsche begraben. Am Morgen schloß Frau Juste den großen rothbraunen Kasten auf, der die gesammten Habseligkeiten der Familie enthielt, und suchte ein Paar Strümpfe und ein weißes Hemd daraus hervor. Fried, der Tannen und Kalmus in kleine Stücke schnitt, mit denen, der Sitte gemäß, die Dielen des Trauerhauses bestreut werden mußten, fragte, wozu das Hemd sein sollte.

Na, far de Dode, entgegnete sie.

Oes god, awersch nu teh ehr ok noch dat schwarte Wollkled an, se häwt mi gesäggt, dat se dat schwart Kled anhäbbe wöll öm Sarch.

Die junge Frau blieb einen Augenblick in sprachloser Verwunderung stehen, dann schlug sie mit der flachen Hand auf ihre breite Hüfte und eiferte in keifendem Ton:

Wat! so'n scheenet, nü'et Kled ön de Eerd grawe? Du böst woll nich recht röchtig öm Kopp, Fried?

De Moder häwt föck dat doch gewönscht, wendete er ein.

Wönsche wönscht föck mancher wat, meinte sie achselzuckend.

Awersch dat wär doch ehr eegen Kled, beharrte der Mann, se hadd föck dat gekofft.

Joa, se hadd et gekofft; on ons häwt se niemoals wat betoahlt, far kein Wohnung on Ete on Drinke, nuscht!

De ole Fru häwt je nich vel gebrukt, begütigte er.

Na, on sull öck denn rein gar nuscht arwe, far all mien Möh on Oarbeit, on de vele Schereri mött de Kranke?

Da ging er hinaus und warf die Thür hinter sich zu. Er wollte noch mit den anderen Dorfleuten über die Sache reden; aber auch diese meinten alle, es sei schade, das gute, theure Wollkleid in der Erde verfaulen zu lassen. Der Todten könne es nichts nützen, und für die Lebende sei es ein schöner Sonntagsstaat.

Das mußte der Gottfried denn auch einsehen, und endlich gab er nach, wie er seiner Frau stets nachgegeben hatte. — —

Mehrere Wochen waren nun schon seit dem Begräbniß vergangen, aber der Fried ging noch immer still und in sich gekehrt umher, so ganz anders als sonst. Er that zwar nach wie vor fleißig seine Arbeit, aber mit den Gedanken war er nicht dabei. Einmal fragte ihn der Gutsinspektor, was ihm eigentlich fehle, ob er sich denn noch um den Tod der Mutter gräme? Er seufzte tief auf und schüttelte den Kopf: Ne, Herr Enspektor, daromsweae nich.

Nach Feierabend saß Fried oft stundenlang müßig auf der Bank neben dem Hause und starrte vor sich hin.

Vaderke, an wat denkst? fragte sein jüngstes Mädchen einmal.

An diene dode Großmoder, Lieske, antwortete er.

Großke häwt nu kein Schmerze mehr, säggt ons' Herr Schollehrer, Großke häwt dat nu vel bäter wie vördem, entgegnete die Kleine altklug.

Nu hör bloß, Mann, lachte Frau Juste, de kleen Margell ös wahraftig klöger wie Du. Du makst di rein tom Narre mött dien' Geleufze on Gesimmeleere.

Es half nichts; was den Mann quälte, konnte er nicht abschütteln. An einem Samstag, nach dem Lohnempfang, ließ sich Fried beim gnädigen Herrn melden. Er küßte ihm die Hand und drehte eine Weile verlegen die Mütze zwischen den schwieligen Fäusten hin und her.

Nun, was wollt Ihr denn, Wendland, Ihr habt doch Alles richtig bekommen bei der Auszahlung?

Dat schon, gnä' Herr. Oeck komm man bloß mött 'ne Bödd.

Was für eine Bitte?

Oeck wöll geern mien ol' Moder wedd'r utgrawe late; se sull dat schwart Kled möttkriege öm Sarch.

Der gnädige Herr schien nicht gleich zu verstehen, und eifriger fuhr der Instmann fort: Dat schwart Wollkled, wat ehr gehärt, on wat wi ehr nich angetoage häbbe.

Nun begriff der Gutsherr endlich.

Ihr seid nicht recht gescheit, Wendland, das ist doch keine Ursache, um eine Leiche wieder aufzugraben: Glaubt mir nur, die Alte ruht ganz sanft auch im Sterbehemde.

Ne, ne, beharrte der große, blonde Mensch traurig, öck hadd ehr versproke, dat se dat möttkriege sull; un wenn se nu öm Himmel bi ons' Herrgott kömmt, on se häwt nich mal dat schwarte Körchekled an, ne, gnä' Herr, öck häbb mi dat fest vörgenoahme: dem Sarch lat öck noch 'mal opmake, on wenn mi dat mien letzte Pfennich kost.

Der Gutsherr hatte bisher gelächelt, jetzt sagte er ernst und entschieden. Das geht nicht, Wendland; aus solchem nichtigen Grunde darf kein Grab aufgemacht werden. Geht nur nach Hause zu Frau und Kindern, und schlaft die unnützen Gedanken aus.

Gottfried ging, aber die Gedanken wurde er nicht los, sie ließen ihm keine Ruhe. Immer war es ihm, als stände die Mutter hinter ihm und verlangte nach ihrem Kleide. Wie sollte er es denn nur anfangen, ihr dazu zu verhelfen?

Er ging zum Ortsschulzen und sprach mit dem über die Sache. Aber der lachte und meinte, Frau Juste hätte wohl die „Schnapsbuddel" nicht unter Verschluß gehalten, ihr Mann habe heut entschieden was im Kopfe.

Da machte sich Fried eines Sonntags in aller Frühe auf den Weg nach dem Kirchhof. Den Todtengräber kannte er gut, der sollte ihm das Grab öffnen, die Arbeit sollte bezahlt werden. Aber der Todtengräber, der sonst gern ein paar Groschen Extraverdienst einstrich, weigerte sich entschieden und sagte, es könne ihn um Amt und Brot bringen.

Nun wußte der arme Mensch sich keinen Rath mehr. Er wurde immer grüblerischer, verschlossener. Er fiel ordentlich körperlich zusammen, die Augen irrten unstät umher, und die großen Fäuste machten oft zuckende Bewegungen, als müßten sie ein unsichtbares Phantom verscheuchen. Nachts konnte er stundenlang nicht einschlafen. Ihn hatte früher das Stöhnen der Kranken nie gestört, jetzt, wo es längst verstummt war, meinte er, es immer zu hören. Er wußte ja wohl, warum: sie meldete sich, sie ließ ihm keine Ruhe, sie wollte ihr Eigenthum haben, ihr schwarzes Kleid.

Als er es gar nicht mehr aushalten konnte, lief er zum Herrn Pfarrer und bat auch ihn, das Grab doch um Gotteswillen öffnen zu lassen. Der geistliche Herr hörte den ganz Verstörten, dem heller Angstschweiß vor der Stirn stand, mit herzlicher Theilnahme an und sagte milde: Ihr hättet damals, als es noch Zeit war, als die Erde nicht die Todte deckte, ihren Wunsch erfüllen sollen. Jetzt ist es zu spät.

Die frommen, tröstenden Worte, die der brave Seelsorger weiter sprach, glitten an dem Ohre des Gequälten wie leerer Schall vorüber, sie konnten ihm ja doch nichts helfen.

Hell leuchtete der Mond über den Kirchweg und die vielen stillen Hügel, als Fried endlich heimging. Zu Hause schlich er sich leise an den rothbraunen Kasten, schloß ihn auf, nahm das schwarze Kleid heraus, wickelte es fest zusammen und knöpfte es unter die Jacke. Dann ergriff er einen Spaten und entfernte sich eilig. Aber Frau Justus scharfe Augen hatten Alles wohl bemrkt, laut scheltend lief sie hinter ihm her und entriß ihm das Päckchen wieder.

Oes so wat woll de Mönschemöglichkeit! Oeck glow, de Kerl ös ganz doll. Wat sull denn dat nu bedüde?

Er antwortete nicht, setzte sich mit ineinandergefalteten Händen auf den Hauklotz und starrte nur unverwandt auf das schwarze Kleid, das Juste auseinanderrollte, sorgsam glättete und wieder in den Kasten schloß. Den Schlüssel zog sie ab und steckte ihn wieder in ihre Tasche.

Da stand der Fried schwerfällig auf und ging zum Hause hinaus.

Wat rennst denn nu noch fort? — rief ihm die Frau ärgerlich nach — öck bring de Grötz glick op'm Dösch. Wöllst woll wedd'r bi Dien Olsche noah'm Körchhoff gohne? Na, wenn Du nich tor Tid da böst, verwoahr öck Di kein Ete!

Es bedurfte dessen auch nicht — er kam nicht wieder.

Als am nächsten Morgen der Hütejunge die Fohlen zur Tränke trieb, sah er einen menschlichen Körper zwischen dem Schilfe des großen Gutsteiches liegen. Der Inspektor wurde gerufen, und es gab viel Aufregung und Lärm auf dem Hofe, als man den Fried erkannte. Was konnte nur den jungen, kräftigen, nüchternen Menschen zum Selbstmord getrieben haben? Der Inspektor behauptete allerdings, mit dem Wendland sei es schon längere Zeit nicht recht richtig gewesen, der habe sich wohl die Hitze im Kopf durch's Wasser kühlen wollen.

Der gnädige Herr schimpfte gründlich über die ganze Geschichte. Dergleichen machte immer viel Schererei, Schreiberei und unnütze Kosten. Zum Glück war die Juste Wendland ein forsches, hübsches Weib, sie würde sehr bald wieder heirathen, und das Gut brauchte dann wenigstens nicht Wittwe und Kinder zu unterhalten.

Falkenauge, der Häuptling der Apachen.

Aus Wien berichtet das dortige Extrablatt v. 19. Sept.: Einige Schulknaben wurden durch die Lektüre von Indianer-Geschichten derart zu „Heldenthaten" angeregt, daß sie den Entschluß faßten, eine Au des Praters aufzusuchen und dort den Kampf mit den „Blaßgesichern" zu beginnen. Einer der Knaben, Namens Fritz Enengl, der die Gebräuche der Indianer genügend studirt hatte, wurde zum Häuptling erwählt und ausersehen, die Kriegerschaar zu führen. In seinem Gürtel stak eine Flaubert-Pistole und als Lasso wand er eine Hundeleine um seine Hüften. Mit indianermäßigem Geheul ergriffen die Burschen von einem Wäldchen Besitz, wo sie Lager aufschlugen. Doch vergeblich durchstreiften sie den Wald; kein „Weißer" bot sich ihnen dar, an welchem sie ihren Thatendurst hätten befriedigen können. Gegen Abend passirte endlich der zwölfjährige Anton Popper den Wald. Plötzlich sah sich der Kleine von einer Schaar Buben umringt, die drohend ihre Stöcke schwangen. Da gebot der Häuptling Ruhe und trat auf Popper zu, indem er sagte:

„Ich bin Falkenauge, der Häuptling der Apachen."

Popper entgegnete: „Was geht das mich an?"

Zornig über diese respektwidrige Antwort befahl der Häuptling, das „Blaßgesicht" zu binden und zu seinem „Wigwam" zu bringen. Der schreiende Bursche wurde mit dem Lasso gebunden und in das Gehölz geschleift. Dort wurde Popper zum Tode durch Erschießen verurtheilt, wozu die Flaubert-Pistole verwendet wurde. Bald krachte ein Schuß, der jedoch nicht traf. Popper schrie nun in seiner Todesangst laut um Hilfe und wurde seitens der Passanten von den Fesseln befreit. Da er angeblich bei dem Transport eine kleine Verletzung erlitt, mußte sich Enengl vor dem Strafrichter der Leopoldstadt verantworten. Der Richter ging mit einem Freispruch vor, da nicht festgestellt werden konnte, wer Popper verletzt hatte. Stolz verließ „Falkenauge, der Häuptling der Apachen", den Gerichtssaal.

— Gegen den Augenschein. — Fräulein (in der Sommerfrische, in überströmender Lust zu einem Einheimischen): Nein, diese herrliche Luft hier bekommt mir ausgezeichnet; wahrlich, da fühlt man sich mit jedem Tage jünger. — Einheimischer: Jünger? Dann sind Sie jedenfalls noch nicht lange hier.

Für die Küche.

— Zwiebelsuppe. Man nehme 1 Quart Milch, 6 große Zwiebeln, das Gelbe von 4 Eiern, 3 Eßlöffel voll Butter, 1 großen Löffel Mehl, 1 Tasse Rahm, Salz und Pfeffer. Die Butter wird in eine Bratpfanne gethan, die Zwiebeln dazu geschnitten und gewendet, bis sie tüchtig schmoren, dann bedeckt man sie gut und stellt sie zur Seite, wo sie nur langsam brodeln, ohne anzubrennen, ½ Stunde lang. Man kocht die Milch, dann streut man das Mehl unter beständigem Rühren auf die Zwiebeln, läßt dies 3 Minuten lang aufkochen, dann schüttet man die Mischung in die Milch und kocht dies noch 15 Minuten. Man treibt die Suppe durch den Durchschlag, stelle sie wieder auf das Feuer, und würze mit Pfeffer und Salz. Man schlage die Eidotter gut und thue sie mit dem Rahm in die Suppe, lasse sie bei beständigem Rühren bis vor's Kochen kommen. Wenn man keinen Rahm hat, kann man Milch nehmen und etwas Buter dazu. Man schüttet die Suppe über Croutons (kleine geröstete Brodwürfel) in die Terrine. Dies ist bei Ermüdung ein sehr erfrischendes Gericht.

— Schwarzwurzeln. Man reinigt die Wurzeln, indem man einen Eßlöffel Mehl und etwas Essig, oder etwas süße Milch mit Wasser anrührt und die geschabten Wurzeln bis zum Gebrauch hineinwirft; sie bleiben so behandelt ganz weiß. Man kocht sie nun 5 Minuten in siedendem Salzwasser ab, setzt sie dann mit Fleischbrühe und Butter in einem irdenen Geschirr, da sie in jedem Metallgeschirr ihre weiße Farbe verlieren, auf's Feuer und läßt sie in kurzer Brühe bei späterem Hinzugeben des Salzes, was nicht zu viel sein darf, gar und weich kochen. ¼ Stunde vor dem Anrichten gibt man gestoßenen ungesüßten Zwieback oder gelbgeschwitztes Mehl und nach Belieben Muskatblüthe daran. Zuletzt mit gekochten Fleischklößchen vermischt, werden sie neben gekochtem Rindfleisch oder ohne Beilage aufgetragen.

— Gekochte Hammelskeule. Die Keule wird rein abgewaschen, vom Schenkelbein ein Ende abgeschnitten und die Knöchel glatt abgeschabt. Das Fleisch wird in einen Kochtopf gelegt mit genug Wasser, um es zu bedecken, und man läßt es 2—3 Stunden gelinde kochen, schäumt es auch sorgfältig ab und thut Salz daran. Dann wird es vom Feuer genommen und in dem wohlverdeckten Topfe noch 15 Minuten gelassen, so daß es von dem heißen Dampfe noch mehr gar wird. Zu dem Fleische wird als Sauce geschmolzene Buter gegeben, mit welcher eine Tasse eingemachte Kapern verrührt wurde. Oder man kann auch eine weiße Sauce dazu geben, bereitet aus mit Mehl in einer Pfanne verrührter Butter, der man ½ Pint Fleischbrühe und einige Löfel Milch oder Rahm beifügt, nebst Gewürz nach Gefallen.

— Ente zu braten. Dieselbe kann nach Belieben gefüllt oder ungefüllt gebraten werden. Zur Füllung nimmt man entweder in 4 Theile geschnittene Aepfel und Korinthen oder, was vorzuziehen ist, man hackt Herz, Lunge, Leber und den abgezogenen Magen fein, gibt ½ Ei dick weichgerührte Butter, 2 Eier, ¼ Pfund in kaltem Wasser eingeweichtes und stark ausgedrücktes Weißbrod, Muskatnuß und Salz hinzu. Auch kann nach englischem Gebrauch die Höhlung mit Zwiebeln, Salbei, Weinraute und Salz füllen. Die Ente wird mit etwas Salz eingerieben, mit reichlich Butter und wenig Wasser auf's Feuer gebracht und je nach dem Alter 2—2½ Stunden fest zugedeckt langsam gebraten, wobei, wenn es nöthig wäre, zuweilen ein kleiner Guß kochendes — nicht kaltes —Wasser seitwärts hinzugefügt wird. Das Begießen darf nicht versäumt werden. Ist die Ente weich und gelblich gebraten, so wird die Sauce gemacht.

— Stockfisch mit Sahne. Uebriggebliebenen Stockfisch befreie man von allen Gräten, lasse Butter in einer Kasserolle schmelzen, eine feingehackte Zwiebel und etwas Mehl darin gelb werden, rühre Sahne hinzu und lasse es langsam kochen. Darnach lege man den Fisch nebst etwas feingehackter Petersilie und Salz hinein, lasse ihn darin recht heiß werden und richte ihn an.

— Wein-Gelée von Agar-Agar. ¾ Quart Weißwein, ½ Pfund in kleine Stücke geschlagener Zucker, Saft von 2 saftreichen Zitronen, von 1 Zitrone die feine gelbe Schale, welche man eine Weile in Wein ausziehen läßt, wo sie dann entfernt wird, und eine Stange Agar-Agar. Nachdem der letztere aufgelöst, läßt man den Wein, worin der Zucker aufgelöst ist, in einem glasirten oder irdenen Töpfchen zugedeckt heiß werden, mit der Auflösung des Agar-Agar vor's Kochen kommen, gießt es durch ein Mulltuch in eine Kristallschüssel und stellt sie an einen kühlen Ort.

— Quitten-Gelée. 14 Stück Quitten und 2 Pfund Zucker. Die mit einem Tuche abgewischten Quitten werden in 4 Theile geschnitten, knapp mit Wasser bedeckt und in einem glasirten Topf ganz weich gekocht. Dann gießt man den Saft durch ein Tuch und erhält etwa 1½ Quart. Darauf wird der Zucker geläutert, der Quittensaft klar abgegossen, hinzugegeben und etwa ¼ Stunde gekocht, während der Schaum abgenommen wird. Der Saft wird dann die nöthige Konsistenz erhalten haben, doch ist eine Probe rathsam.

— Mandeltorte. Die Schale einer Zitrone, 12 Eier, das Weiße zu Schnee geschlagen, 1 Pfund Zucker, 1 Pfund geriebene Mandeln, 2 Unzen geriebenen Zwieback oder Crackers, 1 Theelöffel Backpulver. Will man die Torte feucht haben, fügt man ein kleines Gläschen Arak oder Brandy hinzu. Ungefähr 1½ Stunde langsam backen.

Auf Deutschlands Grenzwacht.

Von A. Trinius.

Das Land Tirol, das schon einmal sich stark und einig erhob, mit bewaffneter Hand die schmachvolle napoleonische Zwingherrschaft abzuschütteln, geht jetzt daran, selbst mit schmerzlicher Aufgabe von seiner Väter Glauben sein Bestes: sein Deutschthum retten. Wieder richten sich die Blicke Deutschlands nach dem stolzen Berglande, das an der Grenze Italiens sich in majestätischer Erhabenheit aufthürmt, dessen Felsenkronen und Eisfirnen wie überirdische Riesenaltäre in den ewigen Himmel aufragen, aus dessen herrlichen Thälern und wilden Schluchten sich die Wässer donnernd ihren Weg hier nach Deutschland, dort nach Welschland bahnen.

Natur und Menschen sind unlösbar verbunden. Immer hat die Landschaft mit ihrem geheimnißvollen Stimmungszauber ganzen Volksstämmen Charakter und Eigenart aufgedrückt, und wie rastlos und unerbittlich auch Neuzeit und Neugeist daran nagen und zermürben, das Persönliche und Scheidende zwischen Stämmen und Völkern zu verwischen, ganz wird es vor der Hand noch lange nicht gelingen. Was aber da oben in den wildtrutzigen Bergen an Deutschlands Grenzwacht unter all der Wucht und den Schrecken einer so gewaltig ergreifenden Natur heranwächst, kann nur stark und treu und wagemuthig gedeihen. Hier wird die Natur selbst zur Lehrmeisterin.—Auch der Tiroler ist ein germanisch Kind. Das Gefühl des Gehorsams sitzt ihm tief im Blute. Auch er trägt und duldet lange schweigend, bis er den Fuß im Nacken allzu hart spürt. Und dann bricht der deutsche Michel auch bei ihm durch. Er reibt sich die Augen, reckt und streckt sich und wächst riesengroß empor, mit beiden Fäusten sich sein gutes, altes Recht zurückzuerobern. Wieder einmal ist Tirol im Erwachen.

Ich habe heuer zu Innsbruck in der Hofkirche vor der Ruhestätte gestanden, in welche man im Jahre 1823 die irdischen Ueberreste des 1810 zu Mantua erschossenen Sandwirths feierlich beisetzte, und habe im Geiste tief den Hut vor diesem schlichten, kernigen Freiheitshelden gezogen. Und als ich Nachmittags hinauf zum Berge Isel wanderte, wo unter rauschenden Waldbäumen das überlebensgroße Erzstandbild Andreas Hofers weit hinaus in das frühsommerlich leuchtende Innthal und zu den schneeigen Gipfeln der Alpen blickte, da war es mir, als blitzte ein heimlich Feuer der Begeisterung unter den buschigen Augenbrauen des großen Kämpfers hervor, der für Recht und Heimath einst sein Herzblut ließ.

In einem bekannten Liede heißt es einmal: „Die Tiroler sind lustig!" Die Erfahrungen, welche ich diesmal im Lande Tirol sammelte, bestätigen gerade nicht diesen flotten Ausspruch. Jedenfalls ist der Oberbayer dem Tiroler „über" an Sangeslust, Schneid und Uebermuth. In Tirol dünkt's mich weitaus stiller als in dem Bergrevier und dem smaragdgrünen Seengewirr am nördlichsten Fuße der deutschen Alpenkette. Trutzlieder und Schnadahüpfl wuchern hier förmlich; allüberall tönt die heimische Zither, und der zwar recht wenig graziöse, aber doch so naturwüchsig-originelle Schuhplattler besteht fast überall noch zu Rechten. An Sonn- und Festtagen dröhnt noch immer die Holzdiele unter dem Gestampfe der Tänzer, dazwischen klingen Juchzer und, von frischen Stimmen gesungen, die altheimischen Lieder und Bergweisen.

In einer Reihe tiroler Thäler soll's ja auch lustiger hergehen. In dem Gebiete der Oetzthaler Alpen dagegen ist's still wie in der Kirche. Auch in dem prächtigen, wild zerklüfteten Schnalser Thale, das sich vom Kamme der Oetzthaler Bergwelt bis hinab zum breiten, sonnig-fruchtbaren Thale der Etsch schluchtet! Denn hier herrscht sogar das strenge kirchliche Verbot, daß keines der hübschen Mädchen jemals den Tanzboden betritt. Hier tanzen die Burschen allein unter sich, und die Dirnen bleiben daheim oder blicken denen draußen neidischen Herzens und mit geheimem Ingrimme zu. Der Tiroler ist auch strenger religiös, als der Oberbayer, der anscheinend mit seinem lieben Herrgott auf einem vertraulichen Fuße steht. Der Oetzthaler, besonders aus den Thälern von Vent und Obergengl, ist ernst und schweigend von Charakter. Tief eingewurzelt ist Alles bei ihm, was mit der Kirche und ihren Gebräuchen zusammenhängt. An all den Tagen, da uns der Führer still voranschritt, die Wunder seiner Heimath uns zu zeigen, mußten wir immer wieder mit Rührung schauen, wie er vor jedem Kreuze und Heiligenbilde fromm und ehrerbietig den blumengeschmückten Hut lüftete.

Unser Jodeln und Singsang bereitete ihm ausgesprochene Freude. Er selbst aber schwieg beharrlich. Nur den einen Abend mal, als wir im traulichen Hause des Kuraten in Vent nach heißer Tageswanderung eingekehrt waren, da öffneten sich auf unseren besonderen Wunsch die Schleusen. Aber dieser monotone, unharmonische Gesang bereitete uns schließlich doch mehr Ueberraschung denn Genuß, so daß wir auf eine weitere Fortsetzung gern Verzicht leisteten. Es saßen da ein Häuflein Oetzthaler Führer beisammen. Als der rothe Tiroler endlich auch bei ihnen die Lebensgeister höher angefacht hatte, da willfahrten sie unserer Bitte und stimmten ein Lied an. Aber statt der erhofften Nationalweise kam ein ganz seltsames Ding zum Vorschein, von dem hier nur die eine Strophe möge Platz finden:

„Durch die Welt braust mit Dampf jetzt der menschliche Geist,
Das Eisenroß wird stets mit Steinkohlen g'speist,
Die Kohlen, so schwarz wie des Bergmanns Gewand,
Die einsamsten Länder verbind' mit einand'. —"

Ob diese seltsame Huldigung an die Steinkohle einer Sehnsucht nach Eisenschienen und Kohlenruß entsprach, möchte ich stark bezweifeln. Der Tiroler fühlt sich glücklich und sicher in seinen „unerschlossenen" Thälern, und unserem Führer stand immer wieder der heimliche Stolz und die stilltrunkene Bewunderung auf dem ehrlichen Gesicht geschrieben, wenn wir eine Höhe „bezwungen" hatten und nun erhobenen Herzens über die märchenhaft blendende, heilige, große Schnee- und Eiswelt schweigend und ergriffen blickten.

Wem der Tag mit seinen einschnürenden, eintönigen Forderungen das Herz unmuthig und kleinmuthig gemacht hat, wer in der Partei Getriebe Steuer und Kompaß verlor, der sollte hier hinauf zu Deutschlands Grenzwacht steigen, um im Angesicht der ewigen, feierlichen Natur wieder groß, rein und treu denken und fühlen zu lernen.

All diese Tage sind wir nicht aus der gehobenen Stimmung herausgekommen, und steht auch zuweilen das Herz fast stille ob aller Größe und wilden Erhabenheit, begreift man, daß das deutsche Gemüth seine innig-süßen Wanderlieder niemals angesichts dieser Riesenbergwelt dichten und singen konnte — ein innerer Jubel faßt uns doch, der sich dann Bahn bricht in weithin hallenden Juchzern und Jodlern.

Innerhalb des gewaltigen Felsriegels zwischen Deutschland und Italien, soweit er tiroler Gebiet betrifft, ist kein Theil von so wechselvoller Schönheit und ergreifender Hoheit, wie die Bergwelt, welche seitlich der Oetzthaler Ache die Oetzthaler Alpen umfaßt. Pyramiden von schimmerndem Schnee, Eiszacken und Zinnen ragen da in den blauen Himmel hinein; unübersehbare Schneefelder dehnen sich vor den Blicken, und an 200 Gletscher senden ihre tosenden Eiswasser hinab in die zerrissenen Thalschluchten.

Das ist dann ein Wandern hoch über der Welt, dem Himmel näher! Und nichts rührt an die Seele von kleinlichem Menschenwerk. Die Schauer der Ewigkeit machen Alles stumm. Und schlägt der letzte Wandertag, daß es über Schnee und Eis hingehen soll, dann faßt leise Wehmuth das Herz. Wir wissen, daß die Sehnsucht nach den freien, sturmumwetterten Höhen mit uns gehen wird.

Und so ein Tag war's, da wir droben Abschied nahmen von der krystallklaren Welt, hinüber zu steigen zur Grenze Welschlands, aus blendender Schneeregion in finnschwülen Duft von Blumen und Früchten, rauschenden Brunnen und dunklen Hainen. Solch eine Wanderfahrt über Deutschlands Grenzwacht läßt dann noch einmal alle romantischen Empfindungen wach werden, welche der vernünftige moderne Deutsche so gern belächelt, weil er selbst damit ein Stück seiner Jugend begrub.

Das Dörfchen Vent, kaum ein Schock Seelen in einigen freundlichen Gehöften umfassend, zählt mit seiner 1893 Meter betragenden Höhenlage mit zu den höchstgelegenen Ortschaften Europas. Es ist ein gar trefflicher Hauptsitz für Bergsteiger der Oetzthaler Alpenwelt. Im Hochsommer soll's hier recht rege zugehen. In diesen Tagen jedoch, da wir unsere Visitenkarten bei dem alten Herrn im Oetzthaler Gebiet abgaben, war es noch merkwürdig still, was übrigens den Genuß der Wanderungen nur erhöhte. Es war um die Zeit der Sonnenwende. Die Schneeverhältnisse waren nicht die günstigsten und verboten von selbst so manches Unternehmen. Bis tief hinab in die Thäler leuchteten noch die weißen Hermelinmäntel der Bergriesen, und jede Nacht brachte frischen Schnee. Er trug nicht mehr recht unter dem täglich wachsenden Einfluß der Sonne und zeigte doch an vielen Stellen die nicht ganz erfreuliche Stärke von 2—3 Meter.

Wolkenlos, im gesättigten Blau wölbte sich an diesem unvergeßlichen Wandertage der Himmel über der Eiswelt. In Vent selbst erblickte man fast gar nichts von dieser rings sich aufbauenden majestätischen Pracht. Mächtige, eng zusammentretende Felswände verdecken jeden fernen Ausblick. Aber sobald man in das seitlich sich aufreißende Rosener Thal an der wilden Bergwand ein Stück emporgeklommen ist, da taucht eine nach der andern der wundersamen, weißglitzernden Schneespitzen vor uns, hinter uns, nach allen Seiten hin auf, eine Welt voll überirdischer Schönheit erschließend. Ueber alle fort ragt die 3774 Meter hohe Wildspitze, der landbeherrschende höchste Gipfel der Oetzthaler Alpen.

In gut drei Stunden standen wir vor dem Hochjochhospiz (2468 Meter), das man erst tags zuvor aus den Schneemauern herausgegraben hatte. Von hier aus eröffnet sich eine Aussicht mitten hinein in die schimmernde Schneewelt und das Blaueis der Gletscher, von dem der fünf Stunden lange Hintereisferner gegenüber vor dem Hause mit seinen Wildwassern in das rauhe, von Lawinen und Moränen zerrissene Rosener Thal übergeht.

Erbswurstsuppe und Glühwein hatten uns trefflich erquickt zum weiteren Aufstieg über den Hochjochferner, an dessen Rand das Hospiz sich aufbaut. Fußbahn auf Fußbahn benutzend, Mann hinter Mann, ging es nun zum Hochjoch (2885 m) hinan. Kein Vogellaut, kein Pfiff eines Murmelthiers traf auf unser Ohr. Feierlich erhabene Stille! Nur Schnee und Eis und darüber des Himmels seelige Bläue! Zuweilen vernahmen wir unter uns heimlich die Gletscherwasser gurgeln, die unter Schnee und Eis sich ihren Weg thalab suchten. Mehr denn einmal blieben wir stehen und genossen schweigend den Zauber dieser heiligen Schönheit, das wunderbare Farbenspiel von Weiß und Blau.

Dann war das Joch, der Uebergang erklommen. Noch eine Stunde abwärts durch Schnee und über Wildwasser, und Felsboden fühlte der Fuß wieder unter sich. In weiten, mächtigen Sprüngen nun hinab, thalab. Die ersten Lärchen, die ersten leuchtenden Alpenrosen werden mit Jubel begrüßt. Als die ersten Sterne heraufziehen halten wir Einkehr in dem malerischen Alpendorf Unserer Lieben Frau. Und tags darauf ging es das Schnalser Thal hinab zur Etsch nach Meran und weiterhin nach dem fast italisch anmuthenden, rosendurchdufteten Bozen.

Glückliche Rettung.

In St. Anton am Arlberg (Tirol) verbreitete sich am 17. September wie ein Lauffeuer die Kunde, daß der seit dem 10. September vermißte 8 Tage lang eingeschneite Hirtenknabe gefunden worden ist. Dieser war am genannten Tage in das südöstlich von St. Anton gelegene Maroithal geschickt worden, um die Schafe zu holen. Es trat damals ein furchtbares Unwetter ein. Der Bursche kehrte nicht wieder zurück. Jäger, Hirten, Bauern und andere Leute zogen nun aus, ihn zu suchen, leider ohne Erfolg. Man meinte schon, er sei unter eine Lawine gerathen, oder sonstwie in dem oft über 2 Meter tiefen Schnee verunglückt. Die Aktion wurde jedoch fortgesetzt, obwohl gar keine Hoffnung auf Rettung mehr vorhanden war. Da kam man endlich zu der mehrere Stunden jenseits des Joches gelegenen halbzerfallenen Gstoanser Rinderhütte, die schuhtief im Schnee steckte, und in dieser fand man — es war der 8. Tag, seit er vermißt wurde — den Burschen, wunderbarer Weise noch am Leben und bei Bewußtsein, aber die Beine starr und zur Hälfte schon erfroren. In einer Ecke lag das wenige in der Hütte vorhandene Häufchen Heu, ganz naß, und darauf der Knabe. Kleider und Mantel, seine einzige Decke, waren ebenfalls ganz durchnäßt. In der Hand hatte er ein Skapulier. Der Knabe hatte sich in dem Schneetreiben verirrt und war endlich zu dieser Hütte gekommen, wo er nicht mehr weiter konnte. In der Tasche hatte er ein Stück Brot, das er Montag, den 11. September Vormittag verzehrte. Seitdem, also 6 Tage lang, hat er nichts mehr genossen. Am folgenden Dienstag hörte er weit draußen im Thal Hirten schreien, welche das Vieh heimtrieben; er rief, bekam aber keine Antwort. Nun wurde es still. Nur der Sturm heulte und brauste und trieb Schnee und Regen durch das halboffeine Dach und die weiten Lücken der Wände, und eine entsetzliche Kälte herrschte. Er betete und versank endlich ganz ermattet in einen tiefen Schlaf oder Bewußtlosigkeit. Als man ihn fand, glaubte er, erst drei Tage hier zu sein, und doch war es, wie schon bemerkt, der achte. „Dös vergeß i Eu mein Lebtag nit", rief er, als er seine Retter sah. Länger als diesen Tag hätte er es auch nicht ausgehalten. Ein kräftiger Mann nahm ihn nun auf den Rücken und trug ihn zur Branntweinhütte im Ferwallthal, wo er mit warmer Milch gelabt wurde und wohin noch in der Nacht ein Arzt sich begab. Heute durfte man den geretteten 15 Jahre zählenden Knaben nach St. Anton herausbringen.

Keine Tischkarten mehr.

Eine hübsche Neuerung in Bezug auf das Tafelarrangement bei großen Diners oder Soupers ist vor Kurem von einer tonangebenden Dame der Pariser Gesellschaft eingeführt worden. Die Komtesse de S. plazirt ihre Gäste nicht mehr an eine einzige große Tafel, sondern läßt in dem reich mit Blattpflanzen dekorirten Speisesaal mehrere kleinere Tische zu vier bis sechs Kouverts decken und bestimmt für jeden Tisch eine spezielle „Ehrenpräsidentin". Dieser Dame liegt es ob, aus der Schaar der Geladenen diejenigen Personen zu wählen, mit denen sie am besten harmonirt. Auf diese einfache Weise ist die Wirthin der oft recht peinlichen Pflicht überhoben, jedem Gaste den Platz anzuweisen, der ihm seinem Range gemäß gebührt und der ihn nicht etwa an die Seite von Personen führt, die ihm aus irgend einem Grunde unsympathisch sind. Die Dekoration dieser kleinen Tafeln bietet Gelegenheit zu mannigfaltiger Abwechselung. An Stelle der meist sehr prosaischen Menukarte mit dem Namen des Gastes findet dieser ein kleines Sträußchen seiner besonderen Lieblingsblume auf dem für ihn bestimmten Kouvert vor. Jede Tafel ist mit einer anderen Blumensorte geschmückt. Die gegenwärtig herrschende Mode besteht darin, den Tisch mit einer graziös gewundenen Guirlande zu umgeben und einige hohe schlanke Vasen mit den gleichen Blüthen zu füllen. Jede Ehrenpräsidentin trägt als Abzeichen ihrer Würde an der Brust oder im Gürtel ein zierliches Bouquet, das dieselben Blumen aufweist, mit denen die ihrer Obhut anvertraute Tafel dekorirt ist. Diese wirklich sehr hübsche Mode hat bereits viel Nachahmung gefunden.

Politik und Ehe.

In England haftet das politische Wahlrecht bekanntlich am Hause, nicht an der Person: Nur ein Hausinhaber besitzt Stimmrecht, und für die Kommunalwahlen können es auch die Frauen ausüben. In dem Städtchen Hartlepool kam es darob zum Konflikt zwischen einem jungen Ehemanne und seiner besseren Hälfte, zu dessen Austragung das zärtliche, liebende Paar das Gericht anrief. Der Mann war Unionist, die Frau liberal: Also unüberbrückbare politische Gegnerschaft, und jeder Theil wünschte das Stimmrecht zu Gunsten seiner Partei auszuüben. Die politische Gattin erklärte, das Haus gehöre ihr, Männchen wohne erst seit Juni darin, seit dem Tage ihrer Hochzeit. Sie bezahle die Steuern aus ihrem Privatvermögen, und demzufolge gebühre ihr das Stimmrecht. Sie verweigere es ihrem Manne, weil er ein Konservativer sei — wenn er zu den Liberalen übergehen wollte, wäre sie bereit, es ihm zu lassen. Aber der Gatte erwies sich als Mann von echter politischer Ueberzeugung, er verweigerte die Fahnenflucht, und so wurde „August mit die Prinzipien" vom Richter abgewiesen und das Stimmrecht der Frau zugesprochen.

„Hier Amt"!

(Eine Fernsprecher-Geschichte von H. Berthold.)

„Nein, aber das geht wirklich nicht so," rief voller Ungeduld die junge im Postamt zu Berchfeld am Fernsprechschalter stehende Beamtin aus und stampfte ungeduldig mit dem zierlichen Füßchen auf den Fußboden, „das geht nicht, so lange können wir uns nicht mit Ihnen aufhalten. Wer ist denn dort am Apparat?"

Klapp, klapp, klapp — drei Theilnehmer auf einmal.

Das junge Mädchen, dessen frisches Gesichtchen zorngeröthet war, flog.

„Hier Amt. — Bitte zu rufen."

„Klingelingeling."

„Ja, ja, komme schon. Hier Amt."

Surrrrrr — — — macht der Fernsprecher. —

Der am Tisch vor dem klappernden Telegraphen-Apparat sitzende Beamte sah auf.

„Was hat denn der Crampnitzer immer für lange Reden zu halten? Er soll doch nachschreiben und damit gut."

„Ach, Herr Müller", wandte sich das Fräulein zu dem Sprechenden um, „da ist der Diener des Herrn Neumann am Fernsprecher, und der ist so ungeschickt, kommt nicht mit, fragt immer wieder: „Was, wie?" und quasselt dazwischen lange Geschichten von der Hochzeitsfeier, als ob uns das interessirt. Zu jedem Telegramm braucht er mindestens zehn Minuten, und ich habe hier nun schon wieder zehn Stück."

„Hier haben Sie noch vier," lacht der Beamte, „das kann gut werden. Warum liegt sein Gut auch zwei Stunden ab, daß er die Depeschen per Telephon heut noch haben muß. Gutsbesitzer Neumann," liest er lachend von dem Papierstreifen ab. „Gutsbesitzer Neumann, Crampnitz. Ein donnerndes Hoch dem neuvermählten Paare."

„Nun habe ich hier 14 Depeschen, und der Mensch kommt nicht wieder."

„Ach, es ist schrecklich."

„Wird wohl erst einen schmettern — kann ich ihm an solchem Tage nicht verdenken."

„Hier Berchfeld. Bitte zu bringen."

„Hier Amt. Berlin wünscht Sie zu sprechen." Klapp, klapp.

Klingelingling.

So geht es ununterbrochen weiter.

„Hier sind schon wieder zwanzig Glückwünsche," sagt das Fräulein.

„Zweiundzwanzig," wirft der emsig schreibende Beamte ein.

„Zweiundzwanzig, Herr Neumann." Surrrrrrrrr —

„Sehr angenehm. Freut mich, Herr Inspektor, Ihre Bekanntschaft auf diesem ungewöhnlichen Wege zu machen. Können Sie aber auch rasch schreiben? Dann aber fix" — Surrrrrrrrrr —

„Ja, meinHerr, wenn wir Telephon-Damen nicht resolut sein wollen, dann würden wir ja nie fertig. Nun aber los — Hochzeitsgesellschaft Crampnitz. Dem jungen Paare ein donnerndes Hoch. Familie Marx! Kennen Sie den Inspektor Weber auf Crampnitz, Herr Müller?" wendet sich das Fräulein an den Beamten.

„Ja; ist der jetzt am Apparat? Fixer Kerl. Dann wollen wir es schon holen. Hahaha, nun hören Sie mal. Verse, und was für welche! Dem neuvermählten jungen Paare, das heut, den Myrtenkranz im Haare — hahahahaaa" —

„Hahaha", lacht uch ds Fräulein.

Klingelingeling. Whrhaftig schon fertig. Jetzt fleckt's." Klapp, klapp, klapp!

Depesche um Depesche wandert durch den Fernsprecher nach Crampnitz. — Surrrr —

„Gut, Herr Inspektor, machen Sie aber rasch. Das nimmt hier ganz bedenkliche Dimensionen an. Die Depeschen häufen sich."

Surrrrr — — —

„Sehr freundlich. — Herr Inspektor Weber trinkt auf unser Wohl, Herr Müller."

„Was haben wir davon!"

Stunden vergehen. Das arme Fräulein ist zum Umfallen müde.

„Fünfundachtzig Stück," sagt der zählende Beamte; „na, wenn das nichts hilft zur Glücklichkeit, dann sollten sie lieber uns arme Leute nicht so quälen."

Als das Fräulein am Abend nach Haus kommt, ist es so müde, daß es nichts mehr essen kann und trotz aller Proteste des lieben Mütterchens schleunigst die Ruhe sucht. Im Traum hört ihr überreiztes Hirn noch unzählige Male des Klapp, Klapp des Fernsprechhalters, tönen ihr das Crampnitzer Klingelingeling, die zahllosen donnernden Hochs in die Ohren, aber sie lächelt freundlich, ein lieblicher Traum muß sie umschweben.

Trotzdem der früh beginnende Dienst sie zeitig zum Werke ruft, ist sie frisch und munter. Der Morgen vergeht. Der Tag vergeht. Auch der nächste Tag steigt herauf, an dem sie infolge eines von der Kollegin erbetenen Tausches ebenfalls den Vormittagsdienst einzuhalten hat. Als sie in das Amtszimmer tritt, findet sie den Beamten schon anwesend.

„Guten Tag, Fräulein. Er war gestern Nachmittag hier."

„Wer?"

„Nun, der Crampnitzer Inspektor," lacht der Beamte verschmitzt. „Er war sehr enttäuscht, als er Sie nicht vorfand."

„Was geht mich der Inspektor an?" erwidert sie, erröthet aber doch bis unter die goldblonden Haare.

„Er hat sich die Adresse Ihrer Frau Mutter aufgeschrieben."

„Warum nicht?"

Als das Fräulein Mittags nach Hause kommt, findet es bei seinem Mütterchen einen fremden Herrn, der eifrig von seinem Stuhl aufspringt und erröthend einen tiefen Bückling macht. Er ist eine stattliche, sympathische Erscheinung.

„Herr Gutsinspektor Weber, der so freundlich war, uns seinen Besuch zu machen," stellt die Mutter vor.

„Sehr freundlich von Ihnen, Herr Weber." Und über und über glühend, setzt das Fräulein sich dem Herrn gegenüber. Der läßt sie nicht aus seinen Augen, mit bewundernden Blicken umfaßt er die reizende, zierliche Figur, das liebliche Gesichtchen, aus dem die blauen Augen seelenvoll herausschauen, und —schweigt sich aus. — Verwundert blickt die Mutter auf den eben noch so gesprächigen, liebenswürdigen Mann, erstaunt schaut sie ihr Töchterchen an, das sonst so rasch mit dem Plappermäulchen vornweg ist und nun auch dasitzt, als halte sie das Sprechen „außeramtlich" für überflüssig. Endlich erhebt sich der Besucher, stottert einige verbindliche Worte und verschwindet.

„Aber Kind," sagt nun die Mutter, „der Herr ist gekommen, weil er Dich persönlich kennen lernen wollte, da er vorgestern durch das Telephon mit Dir bekannt geworden sei. Ihr hättet stundenlang mit einander gesprochen. Kind, wie kannst Du nur? Mit einem ganz fremden Herrn! Habt Ihr denn dazu auf dem Amt die Zeit?"

„O, Mütterchen, goldenes Mütterchen", lacht das Fräulein, das plötzlich die Sprache wieder gefunden hat, auf, „Mütterchen, was denkst Du bloß! Fünfundachtzig Telegramme habe ich ihm nach Crampnitz telephonirt, und er hat sie nachschreiben müssen. Das war unsere ganze Unterhaltung."

Und wieder überfliegt eine dunkle Röthe ihr Gesicht.

„Kind, Du sagst mir nicht die Wahrheit."

„Ach, lieb Mütterchen," und sie verbirgt ihr Köpfchen an der Mutter Schulter, „er hat mir gesagt, ich hätte eine so himmlische Stimme, daß er noch dreimal so viele Telegramme nachschreiben könne."

„Weiter nichts, Anna?"

„Nein, lieb Mütterchen."

„Hm, hm. Er ist ein netter Mensch. Ein solider, guter Charakter anscheinend. Nun wollen wir aber essen."

Etwas nachdenklich ging's heute zu zwischen Mutter und Tochter während des Mittagessens.

Herr Webber aber kam öfter wieder und immer dann, wenn das Fräulein zu Hause war. Er schien genau unterrichtet zu sein.

Klingelingeling.

„Hier Amt." Surrrrr — — —

„Mütterchen wird sich freuen, Sie heute Abend zu sehen." Surrrrr —

„Oh, doch Sie ein wenig auch?" Surrrrr —

„Nun denn, wenn Sie's so genau wissen wollen, ein bischen mehr als wenig."

Surrrrr. — Erschrocken läßt das Fräulein den Fernhörer sinken und hält sich mit beiden Händen an dem Schalter fest.

Klingelingelingelingelingeling. Hier Amt. Surrrrr — „Nun ja denn, und von Herzen gern."

Und das Fräulein setzt sich fassungslos af den Stuhl und fängt an zu schluchzen. Erschrocken springt der Beamte auf.

„Mein Gott, Fräulein, was ist Ihnen?"

Sie schaut auf, durch Thränen lächelnd.

„Ich habe mich eben verlobt."

„Hurrah, per Fernsprecher! Und mit wem?"

„Nun mit ihm," deutet sie auf den Apparat.

Famos! Dacht ich's doch immer. Meinen herzlichsten Glückwunsch, liebes Fräulein. Nun hört's für Sie bald auf zu rufen: „Hier Amt."

— Jagdtag. — Diener (zum Baron): „Eine Empfehlung von Herrn Baron Schnorf, ob Sie ihm nicht für vierundzwanzig Stunden Ihren Hasen pumpen wollten? . . . wir haben morgen große Jagd!"

— Ein Häkchen. — „Nun, Ellichen, was weiß Du von Adam und Eva?" — Klein Ellichen: „Die beiden haben den ersten Roman auf Erden erlebt."

Ein Zukunftsbild.

Daß die Sozialdemokratie sich eine sehr überflüssige Mühe gibt, wenn sie noch immer gegen die sogenannte „Zuchthausvorlage" Sturm läuft, und daß Blätter wie die „Soziale Praxis" und die „Hilfe" des Pfarrers Naumann das viel gründlicher besorgen als die sozialdemokratischen Zeitungen, wird von den Rhein.-Westf. Polit. Nachrichten in folgender Ausführung nachgewiesen. Augenblicklich, schreibt das Blatt, ist in dem Wettrennen, das der Professor Brentano und der Pfarrer Naumann um den „Grand Prix" der Volksgunst veranstalten, der nationalsoziale Parteiführer seinem Katheder-Konkurrenten wieder um einige Pferdelängen voraus. „Wer einmal," so schreibt Pfarrer Naumann in seiner „Hilfe", „ehrlich und klar erkannte, daß der Arbeiter das Recht hat, über seine Arbeitsbedingungen mit zu bestimmen, der muß auch zugeben, daß der Arbeiter dann das Recht hat, sich diejenigen Mitarbeiter mit auszusuchen, die ihm gefallen." Mit anderen Worten: ehe demnächst auf einem unserer großen Hüttenwerke oder einer Zeche neue Arbeitskräfte eingestellt werden, muß die Werksverwaltung erst bei ihren Arbeitern Umfrage halten, ob ihnen die neuen Leute auch gefallen! Oder wenn ein Handwerksmeister einen neuen Gesellen braucht, muß er sich zuvor vergewissern, daß der Ankömmling „Persona Grata" bei seinen Herren Kameraden ist. „Denn," so sagt Pfarrer Naumann, „wer so weit in seinem sozialen Denken vorgeschritten ist, daß er Mitbestimmung des Arbeiters über Lohnhöhe, Arbeitszeit u. s. w. fordert, der kann auch grundsätzlich nichts dagegen haben, wenn gewerkschaftlich organisirte mit gleichgültigen, unzuverlässigen Arbeitswilligen oder mit minderwerthig Organisirten (Christlichen) nicht zusammenarbeiten mögen." Das heißt auf gut deutsch: Herr Naumann kann gar nichts darin finden, wenn friedliebende Arbeiter durch sozialdemokratische Kameraden vergewaltigt werden; es ist ja nur ihre Schuld, warum treten sie nicht den „vollwerthigen", d. h. den sozial-demokratischen Gewerkschaften bei! Der Koalitionszwang in optima forma! Für das Unsympathische, für das Freiheitswidrige eines solchen Mißbrauchs des Koalitionsrechts hat ein Mann wie Naumann natürlich keinen Sinn. Und auch die Arbeiter, die einstweilen noch weit vom Schuß sind, denen es noch nicht an ihr eigenes freies Selbstbestimmungsrecht, an ihre eigene Existenz geht, mögen die Gefahr noch unterschätzen, mögen noch glauben, daß der sozialdemokratische Terrorismus so sehr schlimm nicht sei. Es sind einstweilen nur enige bestimmte Gewerbe, in denen er sich in besonders häßlichen Formen äußert. Aber was nicht ist, kann noch werden. Im Herner Ausstandsgebiet haben die Bergleute, die ruhig ihrer Arbeit nachgehen wollten, einen sehr deutlichen Vorgeschmack davon bekommen. Wenn man die Leute fragen will, ob der Schutz, den der Staat den Arbeitswilligen schuldet, jemals zu stark sein kann, dann sind wir nicht im Zweifel darüber, wie die Antwort ausfallen wird. Die Perspektive, die Pfarrer Naumann entrollt, hat aber doch einen Vorzug, den Vorzug der photographischen Treue. Zu der Errichtung eines allgemeinen, von Tag zu Tag häßlichere Formen annehmenden Zwanges an Stelle der im Munde geführten Freiheit werden wir in der That kommen, wenn man die Dinge gehen läßt, wie sie gehen. Nicht mehr der Unternehmer, sondern der „vollwerthig" organisirte Arbeiter wird Herr im Hause sein.

— In der Markthalle. — Schutzmann: „Dieses Fleisch können Sie nicht kaufen; es ist nämlich konfiszirt und wird unbrauchbar gemacht!" — Junger Ehemann: „Dann geben Sie 's nur her; meine Frau macht's schon unbrauchbar!"

Europäische Rundschau.

Provinz Brandenburg.

Berlin. Gestorben ist im Alter von 71 Jahren der Verlagsbuchhändler Ferdinand Hirschwald, Mitinhaber der in der medicinischen Welt wohlrenommirten Verlagshandlung von August Hirschwald. — Die diamantene Hochzeit feierte das Iffland'sche Ehepaar, Rügener Str. 21; die alten Leute leben in den dürftigsten Verhältnissen. — Auf eine 50jährige Thätigkeit kann der Professor Dr. Goldbeck zurückblicken, welcher in verschiedenen Schulen zahllose Zöglinge unterrichtet hat. — Der bei dem Hauptpostamt angestellte Geldbriefträger Gustav Schwartz ist nach Unterschlagung von mindestens 12,000 Mark, die ihm zur Auszahlung von Postanweisungen übergeben wurden, flüchtig geworden. — Aus der Spree wurde hinter dem alten Eierhäuschen die Leiche des vermißten Schneidermeisters Wilhelm Mügge aus Berlin, Schützenstraße 20, gelandet. — In einem Schuppen des Grundstücks Zimmerstraße 22 wurde der Zettelvertheiler Blankenburg todt auf dem Fußboden liegend aufgefunden. Die Untersuchung ergab, daß der Tod in Folge übermäßigen Alkoholgenusses durch Gehirnschlag erfolgt sei. — Der Maurer Bruno Schmäger warf in einem Umbau, Schönhauser Allee 33—34, aus dem dritten Stockwerk ein Stück Asphalt heraus, welches dem Arbeiter Wilhelm Petzold auf den Kopf fiel und ihn erschlug. — Auf offener Straße versuchte sich der Expedient Arthur Meltzer, der in der Usedomstraße 27 ein möblirtes Zimmer bewohnte, zu erschießen. — Schwer verbrannt hat sich in der Rüschenfabrik von Nietsche und Hacker in der Wallstraße 16 die 19jährige Arbeiterin Anna Hausmann vom Luisen-Ufer No. 54.

Arnswalde. Der Königliche Steuersecretär Franz Huebner ist von der Stadtverordneten-Versammlung zum Bürgermeister für die Dauer von 12 Jahren gewählt worden.

Friedrichshagen. Beim Segeln auf dem Müggelsee ist der Bandagist Julius Nehring verunglückt und hat eine todtkranke Frau in bitterster Noth zurückgelassen.

Provinz Ostpreußen.

Königsberg. Hier wurde der Procurist des Silospeichers Otto, von einer Rangirmaschine zermalmt.

Insterburg. Der sich im Manöverfelde aufhaltende Musikdirigent im 12. Ulanen-Regiment, Schwenke, wollte sich mittels eines Schwadronsfuhrwerks nach der Bahnstation Kiöwen begeben. Die Pferde gingen durch, der Wagen wurde gegen einen Baum geschleudert und Herr Schwenke erlitt sehr schwere Verletzungen.

Memel. Der Bataillonsadjutant Lieutenant Graf v. Klinckowström vom Grenadier-Regiment König Friedrich III. stürzte mit dem Pferde und zog sich Verletzungen zu, so daß er ins Garnisonlazareth und dann nach Königsberg übergeführt werden mußte.

Stallupönen. Die Besitzersfrau Frischkorn zu Draweningken hatte das Unglück, ihren 56 Jahre alten Ehemann beim Abladen eines Fuders Heu mit einer Forke sehr stark am linken Auge zu verletzen. Ohne das Auge selbst zu gefährden, drang ein Zinken der eisernen Gabel dem Aermsten tief in das Gehirn und zerriß ein Blutgefäß. Frischkorn liegt auf den Tod darnieder.

Provinz Westpreußen.

Danzig. Auf dem Güterbahnhofe Olivaerthor wurde beim Rangiren der Bremser Fenski durch eine Maschine vollständig zermalmt. Er hinterläßt seine Frau mit fünf kleinen Kindern.

Gr.-Montau. Inspector Neumann wurde auf dem Heimwege überfallen, durch Messerstiche getödtet und an die Weichsel geschleppt. Der Thäter ist unbekannt.

Graudenz. Der frühere Apothekenbesitzer Julius Scharlok, Ehrenbürger von Graudenz, ist in seinem 91. Lebensjahre gestorben.

Karthaus. Auf Veranlassung der Staatsanwaltschaft Danzig ist der Sparkassen- und Gemeindekassen-Rendant Puttkamer verhaftet wegen Verdachts der Unterschlagung und Urkundenfälschung.

Schlochau. Vor einigen Tagen verunglückte der 11-jährige Sohn des Ackerbürgers Spors dadurch, daß er beim Kirschenpflücken vom Baume fiel und dabei das Rückgrat brach. An seinem Aufkommen wird gezweifelt.

Schöneck. Im Rosanbeck-See ertränkte sich der von seiner Frau und seinen 4 Kindern getrennt lebende Arbeiter Julius Jork aus Danzig.

Provinz Pommern.

Stettin. In einem Zuge auf der Strecke Posen-Kreuz erschoß sich Frl. Marie Sommer von hier. — Ein Baumeister schloß vor dem Standesamt seine eheliche Verbindung. Inzwischen hatte die vor Kurzem von ihm geschiedene erste Frau vor dem Standesamt mit ihren drei Kindern Posto gefaßt, und als das „junge Paar" heraustrat, erhielt es die erste nicht gerade schmeichelhafte Gratulation durch die „erste Frau", während die Kinder „Papa-Rufe" ertönen ließen. Der Held dieser Scene war davon nicht sehr bestürzt, sondern bestieg lächelnd die Karosse, um einem neuen Eheglück entgegenzufahren.

Bublitz. Auf dem Bahnhof Bublitz gerieth der Maschinenheizer Junker beim Rangiren zwischen die Puffer und wurde zerdrückt.

Köslin. Dem nach 33-jähriger Dienstzeit aus dem Amte geschiedenen Gerichtsvollzieher Groth wollte der stellvertretende Landgerichts-Präsident, Landgerichts-Director Hänisch, das verliehene Allgemeine Ehrenzeichen überreichen. Herr Groth lehnte die Annahme dieser Auszeichnung ab.

Provinz Schleswig-Holstein.

Altona. In dem Hause No. 73 in der Bürgerstraße, in welchem sich mehrere Tischlerwerkstätten befinden, entstand ein Feuer, durch welches der Dachstuhl und die oberen Etagen zerstört wurden. Der Arbeiter Willy Behrens erlitt schwere Brandwunden. — Die Kaufleute Adolf Fischer und Henning Peters, Inhaber einer Fabrik von kosmetischen Mitteln, erhielten wegen Kautionsschwindeleien und anderer Betrügereien zwei Jahre, bezw. ein Jahr Gefängniß.

Büttel. Ein Raub der Flammen wurde das Wohnhaus des Schiffers Kruse.

Eckernförde. Nach längerem Leiden starb der älteste der hiesigen Kampfgenossen von 1848 — 51, der Wachtmeister a. D. Martin Rieber, im Alter von 81 Jahren. Im vorigen Jahre feierte er mit seiner gleichalterigen Frau das Fest der goldenen Hochzeit.

Kiel. Auf der Fahrt nach Friedrichstadt stürzte der Wagen des Kaufmanns Busch aus Seeth die Chausseeböschung hinab. Busch und dessen Schwiegermutter wurden sofort getödtet, zwei Personen sind lebensgefährlich verletzt.

Provinz Schlesien.

Breslau. Der Oberpedell der Breslauer Universität, Bünning ist nach 30-jähriger Dienstzeit in den Ruhestand getreten. — Mit eigener Lebensgefahr rettete die vorstehende Diakonissin der Diakonissen-Krankenanstalt Bethlehem ein kleines, etwa 3-jähriges Mädchen. Die Kleine wurde von den Pferden eines schweren Lastwagens umgerissen und gerieth unter die Thiere. Die Schwester, welche gerade vorbeiging, stürzte sofort unter die Pferde und es gelang ihr mit großer Schnelligkeit den kleinen Körper, gerade als ihn das Rad bedrohte, hervorzuziehen.

Brieg. Der 31-jährige Arbeiter Hoppe wurde in der hiesigen Chamottefabrik beim Auflegen eines Treibriemens von der Transmission erfaßt und getödtet.

Freystadt. Die verwittwete Frau Kaufmann Härtel wurde in ihrem Geschäftsladen todt aufgefunden. Die Kasse war vollständig geplündert. Es liegt offenbar ein Raubmord vor. Der Thäter ist unbekannt.

Provinz Posen.

Posen. Ertrunken ist in der Döring'schen Badeanstalt der Schuhmacher-Geselle Joh. Sieradzki. Er sprang in das Schwimmbassin und kam nicht wieder zum Vorschein.

Bromberg. Abends wurde der in Schwedenhöhe wohnende Lehrer Mielke von mehreren Strolchen auf offener Straße überfallen. Die Strolche versetzten dem alten Herrn mehrere lebensgefährliche Schläge an den Kopf und in's Gesicht, so daß er bewußtlos zusammenbrach.

Buk. In dem unmittelbar an Buk angrenzenden Großdorf brach Feuer aus, das in Folge Windes und Wassermangels binnen Kurzem eine größere Anzahl Gehöfte nebst der bereits geborgenen Ernte einäscherte.

Koschmin. In dem benachbarten Dorfe Staniewo wurden der Arbeiter August Tomczyk und die Kuhhirtenfrau Hedwig Aas, geb. Radziejewska, auf dem Felde vom Blitz getroffen und sofort getödtet.

Ostrowo i. P. Ein aus Posen stammender Mann, nach seinen Papieren Maurer Chmielewski, unternahm im „Hotel zur Post" hierselbst einen Mordversuch auf seine Braut.

Provinz Sachsen.

Artern. Durch den Einsturz eines dem Landrath v. Detinchem zu Sangerhausen gehörenden Erbbegräbnisses verunglückten hier die Maurer Markgraf und Hecker aus Donndorf. Das zusammenstürzende Gewölbe begrub beide. Hecker wurde erschlagen, Markgraf mußte mit gebrochenen Beinen der Klinik in Halle zugeführt werden.

Bechstedtwagd. Das Pferd des auf dem beladenen Wagen sitzenden, hochbetagten Landwirths Bräutigam wurde vom Wagen geschleudert, wobei der alte Mann erhebliche Verletzungen erlitt.

Dashwig. Als der Arbeiter Robert Bärwolf an der Futterschneidemaschine mit dem Einlegen von Stroh beschäftigt war, gerieth er mit der linken Hand zwischen die Wellen. Diese zogen den Arm nach und zerquetschten ihn bis zum Ellbogen, so daß der Arm amputirt werden mußte.

Provinz Hannover.

Hannover. Von der Straßenbahn überfahren und getödtet, wurde die Wittwe des Arbeiters Heinrich Teichgräber. — Ihren Verletzungen erlegen ist die Ehefrau Therese Seegers aus der Lilienstraße, die sich beim Sturze aus dem Flurfenster einen Schädelbruch zuzog.

Bardowiek. Der hier zum Besuch weilende Rentier Klockmann aus Bleckede wurde vom Blitz erschlagen.

Duderstadt. Die 11jährige Tochter des Brennereigehilfen Krube in Rittmarshausen, die in Abwesenheit der Eltern schon den ganzen Haushalt besorgte, wollte kürzlich, um ihrem kleinen Brüderchen die Milchflasche anzuwärmen, Feuer anzünden. Dabei benutzte das Mädchen Petroleum. Die Flamme schlug zurück und ergriff die Kleider der Armen, die so schwere Brandwunden erlitt, daß sie bald darauf starb.

Salzgitter. Der Blitz entzündete die Scheune der Wittwe Bruer im benachbarten Kl.-Mahner und äscherte dieselbe sammt den darin untergebrachten Erntevorräthen vollständig ein.

Uslar. Im benachbarten Schoningen wurde durch Blitzschlag das Anwesen des Landwirths Karl Fricke eingeäschert. Mobiliar und Vieh sind gerettet.

Provinz Westfalen.

Münster. Auf der Werse kenterte in der Nähe der Hubertusburg, einem beliebten Aufenthaltsort für Sommerfrischler, ein Boot mit 4 Personen. Nur der Unerschrockenheit und Besonnenheit der beiden Schüler Eissing und Winkelmann gelang es, die des Schwimmens unkundigen Damen und Herren zu retten.

Borken. Durch einen gewaltigen Wirbelwind sind bei Borken auf 20 Meter Breite Häuser abgedeckt und zerstört, Bäume entwurzelt und gebrochen worden. Auf dem Gute Döring wurden durch Einsturz der Stallgebäude der Taglöhner Lepping und 15 Kühe getödtet.

Brilon. Im benachbarten Thülen entstand auf einem, dem Oekonomen Hillebrand daselbst gehörigen, mit Frucht beladenen Wagen Feuer. Von den umhersprühenden Funken muß auch wohl einer in ein offenstehendes Bodenfenster des Oekonomen Rickert, vor dessen Hause der brennende Wagen stand, geflogen sein und hier das auf dem Boden lagernde Heu entzündet haben. Es dauerte nicht lange, so stand das Gebäude in Flammen und brannte bis auf den Grund nieder.

Dortmund. Commerzienrath Stadtrath Ewald Meininghaus ist in Bad Vulpera-Tarasp in der Schweiz, wo er zur Kur weilte, im Alter von 63 Jahren einem Schlaganfall erlegen. — In dem benachbarten Dorfe Wombel herrscht die Ruhrkrankheit, die in vielen Fällen recht bösartig auftritt und schon einige Opfer forderte. Mehr als 100 Personen liegen an der Krankheit darnieder.

Rheinprovinz.

Aachen. Der langjährige Direktor der Aaachen-Mastrichter Eisenbahn und Beigeordnete der Stadt Aachen, Martin Sommer, ist im Alter von 85 Jahren gestorben. — In das im Sörsthale bei Aachen gelegene Vergnügungslokal des Wirthes Schmitz drangen vier Strolche mit drei Frauenspersonen ein, demolirten nach vorhergegangenem Wortwechsel das Local und schlugen den Wirth nieder, der schwer verletzt wurde. Drei der Strolche sind verhaftet.

Barmen. Auf der Barmen-Schwelmer elektrischen Straßenbahn wurde die Hebamme Ehefrau Ernst Debener von einem Motorwagen erfaßt und so schwer verletzt, daß sie bald nachher starb.

Düren. Hier starb Schneidermeister Fiedler, ein Junggeselle, unter Hinterlassung eines beträchtlichen Vermögens (40,000 bis 50,000 Mark). Fiedler war ein geborener Sachse. Die Behörde sucht jetzt nach den Erben.

Grafenberg. Infolge Ermordung der Ehefrau Keukens in den Grafenberger Waldungen ist der polizeiliche Sicherheitsdienst bedeutend verstärkt worden. Außer dem stellenlosen Kommis Melchior Hüttemann sind noch zwei weitere Individuen unter dem Verdachte des Mordes gefänglich eingezogen worden.

Provinz Hessen-Nassau.

Kassel. Mit einem Kostenanschlag von drei Millionen Mark wird in einer Bauzeit von drei Jahren der hiesige Central-Personenbahnhof neu gebaut und erweitert werden. — Privatmann Merbitz beging mit seiner Frau unter großer Theilnahme das 50-jährige Ehejubiläum.

Altenstädt. In dem Holzstalle der Wittwe Schulz entstand Feuer, welches so schnell um sich griff, daß in kurzer Zeit die Wohnhäuser der Wittwe Schulz und des A. Hamel niederbrannten. Da beim Ausbruch des Feuers die Leute auf dem Felde beschäftigt waren, ist die ausgedroschene Frucht der Ernte zum größten Theil verbrannt.

Hanau. Auf Requisition der Staatsanwaltschaft wurde der Leiter des Maurerstreiks, Maurer Lösch aus Erbstadt, verhaftet wegen fortgesetzter Bedrohung und Belästigung arbeitswilliger Maurer. — Der 24jährige ledige Rangirer Möser aus Klein-Anheim wurde auf dem hiesigen Ostbahnhofe überfahren und getödtet.

Hassenhausen. Wohnung und Stallanbau des Landwirths Steffel brannte vollständig nieder, und zwar in Abwesenheit des Besitzers und seiner Frau. Die Kinder hatten in einem Schuppen ein Feuer angezündet, wodurch derselbe in Brand gerieth.

Hochstadt. Landwirth Ph. Stein von hier fuhr mit einem Wagen Frucht auf dem Wege vor dem Dorfe, als ihn plötzlich ein Radfahrer anfuhr und zu Boden warf. Unglücklicherweise kam er dabei mit einem Beine unter das Rad seines Wagens; das Bein wurde ihm völlig abgequetscht.

Mitteldeutsche Staaten.

Büddenstedt. Vor Kurzem hatte der Maschinenführer Müller von hier das Unglück, sich in Folge Platzens des Laufes einer Schußwaffe die rechte Hand zu verletzen. Die Verletzung, zu welcher Blutvergiftung hinzutrat, machte die Ueberführung in das Helmstedter Krankenhaus nöthig, wo der kräftige Mann nach qualvollen Leiden verstorben ist.

Bündheim. Als der 38jährige Gestütsbediente Heinrich Eickhoff mit mehreren anderen am Herzoglichen Gestüte Bediensteten beim Korneinfahren beschäftigt war und im Begriff stand, auf einem sehr abschüssigen Wege in der „Abgunst" die Bremse eines hochbeladenen Kornwagens anzuschrauben, rutschte er aus und kam so unglücklich zu Fall, daß ihm die Räder über die Brust und Beine gingen. Der Bedauernswerthe klagt über heftige innere Schmerzen, auch hat er das Augenlicht verloren.

Gera. Den Restaurateuren hier ist von der Polizeiverwaltung verboten worden, Landbewohner an den öffentlichen Tänzen in Gera theilnehmen zu lassen. Das Verbot wird begründet mit der immer weiter sich ausbreitenden Maul- und Klauenseuche. Ihretwegen sind auch die öffentlichen Tanzvergnügungen auf dem Lande untersagt.

Wasungen. Der 16jährige Cigarren-Fabrikarbeiter Kirsch stopfte in eine Patentflasche ungelöschten Kalk und schüttete Wasser darauf. Die Flasche explodirte und die Ladung flog dem jungen Burschen in's Gesicht. Kirsch hat dadurch ein Auge verloren und im Gesicht bedeutende Verwundungen erlitten.

Wolfenbüttel. Frau Bertha Ehlers aus Geitelde mußte oft Vorwürfe seitens ihres Mannes hören, daß andere Frauen sparen, sie aber nicht. Um nun den Vorwurf von sich abzuwenden, kam sie auf eine Idee, um ihrem Manne zu zeigen, daß auch er eine sparsame Hausfrau habe. Sie besuchte ihre Nachbarsleute, als diese nicht zu Hause waren, und nahm ihnen eine Sparbüchse mit 90 Mark Inhalt fort. Es wurde bei ihr Haussuchung abgehalten und man fand 69 Mark in ein Taschentuch gebunden versteckt vor. Das diebische Debüt brachte der Angeklagten fünf Wochen Gefängniß ein.

Sachsen.

Dresden. Commissionsrath Victor Valerian Wimmer, langjähriger Beamter der Staatsanwaltschaft beim Land- und Amtsgericht, ist 55 Jahre alt, einem längeren Leiden erlegen. — Der Pionier Naumann von der 4. Compagnie des hiesigen Pionierbataillons, der kürzlich auf einem Uebungsmarsche am Hitzschlag erkrankte, ist den Folgen desselben erlegen.

Eibau. Der schon seit dem 22. Juni vermißte Scheerenschleifer Haase wurde von einem Pilzsucher in einem Gebüsch nahe am Kottmar erhängt aufgefunden. — Das goldene Ehejubiläum beging der Weber Johann Kramer mit seiner Gattin.

Ehrenfriedersdorf. Als die Frau des Wirthschaftsbesitzers Loos mit dem Füttern des Viehes beschäftigt war, wandte eine Kuh plötzlich den Kopf und traf hierbei die Frau so unglücklich mit dem Horn in ein Auge, daß dasselbe sofort auslief.

Frankenberg. Auf dem Seminarneubau stürzte beim Verlegen eines Hauptgesimses dieses auf ein Gerüst, auf dem sich vier Maurer befanden, und durchschlug es, wodurch drei Maurer mit hinabgerissen wurden, während sich der vierte durch einen Sprung in das Innere des Baues zu retten vermochte. Zwei der hinabgestürzten Maurer, der 27 Jahre alte Karl Otto Böhme und der 18 Jahre alte Arndt Fischer, waren auf der Stelle todt. Der dritte, der 31 Jahre alte Otto Gatzsche, trug schwere Verletzungen davon, doch hofft man ihn am Leben zu erhalten.

Großröhrsdorf. Das Pferd des Fleischermeisters Droth ging mit dem Wagen durch. Der fahrende Fleischergeselle und der Handelsmann Zschiedrich geriethen unter das Geschirr; sie erlitten erhebliche Verletzungen.

Kamenz. In dem der Frau Schlegel gehörigen Wohnhause im Herrenthale brach Feuer aus, wodurch der größte Theil des Dachstuhles vernichtet wurde. Leider ist dabei das Enkelkind der Frau Schlegel, ein vierjähriges Mädchen, in den Flammen umgekommen.

Leipzig. Ein schwerer Unglücksfall hat sich in dem Grundstück Brühl No. 2 — Tuchhalle — ereignet. Dort ist der 17 Jahre alte Laufbursche Nordroß aus Aschersleben im Treppenhaus aus der 3. Etage in den Hausflur herabgestürzt, wobei er einen doppelten Schädelbruch erlitt, an dessen Folgen der junge Mann starb. — Dem Arbeiter Martin Richard Junghanß in Leipzig-Schleußig ist die silberne Lebensrettungsmedaille verliehen worden.

Hessen-Darmstadt.

Darmstadt. Nach kurzem aber schweren Leiden starb der Direktor der hiesigen Oberrealschule, Dr. Freiherr v. Gall. — In dem Hintergebäude der Frau Rentner Reinhardt, Bismarckstraße 52, brach Feuer aus, welches die auf dem Dachboden der Stallung gelagerten Stroh- und Heuvorräthe, sowie das Dach selbst zerstörte.

Alzey. Landwirth Philipp Hofmann von hier, in dessen Wohnhaus es vor Kurzem gebrannt und der sich der Brandstiftung sehr verdächtig gemacht hatte, wurde nunmehr verhaftet und nach Mainz in Untersuchungshaft abgeführt.

Langen. In der bei Engelsbach gelegenen Wirthschaft „Zur schönen Aussicht" hat der herumziehende Schirmflicker Nikodemus seiner Frau mit einem schweren Henkelglase lebensgefährliche Verletzungen am Kopfe beigebracht. Nikodemus, der als gewaltthätiger Mensch bekannt ist, befindet sich in Haft.

Mainz. Der Rangirer Bender aus Guntersblum gerieth unter seine Rangirmaschine. Es wurden ihm dabei beide Beine abgefahren. Er wurde noch lebend in's Hospital gebracht, starb aber bald darauf.

Offenbach. Vollständig niedergebrannt ist die Schmaltz'sche Maschinen- und Schmirgel-Fabrik am Mühlweg. Der Schaden beläuft sich auf über 300,000 Mark.

Steinbach. Bei der Bürgermeisterwahl wurde der seitherige Bürgermeister Georg Ihrig mit 175 Stimmen einstimmig wiedergewählt.

Zell. Der schon ziemlich bejahrte Wagner Horn von hier wurde als Leiche in der Mümling aufgefunden. An dem Hals der Leiche war mit einem Strick ein schwerer Stein befestigt, welcher den Körper tief in das Wasser zog.

Bayern

München. Der als Pferdemaler und Zeichner rühmlichst bekannte bayerische Major Ludwig Nagel ist gestorben. — Erschossen hat sich der Baumeister und Hausbesitzer Konrad Hainthaler, Aaimüllerstraße 26 wohnhaft, wegen verfehlter Spekulationen. — Der 34jährige Magaziner Martin Gruber von Pasing verübte Selbstmord, indem er von der Großhesseloher Brücke aus in die zur Zeit sehr hochgehende Isar sprang, in deren Wellen er den gesuchten Tod fand.

Augsburg. Der Stationsmeister Alois Dantanello starb auf dem Geleise infolge eines Herzschlages. — Der 16 Jahre alte Ausgeher Joseph Schuler, welcher dem Papierhändler Neumann in München einen größeren Betrag eincassirter Gelder unterschlagen hatte und flüchtig gegangen war, wurde am hiesigen Bahnhof verhaftet.

Bodelsberg. Unweit von der hiesigen Haltestelle wurde der Bahnarbeiter Xaver Schmölz von einem Zuge überfahren und getödtet.

Deggendorf. Spurlos verschwunden ist der Buchhalter Joseph Lichtenstern. Da Bücher und Kasse in bester Ordnung befunden wurden und Lichtenstern auch in guten Verhältnissen steht, ist anzunehmen, daß ihm ein Unfall zugestoßen ist. — Verhaftet wurde hier der wegen Verbrechens des Raubes steckbrieflich verfolgte Wirthssohn Karl Weinfurtner von Böbrach.

Neustadt a. S. Der Viehhändler S. Rosenbaum wurde bei Heustreu auf dem Rade vom Schlag gerührt und verschied bald darauf.

Nürnberg. Der Schöpfer der hiesigen Wärmestuben, Eugen Herz, ist gestorben.

Ochsenfurt. Das 9 Monate alte Kind des Gärtners Weiß fiel in einen Kessel siedenden Wassers und starb kurz darnach infolge der Verbrühung. Die Mutter zog sich bei dem Rettungsversuch schwere Brandwunden an den Armen zu.

Passau. In dem Vororte Beiderwies wurde die Taglöhnersfrau Jul. Steinhofer verhaftet, weil sie ihren 82jährigen Vater in einem elenden Raum mit ungenügendem, unreinlichem Lager und ungenügendem oder häufig völlig mangelndem Essen und Trinken seit längerer Zeit eingesperrt hielt.

Schillingsfürst. Auf dem fürstlich Hohenlohe'schen Hofgute brach Feuer aus. Ein großes langgestrecktes Gebäude mit Scheunen, Pferde- und Ochsenstallungen, Remisen für landwirthschaftliche Geräthe und Maschinen, dann vielen Getreide-, Stroh- und Futtervorräthen heuriger Ernte ist gänzlich niedergebrannt.

Würzburg. Den reichen Seifensieder Gabler, der monatelang von Metzgergehilfen große Quantitäten gestohlenen Fettes kaufte, verurtheilte die Strafkammer nach zweitägiger Verhandlung wegen Hehlerei zu einem Jahre Zuchthaus. Er wurde sofort verhaftet.

Württemberg.

Stuttgart. Der Begründer und langjährige Wirth des vielbesuchten Hotels und Restaurants Dierlamm, Christian Dierlamm, ist einem langen und schweren Leiden erlegen.

Backnang. Auf dem Wege in die Schule wurde die 9jährige Pauline Weber, Tochter des Zimmermeisters Weber hier, auf abschüssiger Straße durch einen Dungwagen derart verletzt, daß alsbald der Tod eintrat.

Ludwigsburg. Auf der Straße von Stammheim nach Zuffenhausen beging der 31 Jahre alte Ziegelarbeiter Hermann Zipf von Finsterroth, ein schon mit Zuchthaus bestrafter, von seiner Frau getrennt lebender Mensch, an einem 11jährigen Mädchen aus guter Familie in Stammheim ein Sittlichkeitsverbrechen. Der Thäter ist verhaftet. — Erschossen hat sich in einem hiesigen Gasthofe der Handelsmann Ludwig Kühner von Kirchheim.

Münster. Unter ein Fuhrwerk gerieth der 18jährige Sohn des Herrn Ernst Zimmermann. Der Verunglückte erlag den Verletzungen. — Wohnhaus und Scheune des Bäckermeisters Dais zur Linde gingen in Flammen auf.

Neckargröningen. In der Mühle von A. Martin Wittwe brach Feuer aus, welches das Anwesen, Kunstmühle und Wohnhaus, einäscherte. Die Bewohner konnten kaum das nackte Leben retten. Der Obermüller Daniel Seiler aus Klems, sowie der Müllerbursche Xaver Häußler von Aufhausen, welche schwere Brandwunden an Armen und im Gesicht erlitten, mußten in das Bezirkskrankenhaus nach Ludwigsburg überführt werden. Dort ist Seiler seinen Verletzungen erlegen.

Ulm. Baumwart Franz Krebser von Ehingen wurde von der hiesigen Strafkammer wegen fortgesetzter schwerer Körperverletzung zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt. Krebser hatte seine Frau häufig auf's Schwerste mißhandelt, so daß sich die Frau schließlich erhängte. — Der hiesigen Polizei ist es gelungen, nunmehr auch den zweiten bei dem Raube an Pfarrer Rilling betheiligten Spitzbuben in der Person des 27 Jahre alten Gottfried Eßlinger, Müllerbursche in Herbrechtingen, festzunehmen. Seine Verhaftung erfolgte in Zürich.

Wehingen. Gestorben ist im 81. Lebensjahre Fabrikant Cajetan Staller, der sich durch Einführung der Weberei um das Volkswohl in und um Wehingen sehr verdient gemacht hat. Von kleinen Anfängen brachte es der Verstorbene durch Tüchtigkeit und Fleiß zum wohlhabenden, angesehenen Fabrikanten, der während einer langen Reihe von Jahren zugleich Mitglied der bürgerlichen Collegien war.

Baden.

Karlsruhe. Am hiesigen Hauptbahnhof wurde der internationale Taschendieb Adolf Vantecasteele aus Plankenburg verhaftet.

Altheim. Niedergebrannt ist das Haus des Gemeinderaths W. Böttinger.

Bellingen. Bei der hiesigen Station ist die 68jährige Hebamme von Hertingen, welche zur Hebammenprüfung nach Lörrach wollte, von einem Güterzuge erfaßt und überfahren worden. Die Unglückliche, welche bereits 40 Jahre lang treu und gewissenhaft ihren Beruf ausübte, erlitt so schwere Verletzungen, daß sie bald darauf starb.

Bruchsal. Auf dem hiesigen Bahnhofe wurde der 44 Jahre alte, verheirathete Bremser Josef Rückert, als er das Geleise überschreiten wollte, von einer Locomotive erfaßt und derart zugerichtet, daß er im Spital seinen Verletzungen erlegen ist.

Eberbach. Dem Handelsmann Dreyfus wurden von einem Knechte 2300 Mark gestohlen, während er auf einer Hochzeit war. Der Dieb, ein gewisser Wiske, ging zuerst nach Frankfurt und kaufte dort ein Fahrrad für 300 Mark. Bald darauf wurde er in Mannheim verhaftet. Nach seiner Festnahme fand man nur noch 225 Mark in seinem Besitze.

Konstanz. Bei der Besteigung des Aroser Rothorn glitt Frau Gewerbelehrer Müller von Konstanz, die die Tour in Begleitung ihres Gemahls ohne Führer unternahm, auf einem Schneefelde aus und rutschte in die Tiefe. Sie erlitt schmerzhafte, doch nicht lebensgefährliche Verletzungen am Kopfe. Bergführer transportirten die Verwundete in's Thal.

Mannheim. Die Strafkammer verurtheilte den 16 Jahre alten Kaufmannslehrling Karl Trapp von hier, der Wechselfälschungen in Höhe von 6000 M. verübt hatte, um sich Mittel zu einem neuen Fahrrad zu verschaffen, zu fünf Monaten Gefängniß. — Nachts ist hier die Dachpappenfabrik von Alfred Falch vollständig niedergebrannt.

Mühlhausen. Der 6jährige Sohn des hiesigen Bürgers Stärk fiel von einem Pflaumenbaum und spießte sich beim Sturze an einem Bohnenstecken auf. Die Verletzungen des Knaben sind bedenklich.

Oberweschnegg. Während eines Gewitters schlug der Blitz in das gemeinschaftliche Wohnhaus der Landwirthe Pius Tröndle und Blasius Rogg hier, wodurch dieses, sowie das Anwesen des Joh. Leudingen niederbrannten. Der Schaden beträgt etwa 65,000 Mark.

Rheinpfalz.

Frankenthal. Justizrath Thalmann, der vor kaum einem Jahre seine Praxis wegen Augenleiden aufgab und mit seiner Familie nach München übersiedelte, ist in Heiden in der Schweiz gestorben.

Kaiserslautern. Das acht Jahre alte taubstumme Töchterchen der Lothringerhof No. 20 wohnenden Wittwe Scherer wurde von dem Fuhrwerk des Obsthändlers Schulze überfahren und schwer verletzt.

Kirchheim a. E. Nachts wurde in Dackenheim bei einer Tanzmusik anläßlich der dortigen Kirchweihe der 19 Jahre alte Tagner Fritz Eitelmann, Sohn der Wittwe Georg Eitelmann dahier, angeblich durch Wirth Engel in Dackenheim, Inhaber des betreffenden Tanzlokales, in gefährlicher Weise in die Seite gestochen. Ebenso erhielt bei dem gleichen Vorfalle auch der bei Ziegler Karl dahier beschäftigte Stückwerker Heinrich Graf einen Stich über dem rechten Auge.

Neustadt. Maler Karl Mahler erhielt nach vorausgegangenem Wortwechsel von dem Fuhrmann Ehresmann drei Messerstiche, zwei in den Rücken, einen am rechten Auge.

Elsaß-Lothringen.

Straßburg. Der Präsident der General-Direction der reichsländischen Eisenbahnen Mebes ist im Alter von 70 Jahren gestorben. Mebes stand 28 Jahre lang an der Spitze des elsaß-lothringischen Eisenbahnwesens und trat am 1. Juli d. J. in den Ruhestand.

Colmar. Die Frau des Zeughändlers Kloß wollte eine Spirituslampe frisch auffüllen, ohne zu bemerken, daß die Flamme noch etwas brannte. Der Inhalt explodirte und die Frau wurde vollständig mit dem brennenden Spiritus übergossen. Sie starb noch am selben Tag unter großen Schmerzen.

Metz. Begnadigt hat der Kaiser den Lieutenant Schlickmann, der den Mühlenpächterssohn Fillement anfangs Januar im Duell erschoß. Der Begnadigte hat von seiner Festungsstrafe bisher sechs Monate verbüßt.

Mecklenburg.

Neustrelitz. Das Befinden der Frau Großherzogin, das vor einigen Tagen zu ernsten Besorgnissen Anlaß gab, hat sich etwas gebessert; jedoch muß die beabsichtigte Reise nach Keppschloß unterbleiben.

Lübz. In der Scheune des Erbpächters Jacobs zu Brook entstand Feuer, welches bei dem herrschenden Winde bald weiteren Umfang annahm. Zunächst griff das Feuer von der Scheune auf das Jacobs'sche Vieh- und Schweinehaus über, sprang dann auf das Westphal'sche Grundstück über, hier die Scheune und das Schweinehaus in Brand setzend, und äscherte weiter auch das auf dieser Seite liegende Gehöft No. 9 des Büdners Raudt ein. Verbrannt sind sämmtliche Erntevorräthe; das Vieh konnte gerettet werden.

Rostock. Der hiesige Dreimastschooner „Industrie" ist in der Nordsee gesunken; die Mannschaft konnte sich retten. Die „Industrie" befand sich mit einer Ladung Kohlen auf der Reise von Kings Lynn nach Memel. Führer des Schiffes war Capitän Kröger von hier.

Oldenburg.

Oldenburg. Auf dem in der Nähe der Stadt gelegenen Bürgerfelde verunglückten infolge Einathmens giftiger Brunnengase zwei Dienstleute. Sie waren beauftragt worden, Baumaterial an einen der Reparatur bedürftigen Brunnen heranzuschaffen, waren ohne die nöthigen Vorsichtsmaßregeln hineingestiegen und durch giftige Gase betäubt worden. Es wurden sogleich Rettungsversuche angestellt, die aber nur bei dem Dienstmann Kropp von Erfolg waren. Der andere, Namens Helms, wurde als Leiche an die Oberfläche gezogen. Er hinterläßt eine Wittwe mit drei Kindern. Auch das Befinden Kropps läßt das Schlimmste befürchten.

Freie Städte.

Hamburg. Der Chef der weltbekannten Rhedereifirma H. J. Perlbach & Co., Herr H. J. Perlbach, ist nach längerem Leiden im 54. Lebensjahr in Bad Neuenahr aus dem Leben geschieden. — Christian Kippner, langjähriger Inhaber der alten Böttcherei und Kiemerei J. G. C. Kippner am Gertrudenkirchhof, ist im Alter von 77 Jahren verstorben. — Verhaftet worden ist der nach Unterschlagung von 106,000 Mark flüchtig gewordene und steckbrieflich verfolgte Kassirer der See-Berufsgenossenschaft Heinrich Christian Stoever in einem hiesigen Restaurant. — Der 18 Jahre alte Arbeiter Tinne im großen Bäckergang hat seinen 11jährigen Bruder nach voraufgegangenem Streit durch einen Messerstich lebensgefährlich verletzt. Der Thäter ist entflohen und bis jetzt nicht gefaßt worden. — Erhängt hat sich in dem Fremdenlogis von Rosemann in der Invalidenstraße No. 121 zu Berlin der 48 Jahre alte Kaufmann Gustav Hartmann aus Hamburg, der erst am Tage zuvor eingekehrt war.

Bremen. Zwei Bauernfänger, der Koch und Conditor Gustav Adolf Adler und der Tagelöhner Karl Gustav Taucke, wurden von der Strafkammer des Landgerichts zu 2 Jahren bezw. 6 Monaten Gefängniß verurtheilt. Die Gauner haben unerfahrene Handwerksgesellen im „Kümmelblättchenspiel" ausgeplündert. T. machte den Schlepper. — Die von Bremen und Oldenburg unterhaltene Arbeiter-Colonie Dauelsberg wurde durch Feuer, das ein Blitzschlag verursacht hatte, fast gänzlich zerstört.

Schweiz.

Aesch. Der Bahnwärter Bucher von Duggingen ist hier ertrunken.

Beggingen. Hier erschoß sich aus Unvorsichtigkeit beim Reinigen des Ordonnanzgewehrs ein junger Mann, Namens Johann Bachmann, Zimmermann.

Chur. Auf dem hiesigen Bahnhof stürzte der alte Postillon Casanova von einem Fourgon herab, erlitt hierbei verschiedene Verletzungen, so daß er in das Kreuzspital verbracht werden mußte, wo er starb.

Frauenfeld. Im nahen Pfyn ist das Maschinenhaus des Etablissements von Bertschinger & Co. niedergebrannt. Der Schaden beträgt circa 8000 Francs.

Hubersdorf. Mit seinem Ordonnanzgewehr erschoß sich der ca. 22 Jahre alte, erst seit 5 Monaten verheirathete Christian Zuber von Günsberg.

Hüttweilen. Zwei wohlgefüllte Scheunen des Schloßgutes Steinegg (Besitzer Dr. Ziegler in Zürich) sind ein Raub der Flammen geworden.

Kienberg. Der Werkführer Vincenz Winterberger in der Gipsmühle des Herrn Burgmüller wurde vom Getriebe erfaßt und schrecklich zugerichtet. Ein Arm wurde ihm weggerissen und der Schädel gespalten. Der Unglückliche wurde nach kurzer Zeit durch den Tod von seinen schweren Leiden erlöst.

St. Immer. Der Artillerieoberlieutenant Francillon, Sohn von alt-Nationalrath Francillon von hier, der in Tavannes zum Dienst einrückte, stürzte infolge Scheuwerdens seines Pferdes mit diesem so unglücklich, daß er das Genick brach und bald darauf seinen Verletzungen erlag.

Oesterreich-Ungarn.

Wien. Der Generalmajor Alphons Edler v. Spaczer ist in Folge eines Sturzes an Gehirnlähmung gestorben. — Hier ist der Staatsbahn-Inspektor, Alexander Leibenfrost aus Innsbruck, infolge eines Schlaganfalls gestorben. — Der General-Intendant und Chef der Landwehr-Intendanz Joseph Ritter Perko v. Greifenbühl feierte sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum. — Der ehemalige Restaurateur vom Schottenthor, Herr Leopold Högelsberger, feierte das Fest seiner fünfzigjährigen Thätigkeit im Gastwirthegewerbe. — Der Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Arnold Flesch, 1. Bezirk, Schwertgasse No. 2, stürzte beim Nachhausekommen auf der Stiege nieder und verschied nach wenigen Augenblicken. — Der 11jährige Arbeiterssohn Joseph Hörl, Sievringerstraße No. 107, ist infolge des Genusses giftiger Schwämme gestorben. — Die beiden Töchter der Eheleute Mücke, die fünfjährige Stephanie und die achtjährige Albertine, spielten am offenen Fenster der elterlichen Wohnung im ersten Stocke des Hauses No. 1 in der Donaustraße. Die Mädchen lehnten sich so weit über die Fensterbrüstung hinaus, daß sie das Uebergewicht erhielten und zugleich auf das Straßenpflaster hinabstürzten. Die ältere Tochter ist den Verletzungen erlegen; die jüngere ringt mit dem Tode.

Angern. Der 59jährige Fabriksbeamte Wilhelm Faul, zu Brünn geboren, Wien, Alsergrund, Müllnergasse No. 11, hat sich in Angern durch einen Revolverschuß getödtet. Der Unglückliche dürfte den Selbstmord im Zustande der Geistesstörung verübt haben.

Nesselsdorf. Der hiesige Bürgermeister Johann Stiborek, ein Mann von über 60 Jahren, hat sich erschossen.

Luxemburg.

Luxemburg. Der Inhaber der Oelfabrik von Klein in Frankfurt a. M., welcher sich auf einer Geschäftsreise in Luxemburg befand, wurde hier von einem Güterzuge überfahren und getödtet. — In der Hl. Geiststraße wurde der dort arbeitende 60jährige Holzarbeiter Graffe aus Clausen von einem vorbeifahrenden Wagen überfahren und ziemlich schwer verletzt.

Boubler. Der im Dienste der Wittwe Weis stehende 19 Jahre alte H. Colet aus Hofscheiderdickt wurde durch den Hufschlag eines Pferdes getödtet.

Im Reiche der Mode.

Der Herbst ist gekommen, die Herrschaft der luftigen Sommerkleider zu Ende und die kühle Jahreszeit beginnt ihre Anforderungen an die Toilette geltend zu machen. Bei der „ewig wechselnden“ Mode hat der Umschwung vom unschönen übermäßig Weiten zu dem Engen, das die natürlichen Formen wieder mehr zur Geltung kommen läßt, sich ganz allmählich vollzogen, und wenn wir uns heut die schlanken, modernen Gestalten ansehen, können wir uns kaum denken, daß wir vor verhältnißmäßig kurzer Zeit noch Gefallen an den Ballonärmeln, an den Glockenröcken mit Dütenfalten Gefallen finden konnten. Und das Enge, das uns heut gefällt, scheint vorläufig noch Mode bleiben zu



wollen. Die Aermel der Herbstsachen sind durchweg eng und werden nur durch glatt auf- oder eingesetzten Besatz verziert, und auch die Röcke passen sich eng der Figur an. Die Tunikformen, zur Zeit vor allen anderen beliebt, stellen sich meist als glatter Ueberfall dar, und die Raffungen, die beim ersten Wiederauftreten der Tunika versucht wurden, haben sich bis jetzt Freundinnen noch nicht zu schaffen vermocht. Was allgemein beliebt ist, bei Röcken, Tunikas, bei Blusen, Leibchen und Jacken, das sind die Bogenformen. Bei fast allen Leibchen und Blusen sind dieVordertheile bogig über einem Latz ausgeschnitten, und dieser Ausschnittlinie paßt sich auch der Randabschluß der Tunika an. Und wo eine Tunika nicht ist, wird der englische Rock in bogiger Form besetzt. Die Bogen werden mit Sammet- oder Atlaspaspel, mit Passementerie, mit Rüschen oder anderem Besatz begrenzt, und immer hängt ihr gutes Aussehen von einem sorgfältigen Arbeiten ab. Den Bogenabschluß finden wir auch bei den Jacken wieder, deren Machart



sich ja naturgemäß stets der der Leibchen anpaßt; vor allem sind es hier die Vordertheile, die, sich in vielen Fällen pattenartig verlängernd, unten in runde Form ausgehen. Im Rücken und an den Seiten fehlt der Schoß oft ganz, und die Jacke reicht an diesen Stellen nur bis zum Gürtel. Neben solchen bleiben aber auch die anderen, ganz oder halb anliegenden Formen modern, so daß nach wie vor jeder das tragen kann, was für seine Eigenart am besten paßt.

Graugrüner Covertcoat dient zur Herstellung in der ersten Abbildung dargestellten Kleides, das aus Rock und Jacke besteht und durch eine Weste vervollständigt wird. Der unbesetzte Rock ist oben in einen mit dunkelgrüner Seide belegten Gürtel gefaßt, der den unteren Rand der Weste deckt. Das kurze, offene Jäckchen ist unten ausgebogt und längs des Randes, so-



wie nochmals in halber Höhe, je dreimal mit dunkelgrüner Soutache besetzt. Oben sind kleine, ebenfalls mit Soutasche besteppte Aufschlagklappen angebracht, die sich nach hinten als schmaler, runder Umlegekragen fortsetzen. Auch die Keulenärmel zeigen Soutachebesatz. Weiße Tuchweste mit weißem Chemisett nebst Umlegekragen und schwarzer Krawatte. Hut aus graugrünem Filz, mit Seidenblumen garnirt.

Zum Rock des Kleides, Figur 2, ist gemusterte · hellblaue Seide, zur Bluse einfarbige Seide in gleichemTon genommen. Der unbesetzte Rock tritt oben über das Leibchen, dessen anliegendes, vorn schließendes Futter im Rücken mit unten eingereihtem und nach oben glatt genommenem Stoff bekleidet ist. Die Vordertheile, bogig über einem nach links überhakenden, aus Säumchengruppen und Stickerei bestehenden weißen Latz ausgeschnitten, sind ebenfalls unten eingereiht und



oben glatt und je dreimal mit bogig gesetzter blauer Seidenpassementerie verziert. Gleichen Besatz zeigen die Keulenärmel, die unten in angeschnittene, ausgebogteManschetten ausgehen. Weißer Stehkragen mit umgelegten Ecken und entsprechender Schleife; dunkelblauer Seidengürtel mit Steinchenschnalle.

Die ziemlich kurz gehaltene Jacke, Figur 3, ist aus schwarzem Tuch hergestellt; den ausgebogten Schooß umrandet schwarzeSeidenschnur, die auch, oben in Schlingen ausgehend, die Brustabnäher verdeckt. Die Vordertheile, die oben etwas auseinandertreten, sind mit ausgebogten, mit weißem Tuch belegten Aufschlagklappen versehen, deren schwarze Schnurumrandung sich auch längs des vorderen Jackenrandes und des innen ebenfalls mit weißem Tuch belegten Sturmkragens hinzieht. Verschnürungen, über weiß bezogene, längliche Knöpfe greifend, vermitteln den Schluß der Jacke. Hut aus hellgrauem Filz, mit weißen Federn und weißen und schwarzen Sammetblumen garnirt.

Der sehr elegante Umhang, Figur 4, ist aus hellgrauem Tuch gefertigt und mit dunkelgrauen Tuchapplikationen, die theilweise mit Perlstickerei benäht sind, verziert. Den unteren ausgebogten Rand umgiebt ein Plissee aus hellgrauer Seidengaze, das sich auch vorn und oben als Futter des Sturmkragens fortsetzt. Es schließt mit einer Rüsche aus Seidengaze ab und ist unter ebensolcher Rüsche aufgesetzt. Hut aus hellgrauem Filz, mit weißen Federn und schwarzer, durch Steinchenschnalle gehaltener Sammetbandschleife garnirt.

Ewig jung.



Arzt: „Ich versichere Sie, dies Medicament kann selbst im Säuglingsalter unbedenklich genommen werden!“ — Alte Jungfer: „Dann will ich einmal den Versuch damit machen!“

Pech.



Taschendieb (nachdem er sich aus einem furchtbaren Gedränge herausgearbeitet): „Donnerwetter, jetzt dacht ich, einen besonderen Fang gemacht zu haben .... und hab' mir mein eigenes leeres Portemonnaie aus der Tasche gestohlen!“

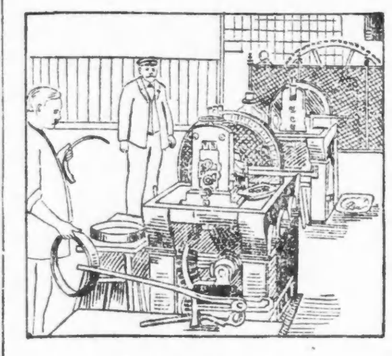
— **Kritik.** „Sie fragen mich auf mein Gewissen, was ich vom Schauspieler Brüllmann weiß! Nun — es gibt Nichts in der Welt, was er nicht virtuos wiedergäbe — außer Geld!“

— **Aus der Instruktionsstunde.** Unterofficier: „Mayer, was ist ein Terrain?“ — Mayer (schweigt). — Unterofficier: „Jetzt weiß das Kameel nicht 'mal, was ein Terrain ist und steht den ganzen Tag drin!“ — Mayer: „Ee Paar Stibbeln, Herr Unterofficier.“

— **O diese Dienstmädchen.** Hausfrau (zu dem sich meldenden Dienstmädchen): „Sie haben Ihren Platz also deshalb verlassen, weil Sie einen Skandal mit Ihrer Gnädigen hatten?“ — Dienstmädchen: „Keinen Skandal, Madame; nicht gerade, was man so einen Skandal nennt. Ich habe zu ihr nichts Anderes gesprochen, als was jede Dame zu einer anderen sagen darf.“

Die Münze in Berlin.

Das stille vornehme Haus, das in der Oberwasserstraße zu Berlin nahe dem Königlichen Schloß steht, deutet äußerlich beim ersten Blick wenig auf seine Bestimmung hin. Betrachten wir aber den rothen Monumentalbau näher, so sehen wir an der Front allerlei Basreliefs, durch die die Auffindung, die Verarbeitung und Anwendung der Schätze der Erde verherrlicht wird. Es muß also wohl mit dem florentinischen Palast, als der das Gebäude mehr und mehr in die Erscheinung tritt, eine eigene Bewandtniß haben. Ein gefälliger Passant verräth uns: „Das ist ja die Münze!“ — Also die Münze! In unsern Gedanken hören wir ein lieblich einschmeichelndes Lied, gesungen von demAlt thaufrischer 20 Markstücklein, dem angenehmen Tenor der Fünfmarkstücke und dem Brummbaß der Kupfermünzen.



Die Strecke.

Die Münze! Welche Hoffnungen, welche Entwürfe bewegen dies arme Menschenherz, das, ach, nur am Golde hängt! Treten wir in die königliche Münze des preußischen Staates, meine Herrschaften!

Der Eintritt ist, wie jedes Handbuch von Berlin besagt, gemeinhin verboten, aber wir parlamentiren ein Weilchen mit dem Pförtner des Hauses, der majestätisch in seiner Loge thront, und werden dann nach dem Bureau des Directors gewiesen. Auf der großen Freitreppe athmen wir erfrischt die kühle Luft der schönen Vorhalle ein. Es liegt etwas in ihr, das auf die Weihe dieses Hauses deutet, allein man riecht es nicht. Diese Geruchlosigkeit aber ist seit der klassischen Zeit der Cäsaren ein unveräußerliches Attribut des Goldes.

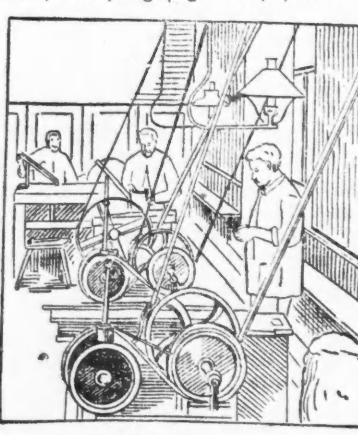
Durch das freundliche Entgegenkommen der Verwaltung erhalten wir die Erlaubniß, soweit der Dienst nicht



Die Beize.

gestört wird, einen Blick in den Betrieb der Münze werfen zu dürfen. Der Münzmeister überliefert uns den Händen eines seiner Werkmeister, eines im Dienst ergrauten tüchtigen Beamten. Wir kreuzen über einige Höfe, dann geht es über ein Wirrsal von Treppen und Thüren zunächst nach der Schmelze.

Hier hantiert im weiten Raum eine Anzahl herkulischer Gestalten, die für die nöthige Mischung der Bowle zu sorgen hat, wie es im Münzjargon heißt. Das gleißende Gold, das schimmernde Silber sowie die weniger vornehme Nickel- und Kupfergesellschaft, sie alle präsentiren sich in ihrer Münzgestalt nicht in ursprünglicher Reinheit, sondern mit einem gewissen gesetzmäßigen Procentsatz fremder Metalle, durch die ihre Festigkeit erhöht wird.



Die Rändelanstalt.

Just kommen wir zurecht zu einer Kupferschmelze. In den feurigen Ofen werden 380 Pfund Kupfer, 16 Pfund Zinn und 3 6-10 Pfund Zink geschoben — in diesem Verhältniß wird die Kupfermischung hergestellt. Der richtige Mischungsproceß ist von höchster Wichtigkeit für die Herstellung der Münzen; er ist das Fundament des gesammten weitschichtigen Betriebes. Daher ist er auch der schärfsten Controlle unterworfen, die von den erfahrensten Beamten der Münze ausgeübt wird.

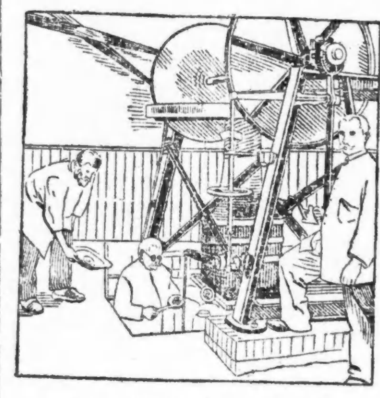
Es ist glühend heiß in der Schmelze geworden, und mit Dank folgen wir der Einladung unseres Führers, weiterzuwandern. Der Arbeitsraum der „Strecke“ nimmt uns auf, wo das aus der Schmelze kommende Metall seiner nächsten Bearbeitung entgegensieht. Es wird dort durch Walzen gestreckt, verlängert und zur Aufnahme der Prägung vorbereitet.

Durch einige sinnreiche Stanzmaschinen werden in der Minute 150 Platten in der Größe eines Einmarkstücks herausgehoben, die nun als fertige, runde, noch nutzlose Häufchen gewissermaßen im Urzustand in Mulden gesammelt und nach der nächsten Station, der „Beize“, hinübertransportirt werden.

Dort kommen die Münzplatten in die große, feurige Wäsche. Sie werden durch Glühen weich und geschmeidig gemacht und wandern alsbald auf zwei bis drei Minuten in ein Beizfaß, wo ihnen mit verdünnter Schwefelsäure gründlich zugesetzt wird. Wenn sie dort herausschlüpfen, schämen sie sich, als königlich preußische Münzavantageure auf die Welt gekommen zu sein. Oxyd und allerlei sonstiger Schmutz schaut ihnen aus den Augen — kurz, sie befinden sich in einem wenig imponirenden Zustand. Der barmherzige Münzmeister läßt sie flugs in ein Scheuerfäßchen tauchen und mit Weinstein eine halbe Stunde lang gründlich abreiben. Wenn sie diesem Bad entsteigen, werden sie Mann für Mann mit wollenen Tüchern gut abgetrocknet. Jetzt sind sie reinlich, zweifelsohne und auf ihren kommenden Beruf in der Gesellschaft wohl vorbereitet.

Das nächste Rendezvous ist in der Rändelanstalt. Die Platten werden sorglich gewogen, durch Abschaben von etwaigem Uebergewicht befreit und wiederum eingeschmolzen, insofern sie das Normalgewicht nicht erreichen. Dieser Proceß der Gewichtsfeststellung, der durch eine Reihe automatischer Wagen ausgeführt wird, schließt jeden Irrthum so gut wie aus.

Das Rändeln der Münzen, das in diesem Saal vorgenommen wird, bildet den Vorläufer der Prägung. Durch die Rändelmaschinen werden die Münzen mit Randschrift versehen; führen sie eine solche nicht, so erhalten sie den gepreßten Rand. Mit welcher Behendigkeit die Maschinen arbeiten, geht aus dem Umstand hervor, daß bis 800

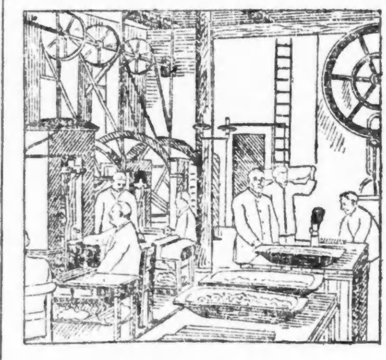


Die Graviranstalt.

Stück in der Minute ihren Weg durch das complicirte Maschinengetriebe machen.

In der Graviranstalt werden die Stempel für die Prägung hergestellt. Bei dieser mühevollen und langwierigen Herstellung der Prägestöcke, die vollständig fabrikationsmäßig betrieben wird, finden nur ganz erprobte Fachleute Verwendung. Da jährlich mehrere tausend Stempel von äußerster Haltbarkeit gebraucht werden, so erfolgt die jedesmalige Vervielfältigung des Originals auf mechanischem Wege. Der Vorgang ist ebenso interessant wie für den Laien schwer zu verfolgen.

Das höchste Interesse concentrirt sich auf die Präge, in der das hinlänglich vorbereitete Metall seine eigentliche abschließende Bestimmung erhält. Die Prägemaschinen der Münze Wunderwerke der Mechanik, liefern je nach



Die Präge.

ihrer Größe 250 bis 80 Stück in der Stunde. Der Anblick der funkelnagelneuen Stücke, die aus den Maschinenkanälen rieseln, ist glänzend und herzerfrischend.

Auf die Beamten der Münze macht freilich all dieser gleißende Mammon wenig Eindruck. Es ist ihnen Material, weiter nichts als todtes Material, das sie in Verwahrung haben, um über die Verwendung Rechenschaft zu geben.

Welchen Umfang das Münzgeschäft in Berlin hat, geht aus folgenden Ziffern hervor: es kommen im laufenden Etatsjahr zur Ausmünzung in Doppelkronen 60, in Kronen 9, zusammen 69 Millionen Mark. Von Silbermünzen werden Fünf-, Zwei- und Einmarkstücke im Werthe von 5,400,000 Mark geprägt. Nickelmünzen (Zehn- und Fünfpfennigstücke) sollen im Betrage von 858,000 Mark, Einpfennigstücke in Höhe von 167,000 Mark aus der Preußischen Münze hervorgehen. Im Ganzen entspricht der Werth der zur Ausprägung kommenden Münzen dem Betrage von 75,425,000 Mark.

Wenn das Metall die Präge verläßt und untadelhaft befunden ist, wird es in der Verpackungskammer in Säcke und Fässer gethan, um nach den verschiedenen Stellen im Reiche je nach Ordre der Reichsbank versandt zu werden. Das Gold trägt hierbei ein hölzernes Reifenkleid; eine Mandel Fäßchen stellt gewöhnlich eine Million Reichsmark dar. Geräuschlos und schnell vollzieht sich bei aller Accuratesse das Verpackungsgeschäft; mit derselben Behendigkeit rollen die Goldfäßchen zum Thor der Münze hinaus, zur Eisenbahn.

Die Münze hat aber auch eine getreue Kundschaft in der Fremde. Civilisirte und uncivilisirte Staaten lassen ihre Werthsachen in Berlin prägen. Auch private Kreise nehmen die Münze zur Ausprägung von Medaillen vielfach in Anspruch, denn das Atelier der Münze für Modelle und Medaillenkunst steht bei allen Fachleuten in hohem Ansehen.

Die Medaillen, die in der Regel einen größeren Umfang und ein stärkeres Relief als die Goldmünzen haben, erfordern zum Prägen eine sehr bedeutende Kraft und eine größere Anzahl Stöße (bis zwanzig), die mit Ausglühen und Beizen der Platten und gewöhnlich mit einem starken Spindelreck ausgeübt werden.

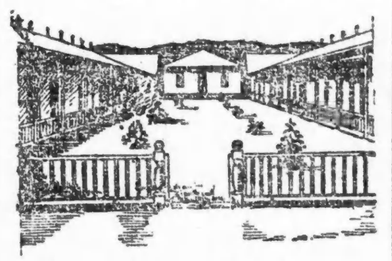
Sonderbare Heilige.

In unserem gesegneten Lande kann ein Jeder nach seiner eigenen Façon selig werden und deshalb schießt das Sectenwesen nirgendwo so üppig in's Kraut wie hier. Von Religion, im edlen Sinne des Wortes, kann freilich bei einer großen Anzahl Secten kaum die Rede sein, da ihre Gründer nicht selten an Größenwahn leidende Narren sind, die den ihrem krankhaften Gehirn entsprungenen Blödsinn leichtgläubigen Schwachköpfen als „höhere Eingebungen“ aufzuschwatzen verstehen. Zu den Religionsgemeinschaften von diesem Schlage ist auch eine Secte zu zählen, die unweit von Las Cruces, New Mexico, eine Colonie gegründet



Dr. Newbrough.

hat. Der „Prophet“ dieser sonderbaren Heiligen ist der New Yorker Zahnarzt Dr. Newbrough und ihre Doctrinen sind in einem „Oahspe“ benannten Buche niedergelegt. Schon der Name desselben läßt auf den Inhalt schließen, denn derselbe ist weder einer todten noch einer lebenden Sprache entnommen, sondern im Hirne des Propheten entstanden und soll soviel wie „Erde, Luft und Himmel“ bedeuten. Der Prophet hat das Buch mit einer Schreibmaschine geschrieben, wobei, seiner Behauptung zufolge, eine übernatürliche Macht seine Finger führte. Newbrough's Anhänger nennen sich „Kosmons“, was „Nichtbesitzer“ in der



Vorhof des „Shalam.“

Sprache ihrer „heiligen“ Schrift heißt. Der Inhalt derselben ist ein Durcheinander von tönenden, aber leeren Phrasen und communistischen Gemeinplätzen. „Die Kinder sind Euere Engel, die Euch der Schöpfer gegeben hat und Ihr seid deren Götter“, heißt es in dem Buche und die Kinder werden gelehrt, „sich vor den Geistern der Todten, welche das „Große All-Wesen“ anerkennen, zu hüten.“ Der communistische Theil dieser sonderbaren Lehre hat in der Gründung der Colonie bei Las Cruces einen praktischen Ausdruck gefunden. Dieselbe heißt Shalam, was „das Land der Kinder“ bedeuten soll. Unter den Gebäuden der Colonie ist das größte und merkwürdigste das „Fraternum“, welches mit grotesken Bildern von der Hand des Propheten Newbrough bedeckt ist; ferner gibt es da einen Tempel, ein Kindergebäude und Adobehäuser (Levitica genannt) für die Erwachsenen.

Wörtlich befolgt.

Hausfrau (erklärend): „Cenzi, wenn Sie den Fisch geschuppt haben, legen Sie ihn, den Schwanz im Maul, in's kochende Wasser.“



.... Wie die Cenzi den Befehl ausgeführt hat.

— **Der Hustenreiz.** Häßliches Fräulein: „Hab' ich aber heute einen heftigen Hustenreiz!“ — Herr (leise zu einem anderen): „Das scheint aber auch der einzige Reiz zu sein, den sie hat.“

— **Gut erklärt.** — Michel: „Voda, wos is denn dös, a lebendes Bild?“ — Vater: „Dummer Bua, hast net neulich g'seh'n, wie der Herr Maler d' lebende Küah und Ochse gemolt hot?“ — Michel: „Freilich han i's g'seh'n.“ — Vater: „Na sixt, dös war a lebendes Bild!“

— **Versorgt und aufgehoben.** „Hannah, ich hoffe, Sie haben in meiner Abwesenheit die Thiere alle hübsch versorgt?“ — „Gewiß, Madame; nur einmal hatte ich es versehen, die Katze zu füttern.“ — „Hoffentlich hat sie nicht zu lange Hunger leiden müssen?“ — „O nein, Madame; sie fraß gleich den Kanarienvogel und den kleinen Papagei auf!“

Leo's XIII. Villeggiatur.

In den ausgedehnten und schön gelegenen Gärten des vatikanischen Palastes pflegt der Papst Leo XIII. bei gutem Wetter regelmäßig einige Tagesstunden der körperlichen Erholung und Unterhaltung zu widmen und in der heißen Jahreszeit zuweilen eine förmliche Villeggiatur zu genießen. Seinen Vorgängern standen behufs des Sommeraufenthaltes der im 16. Jahrhundert auf der luftigen Höhe des Quirinals erbaute Palast, das jetzige königliche Schloß, und das schloßartige Landhaus auf dem Kraterrande des herrlichen Albanersees zur Verfügung. Seit der Papst den Vatikan nicht mehr verläßt, mußte dort das Mittel gefunden werden, ihm die Eingeschlossenheit und die drückende Sommerhitze erträglicher zu machen, und es ist Leo XIII. gelungen, sich in dem baumreichen Garten auf dem Rücken des Mons Vaticanus, den die altersgraue, mächtige Stadtmauer einschließt und die nahe Peterskuppel überragt, einen beneidenswerthen Erholungsort und angenehmen Sommeraufenthalt zu schaffen.

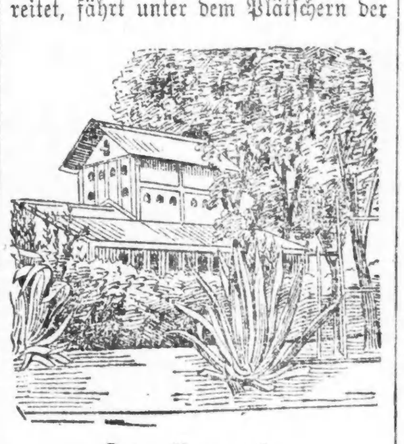


Das Kaffeehaus.

Es ist begreiflich, daß der Papst dort so wenig wie möglich gestört sein will, und daß es nicht leicht ist, in diesem Buen-Retiro zu ihm zu gelangen. Ueberhaupt sind die vatikanischen Gärten nur auf besondere Empfehlung zugänglich, und noch schwieriger ist es, die Erlaubniß zur Herstellung von Zeichnungen oder Photographien zu erhalten.

Die nur wenige hundert Meter entfernte Riesenkuppel des Petersdomes, die als grandiosestes Denkmal des Genies Michelangelo's sich in die Lüfte schwingt, erscheint von dem Fahrweg, auf dem die päpstliche Carosse langsam dahinzurollen pflegt, kaum noch als Kirche, sondern als isolirtes Bauwerk, da die Gärten beträchtlich höher liegen als der das alte Circusthal einnehmende Petersplatz, weshalb dieser sammt den Colonnaden und der Kirche verschwindet.

Bei dem Thurme Leo's IV. befindet sich die vom jetzigen Papst selber angelegte Rebenpflanzung, der er große Liebe und persönliche Sorge widmet, so daß man ihn dort zuweilen mit dem Winzermesser hantiren und den Gärtnern Anweisungen geben sieht. Sein Hauptvergnügen ist die Weinlese, wenn das Jahr gut gewesen und die Ernte reichlich ist. An einem stillen, sonnigen Septembertage wird dann der Garten vollständig abgesperrt, und der glänzend-schwarze, mit weißem Sammet ausgeschlagene, von zwei behäbigen Rappen gezogene päpstliche Wagen, neben dem ein Officier der Nobelgarde reitet, fährt unter dem Plätschern der

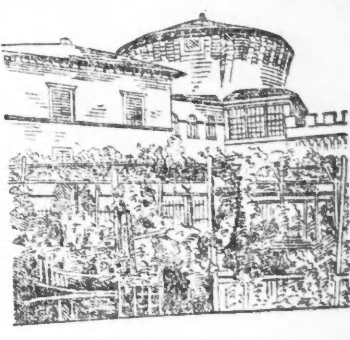


Der Roccolo.

Springbrunnen und dem leisen Rauschen der fallenden Blätter nach der Höhe des Leothurms hinauf, wo die Winzer ihre Thätigkeit schon begonnen haben. Mit lebhafter Bewegung steigt Leo, nachdem der diensthabende Kämmerer den Schlag geöffnet und das dreistufige Trittbrett heruntergeklappt hat, aus dem Wagen. Er läßt die faltige weiße Soutane fallen, hebt den rothen Mantel etwas in die Höhe, drückt das weiße Käppchen fester an, setzt den breitkrämpigen rothen Hut mit der goldenen Quastenschnur auf, den ihm der mit ihm ausgestiegene Geheimkämmerer überreicht, und nimmt endlich den Stock mit goldenem Knopf entgegen, den ihm der Kämmerer mit einer Kniebeugung darbietet. Dann durchschreitet er, mit dem Caplan, dem Geheimkämmerer und dem Commandanten sich über die Ernte unterhaltend, die Rebengänge, läßt sich hier und da das Messer reichen, um eine schöne Traube zu schneiden, und kostet einige Beeren. Er ist sehr stolz auf die treffliche Qualität und den immer steigenden Ertrag. Schon vor zehn Jahren kamen von hier tausend Flaschen in den päpstlichen Keller. Seitdem sollen es jedes Jahr tausend mehr geworden sein. Stärkungsbedürftigen Cardinälen und anderen Geistlichen pflegt Leo davon zu schenken. Doch ist er sparsam, so daß seine Erben vermuthlich noch einen ansehnlichen Vorrath vorfinden werden.

In diesem Theil der vatikanischen Gärten hat Papst Leo XIII. sich eine Villa für den Sommeraufenthalt und einige andere Baulichkeiten errichten lassen. Zu ihnen gehört das „Kaffeehaus“, in dem er nach dem Spaziergang auszuruhen und eine Zeit lang zu plaudern liebt. Den ältesten und ehrwürdigsten Theil der aus den verschiedensten Jahrhunderten stammenden Gebäude des Vatikans hat man in dem Rundthurm Leo's IV., dem „Torrione“, vor sich, der als wuchtiger Zeuge des früheren Mittelalters in die moderne Zeit hereinragt und weithin die Gegend beherrscht. Papst Leo IV. hatte ihn zum Schutze des päpstlichen Stadttheils erbaut, den er zuerst mit einer Ringmauer umzog, nachdem er im Jahre 849 die plündernd bis Rom ziehenden und die Apostelkirchen beraubenden Sarazenen bei Ostia geschlagen hatte. Hundertjährige Eichen umgeben ihn. Die 10 Fuß dicken Mauern umschließen eine Anzahl Räume, in die auch die römische Sommergluth nicht einzudringen vermag. In dem großen Rundgemach des ersten Stockwerkes verbringt der greise Papst die heißesten Tagesstunden. Auf einer Erhöhung steht ein Schreibtisch, in der tiefen Mauernische unter dem Fenster ein altväterisches Empiresofa nebst einem bequemen Lehnstuhl. Das Erdgeschoß enthält einen Dienerraum, ein Gemach für die dienstthuenden Prälaten und einen kleinen, mit rother Seide ausgeschlagenen Salon, in dem bei dringenden Fällen eine Audienz ertheilt werden kann. Im Uebrigen ist dieses Asyl allen fremden Blicken streng verschlossen.

Gleichwie die Vorliebe für den Gartenbau, die Winzerei und die Baumzucht theilt Papst Leo XIII. mit den italienischen Geistlichen, die in ihrem Zeitvertreib beschränkt sind, die Lust am Vogelfang. Es fehlt deshalb im vatikanischen Garten ebenso wenig wie bei den geeignet gelegenen Landpfarreien der von Gesträuch umgebene „Roccolo“, der Platz mit der versteckten Vogelstellerhütte und den Schlagnetzen, die durch eine Schnur in Bewegung gesetzt werden. Für die armen Landpfarrer bilden die gefangenen Vögel,

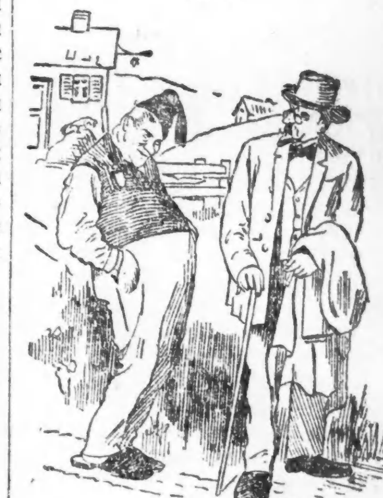


Das Casino.

gleichviel welcher Gattung, einen willkommenen Zuwachs zu den Küchenvorräthen; der Papst besichtigt und streichelt die Gefangenen, um ihnen dann die Freiheit wiederzugeben.

Hinter den Rebenpflanzungen liegt ein sehr eleganter Pavillon, in dem Leo ebenfalls gerne auszuruhen pflegt, wenn er seinen Spaziergang nach dem Weinberg gerichtet hat. Ein weiterer Sommerpalast im Kleinen ist das Casino; es ist an den Thurm Leo's IV. angebaut und steht mit diesem in Verbindung.

Auch eine Sehenswürdigkeit.



Fremder: „Wie können Sie Ihren Ort nur als Sommerfrische empfehlen! Man findet hier doch gar nichts — kein Bad, keine Umgebung, keine Sehenswürdigkeit!“

Wirth: „Erlauwen Se gidigst — der eenunfuffzigste Breedegrad soll Sie hier doch ganz dichte d'ran vorbeigeh'n!“

Aus Erfahrung.



„Das ist ja der Maler hoch zu Roß, wohin mag der wohl reiten?“ — „Das kann ich Ihnen ganz genau sagen, der reitet jetzt durch die Hauptstraße über den Neuen Markt in die Anlagen und von da in die Bahnhofstraße in den Stall des Pferdeverleihers Krippel!“ — „Wie so wissen Sie das so genau?“ — „Weil ich das Pferd auch schon geritten habe!“

— **Offengestanden.** Richter (zu einem Kurpfuscher): „Und wie viel Geld nahmen Sie für solch ein Sympathiemittel?“ — Angeklagter: „Das richtete sich ganz nach der Dummheit des Käufers.“

— **In Damengesellschaft.** Herr (erzählend): „Die geehrten Damen erinnern sich wohl noch an das Festspiel, welches die Aristokratie zu Gunsten der Stadt veranstaltete?“ — Chorus der Damen: „Natürlich, gewiß, ganz genau!“ — Herr: „Also das war eben gerade heute vor fünfundzwanzig Jahren — — —“ — Chorus der Damen: „Abscheulich, Frechheit! So eine Ungezogenheit!“

Der Einbrecher.

(Ein Nachtbild aus New York von R. Harding-Davis.)

Der junge van Bibber hatte „sie“ auf dem Ball nicht getroffen, und so folgte er Travers' Aufforderung, einem Ringkampfe drüben in Jersey City beizuwohnen, der zwischen „Dutchy Mack“ und einem in Sportskreisen als „der schwarze Diamant“ bekannten Neger ausgefochten werden sollte. Vorsichtig hüllten sie sich in ihre Pelze, um möglichst Frack und weiße Weste vor den Blicken der an solche Bekleidungsstücke nicht gewöhnten Zuschauer dieses Nachtsports zu verbergen; dann nahmen sie sich einen gehörigen Vorrath von Zigarren mit; denn sie ahnten wohl, daß der Tabaksqualm, in den sie gerathen würden, ihren an eine feinere Athmosphäre gewohnten Geruchsnerven nicht sonderlich zusagen würde; sicherheitshalber befestigten sie auch noch ihre Uhren an der doppelten Sicherheits-Schlüsselkette.

Alph Alpin, der Besitzer des Lokals glänzte förmlich vor Stolz, zwei so vornehm aussehende Herren in seinen Räumen begrüßen zu dürfen. Er bestand in ostentativer Weise darauf, daß sie neben ihm auf dem Podium Platz nähmen. Die Thatsache verbreitete sich schnell, daß die beiden feinen Herren in einer Kutsche angekommen wären. Diese Neuigkeit, wie auch ihre tadellosen Lackstiefeln, machten sie bald zum Gegenstand allgemeinen und lebhaften Interesses, wozu freilich besonders das geradezu unglaubliche Gerücht beitrug, sie hätten verschiedene „blaue Lappen“ auf den „Schwarzen Diamanten“ gegen dessen gefürchteten Gegner „Dutchy Mack“ gesetzt.

Dies allein genügte, ihnen einen gewissen Respekt zu verschaffen. Das ihm angebotene Ehrenamt eines Unparteiischen lehnte van Bibber wohlweislich ab, um statt seiner Andy Spielmann vorzuschlagen, den Liebling der applaudirenden Menge und bekannten Berichterstatter der „Sportswelt“, dessen brillantenbesetzte Uhr ihn ja auch zum würdigen Vertreter einer so hervorragenden Rolle prädestinirte.

Es war 2 Uhr durch, als „Dutchy Macks“ Freunde die betrübende Thatsache zugeben mußten, einen ganzen Abend und — ein gutes Stück Geld verloren zu haben. Die Uhr schlug 3, als van Bibber und Travers sich der Stadt wieder näherten. Sie hatten außer dem waghalsigen und vielgeschmähten Unparteiischen noch einen anderen Reporter mit in den Wagen genommen, und da van Bibber bärenmäßig hungrig war und der Versuch, in so vorgerückter Stunde noch im Klub etwas zu essen bekommen, wohl vergeblich gewesen wäre, folgten sie der Einladung eines Reporters zur „Nachteule“, wo sie bald über ein nach Fett und Zwiebeln riechendes Rumpsteak herfielen.

Gus. MacGowans Nachtspelunke war ein schmieriges, verräuchertes Lokal, aber es war doch wenigstens behaglich warm drinnen, ungefähr eine Temperatur wie im Maschinenraum eines Mississippi-Dampfers, und das Rumpsteak war wirklich gut durchgebraten und zerfloß wie Butter auf der Zunge. Jetzt war's zu spät geworden, um noch zu Bette zu gehen, und so blieben sie, die Knie bequem gegen die Tischkante gestemmt, auf weit hintenüber gekippten Stühlen sitzen. Van Bibber und Travers hatten ihre Pelze abgeworfen, und ihre blendend weiße Wäsche strahlte in phantastischen Wechsellichtern die räucherische Dämmerung der Oellampe und die rothe Gluth des offenen Herdfeuers wieder. Sie unterhielten sich über das Leben, wie es Reporter führen; die jungen Lebemänner stellten thörichte Fragen, die die beiden Herren der Presse mit gewinnender Liebenswürdigkeit beantworteten, ohne sie merken zu lassen, wie thöricht solche Fragen waren.

„Wissen Sie, Sie erleben doch sicher alle möglichen Abenteuer?“ warf van Bibber sondirend ein. „Na“, erwiderte der Reporter, „eigentliche Abenteuer sind's gerade nicht. Ich habe niemals was erlebt, was ich mir nicht erklären könnte, oder das nicht mit einer ganz alltäglichen Ursache, wie Armuth, Verbrechen oder Trunksucht in direktem Zusammenhang gestanden hätte. Manchmal denkt man, na, da bist Du mal auf was ganz Romantisches gestoßen, aber, bei Lichte besehen, ist's gewöhnlich wie das liebe Brot. Sie meinen vielleicht, daß Unsereinem im Weltgetriebe dieser Riesenstadt mal irgend etwas, was er sich durchaus nicht erklären kann, begegnen müßte, etwas ganz Geheimnißvolles, Ungewöhnliches, Sensationelles, wie etwa der famose Selbstmord-Klub; aber mir ist das nie passirt. Dickens erzählte einmal einem Freunde, die merkwürdigste Begebenheit, die er jemals auf seinen weiten Irrfahrten durch London erlebt habe, sei ein zerlumpter Kerl gewesen, der, dicht an die Wand gedrückt, unter dem Fenster eines vornehmen Hauses kauerte, wo gerade ein Ball gegeben wurde. Plötzlich habe sich das Fenster über ihm geöffnet, eine schöne, elegante Frau habe sich herausgelehnt und habe ihre Blumen in die ausgestreckte Hand des Manes gleiten lassen, der, die duftenden Rosen rasch unter seinem Rock bergend, mit kurzem Gruß eilig davongelaufen sei. Sehen Sie, meine Herren, das nenne ich interessant; aber, wie gesagt, ich habe so was nie erlebt. Und trotzdem habe ich zu allen Stunden der Nacht jeden Winkel dieser Stadt durchstreift, und an Phantasie fehlt es mir gerade auch nicht. Wenn man Balzac, De Musset und Stevenson liest, möchte man glauben, daß sie alle Abenteur erlebt hätten, aber in Wirklichkeit kommt das nicht vor. Alles ist so gewöhnlich, so trivial und endet ja doch meistens ‚auf der Polizeiwache‘ oder ‚im Schauhause‘.“

Mac Gowan, der hinter seinem Schanktische sanft eingeschlummert war, erwachte plötzlich und rieb sich an seinen Hemdsärmeln die verschlafenen Augen. Ein Frauenzimmer hatte an die Seitenthür geklopft und um einen Schnaps gebettelt. Der Junge am Herde jagte sie fort. Man konnte hören, wie sich am Hause weitertastete, fluchend und schimpfend, bis sie am Ausgang der Gasse verschwunden war. Jetzt traten drei Kerle und ein Droschkenkutscher in's Lokal und luden natürlich die Herren am Tische ein, ein Glas Bier mitzutrinken. Als die Letzteren diese Ehre ausschlugen, wurden die Rowdies unverschämt, worauf der aufmerksame Wirth die Störenfriede prompt und energisch an die Luft beförderte, um dann wieder, hinter seine Flaschenpyramiden zurückgewankt, in behaglichem Dusel weiter zu schnarchen.

„Sehen Sie“, sagte der Reporter, „so geht's immer. Das Nachtleben in einer großen Stadt ist weder pittoresk, noch theatralisch. Es ist einfach ruppig, oft brutal. Wenn es auch gewisser Aufregungen nicht entbehrt, notabene bis man sich daran gewöhnt hat, so ist doch schließlich Alles über einen Leisten geschlagen; es ist ja wohl mitunter dramatisch, aber die Pointe ist immer die gleiche, die Motive und Charaktere sind immer die bekannten.

Bald darauf verkündete ihnen das Vorbeirollen der schwerbeladenen Milch- und Marktwagen den Anbruch des nahen Morgens, und als sie die Thüre öffneten, blies ein frischer Wind durch das durchqualmte Lokal und mahnte sie, sich dichter in ihre Pelze zu hüllen. Travers und einer der Reporter machten sich auf den Weg nach einem türkischen Bade, während der Andere eine Nachtdroschke herbeiwinkte, um nach der Redaktion zu fahren. Es war beinahe tageshell und eisigkalt.

Van Bibber beschloß, ein Stück zu Fuß zu gehen. Er hatte das seltsam-übernächtige Gefühl, als habe er einen Tag verloren. Ihm war, als hätte der Ball, den er am Anfang des vorhergehenden Abend besucht, vor langer Zeit stattgefunden, und als ob der Ringkampf in Jersey City weit zurück in der Vergangenheit läge. Er ging durch die kalte Dämmerung die endlosen Straßenreihen entlang. Die schweren, düsteren Häusermassen, deren öde Stille nur vom hallenden Echo seiner einsamen Schritte unterbrochen ward, machten den unheimlichsten Eindruck einer Todtenstadt. Selbst die sonst so gewöhnliche Erscheinung des in einer Nische kauernden, in seine Kapuze gehüllten Polizisten fehlte in diesem Straßenbild.

Er kam an ein großes Haus an der Ecke der 3. Avenue. Die Front des Hauses lag an der Avenue, und eine Steinmauer verband es mit einem Pferdestall, der an einer Seitenstraße lag. In dieser Mauer befand sich eine Thür, und als van Bibber auf seinem einsamen Gang in die Seitenstraße einbog, wurde die Thür behutsam geöffnet, ein Mann streckte seinen Kopf einen Augenblick vorsichtig heraus, zog ihn jedoch blitzschnell zurück, und schlug die Thür zu. Van Bibber blieb stehen, betrachtete die Thür, dann das Haus und warf einen Blick durch die öde Straße. Das Haus war dichtverschlossen, als ob es einen Todten beherberge, und die Straße war noch immer leer. Van Bibber konnte sich nicht vorstellen, daß in seiner Erscheinung etwas läge, was einen ehrlichen Menschen erschrecken könne, und so folgerte er, daß das Gesicht, das er soeben gesehen hatte, einem Unehrlichen angehören müsse. Es ging ihn ja weiter nichts an, sagte er sich; aber er war neugierig geworden, und er brannte vor Verlangen, seinem neuen Freunde von der Presse zu beweisen, daß es doch noch Abenteuer zu erleben gäbe. Er näherte sich leise der Thür, sprang an ihr herauf, erfaßte die Mauerkante, trat mit dem einen Fuß auf die Klinke, stützte sich mit dem andern auf den Thürklopfer und blickte vorsichtig an der anderen Seite hinunter. Er hatte dies Manöver so behende ausgeführt, daß nur das leise Knarren der Klinke unter seinem Fuße hörbar geworden war. Der Mann innen, im Glauben, man versuche von außen die Thür zu öffnen, stemmte sich mit dem ganzen Gewicht seines Körpers dagegen. Van Bibber konnte von seinem Beobachtungsposten direkt auf des Mannes Gestalt hinabblicken. Kaum zwei Fuß unter sich sah er den Kerl stehen, der einen Revolver in der Hand hielt, während zwei gefüllte Säcke neben ihm auf der Erde lagen.

Van Bibber bedurfte keines weiteren Kommentars, um sich zu sagen, daß der Mann unten in das große Haus eingebrochen war und sicherlich mit seiner Beute sich aus dem Staube gemacht hätte, wenn er nicht gerade in dem Augenblick herbeigekommen wäre. Sein erster Gedanke war, daß er doch kein Polizist sei, und daß ein Kampf mit einem Einbrecher doch nicht gerade zu seinen Lebensgewohnheiten gehöre. Dann aber dachte er bei sich, daß wenn ihm auch an dem rechtmäßigen Besitzer der unten liegenden Gegenstände nichts Besonderes gelegen sei, dieser als anständiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft mehr Anspruch auf sein Interesse machen dürfte, als der Mann mit dem Revolver. Die Thatsache, daß er wohl oder übel da oben auf der Mauer thronte, und daß der Einbrecher ihn im nächsten Moment herunterschießen konnte, wurde ausschlaggebend für seine nächsten Schritte. Vorsichtig und geräuschlos balanzirte er über die Mauer, um sich dann direkt auf des Mannes Kopf und Schulter fallen zu lassen und diesen mit sich zu Boden zu reißen. Im selben Moment entlud sich der Revolver, aber ehe der Einbrecher sich bewußt wurde, wie und woher sein Angreifer gekommen war, stand van Bibber schon über ihm, setzte seinen Absatz auf des Mannes linke Hand und schnellte die Pistole mit einem kurzen Fußtritt aus dessen Rechten. Mit einem raschen Satz sprang er hin, hob ihn auf und sagte: „So, noch eine Bewegung und ich schieße Sie nieder!“

Unwillkürlich wollte er hinzufügen: „Und wahrscheinlich würde ich daneben schießen“ — aber er unterdrückte den lächerlichen Einfall, der weniger dem Ernst der Situation, als seinem Sinn für Humor entsprochen haben würde.

Zu seinem größten Erstaunen machte der Verbrecher nicht den geringsten Versuch, sich zu erheben, sondern blieb ruhig mit über dem Knie verschränkten Händen sitzen und antwortete: „Schießen Sie los. Es wäre mir gerade recht.“ Dabei biß er seine Zähne aufeinander, und seine Züge wiesen einen Grad von verbitterter Hoffnungslosigkeit auf, wie van Bibber sie nie für möglich gehalten hätte. „Na, nur zu“, wiederholte der Kerl herausfordernd, „warum schießen Sie nicht, ich halte still“. Die Situation wurde im höchsten Grade ungemüthlich. Van Bibber fühlte, wie seine Hand sich lockerte, und er verspürte ine kaum zu unterdrückende Regung, die Waffe niederzulegen und sich die Geschichte des Verbrechers erzählen zu lassen. „Na“, sagte van Bibber, „Muth haben Sie gerade nicht, und für einen Gauner kommen Sie mir recht erbärmlich vor“. „Wozu auch“, entgegnete der Mann trotzig. „Dorthin gehe ich nicht zurück. Lebendig kriegt mich Keiner mehr dorthin. Ich hab' g'rad lange genug in dem verdammten Loch gesessen. Wenn ich noch mal dahin muß, so hol' mich der Deibel, mache ich einen Wärter kalt, und wenn ich dafür baumeln soll.“ „Wohin denn zurück“, fragte van Bibber, nicht unfreundlich und voll Interesse, „in's Gefängniß?“ — „Jawohl, in's Gefängniß“, schrie der Mann heiser, „oder in's Grab, wenn Sie's genau wissen wollen. Hier, sehen Sie her, mein Gesicht, meine Haare, sagen die Ihnen nicht, wo ich gewesen bin? Keine Kraft, kein Saft im ganzen Körper. Haben Sie bloß keine Angst, ich thue Ihnen nichts. Ich bin ja ein Gerippe, schwach wie ein Kind. Ich könnte keine Katze umbringen. Jetzt wollen Sie mich dorthin zurückschicken, für den Rest meines Lebens. Diesmal gibt's 20 Jahre. Nochmal 20 Jahre in dem öden, finsteren Loch! — Und ich hab' mich doch in all der Zeit so brav gehalten und so schwer gearbeitet.“ Van Bibber ließ die Pistole von einer Hand in die andere gleiten und maß sein Gegenüber mit zweifelhaften Blicken. „Wann wurden Sie entlassen?“ fragte er ihn, indem er sich auf die Küchentreppe setzte. „Ich kam gestern raus“, sagte der Mann. Van Biber hob die Pistole ein wenig und sagte: „Viel Zeit haben Sie gerade nicht verloren“. — „Nein“, erwiderte der Andere dumpf, „das stimmt; ich kannte dies Haus und brauchte Geld, um nach dem Westen zu fahren, zu meiner Familie. Die menschliche Gesellschaft sagt, ich soll warten, bis ich mir's verdient habe, ich hab' aber keine Zeit zu warten. Seit sieben Jahren habe ich weder Weib noch Kind gesehen. Sieben Jahre, junger Mann! Bedenken Sie, sieben Jahre! Wissen Sie wohl, was das heißt? Sieben Jahre, ohne Weib und Kind zu sehen, und die sind ehrliche Leute. Als ich eingesteckt wurde, ging meine Frau nach dem Westen, nahm einen anderen Namen an, und mein Mädel hat nie erfahren, wo ich steckte. Sie glaubt, ich sei auf See. Später sollte ich wieder zu ihnen kommen, so war's geplant. Freilich jetzt wollte ich ja zu ihnen gehen. Ich glaubte, ich könnte hier genug einsacken, um meine Reise zu bezahlen. Und nun“ — er bedeckte sein Gesicht mit den Händen — „jetzt soll ich dorthin wieder zurück! Ich hatte mir so fest vorgenommen, ein ehrlicher Mensch zu werden, wenn ich erst nach dem Westen gekommen wäre. Bei Gott, ich wollt's. Jetzt aber ist mir Alles egal, es liegt mir auch nichts daran, ob Sie mir glauben oder nicht“, fügte er trotzig hinzu.

„Ich habe ja noch gar nicht gesagt, ob ich Ihnen glaube oder nicht“, antwortete van Bibber mit ernster Theilnahme. Für einen Augenblick betrachtete er sich den Mann, der seinen Blick finster und mißtrauisch erwiderte, ohne eine Spur von Hoffnung in seinen Zügen, noch die leiseste Bitte um Gnade. War's der Ausdruck dieses Gesichtes, oder war's der Gedanke an die Frau und das Kind, das van Bibber bewegte, — was auch seine Motive waren, er handelte rasch. „Ich glaube immerhin“, sagte er wie im Selbstgespräch, „ich sollte sie laufen lassen“. — „Ich gehe nicht lebendig dorthin zurück“, versetzte der Einbrecher ruhig und bestimmt. „Ja, das ist schlimm“, meite van Bibber, „ich kann ja freilich nicht wissen, ob Sie lügen, und was Ihren Vorsatz betrifft, daß Sie ein ehrlicher Mann werden wollen, so bezweifle ich das, und zwar sehr stark. Trotzdem will ich Ihnen die Reise bezahlen bis zu Ihrer Frau. Ich bringe Sie selbst an den Zug. An der nächsten Station können Sie dann freilich wieder aussteigen und morgen Nacht bei mir einbrechen, wenn Sie Lust haben. Werfen Sie diese Säcke da in die Küchenthür, daß die Dienerschaft sie findet, ehe der Milchmann kommt. Und dann vor mir her, vorwärts, marsch! Die Hände in die Taschen und keinen Fluchtversuch gemacht, Sie wissen, ich habe Ihren Revolver.“

Der Mann setzte die Säcke in die Küche hinein, und mit einem mißtrauischem Blick auf seinen Wächter ging er auf die Straße und marschirte, wie ihm geheißen, in der Richtung nach dem Central-Bahnhof. Van Bibber blieb ihm dicht auf den Fersen und überlegte hin und her, was er wohl mit ihm anfangen solle. Er konnte an keinem Polizisten vorübergehen, ohne ein unbehagliches Schuldbewußtsein zu verspüren, aber der Gedanke an „das Weib und Kind da draußen, die ehrliche Leute sein sollten“, beruhigte etwas sein Gewissen. „Wohin“, fragte van Bibber, als sie am Billetschalter standen. „Helena, Montana“, erwiderte der Zuchthäusler, erleichtert aufathmend. Van Bibber löste das Billet und händigte es dem Einbrecher ein. „Sie wissen natürlich, daß Sie dieses Billet irgendwo drunten in der Stadt für die Hälfte des Preises versilbern können.“ — „Jawohl, das weiß ich“, sagte der Mann.

Bis zum Abgang des Zuges war noch eine halbe Stunde, und van Bibber nahm seinen Schützling nach dem Wartesaal, wo er ihm eine Mahlzeit kommen ließ. Gierig verschlang der Mann die Speisen, noch immer scheue Blicke um sich werfend. Darauf gab ihm van Bibber noch ein paar Dollar Reisegeld, sagte ihm, er möge sein Versprechen halten, und reichte ihm die Hand. Der „schwere Junge“ nickte ihm freudig zu, und als der Zug aus der Halle fuhr, riß er ehrerbietig seinen Hut vom Kopfe.

Van Bibber ging zur Stadt zurück, im frühen Gewühl der Ladenmädchen und jungen Clerks auf dem Wege zur Arbeit, und immer und immer fragte er sich, ob er auch das Richtige gethan habe. Zu Hause angekommen, nahm er ein Bad, zog sich um und ging zu Delmonico frühstücken. Während der Kellner den Tisch deckte, durchflog er die Spalten des Morgenblattes. Gleichgiltig durchlas er die gewohnten Notizen „Aus der Gesellschaft“ über den Ball des vorhergehenden Abends und bemerkte seinen Namen unter den „Anwesenden“; mit größerem Interesse las er den Bericht über den Kampf zwischen „Dutchy Mack“ und „dem schwarzen Diamanten“, dann verfolgte er mit gesteigerter Aufmerksamkeit die Nachricht, daß Abe Hubbard, alias Jimmy, der Ehrenmann“, ein berüchtigter Sträfling, aus dem Zuchthaus in Jersey City ausgebrochen und „daß seine Spuren bis New York verfolgt seien“. Es folgte eine genaue Beschreibung des Mannes und van Bibber athmete schwer bei dieser Lektüre. „Die Geheimpolizei“, hieß es in jenem Zeitungsbericht, „hat eine Spur von seinem Verbleib“. Ist er noch in der Stadt, so glaubt sie sicher zu sein, seiner wieder habhaft zu werden. Immerhin liegt die Befürchtung nahe, daß dieselben Freunde, die ihm bei seinem Ausbruch aus dem Zuchthaus behilflich gewesen sind, ihn auch weiter unterstützt haben, um ihn nach dem Westen zu bringen.“

„Ja, das mögen sie vielleicht gethan haben“, murmelte Van Bibber vor sich hin, und ein malitiös zufriedenes Lächeln umspielte seinen Mund. Zum Kellner gewandt, sagte er dann: „Wie gewöhnlich; ein paar Eier, etwas Obst und Kaffee.“

Der Tod unter Rosen.

In einer englischen Zeitschrift erzählt ein Offizier der englisch-indischen Armee eine tragische Geschichte In Bombay trat in einem Zirkus seit einiger Zeit eine Schlangenbändigerin auf, eine junge Indierin von hervorragender Schönheit, welche wie eine klassische Statue aus Bronze herausgearbeitet schien. Ihre Produktionen mit den Schlangen waren ebenso eigenartig und bewunderungswürdig wie gefährlich, da keinem der Thiere die Giftzähne ausgebrochen waren. An dem Abend, an welchem sie vom Schicksal ereilt wurde, sollte sie zum letzten Male auftreten, um sodann eine Tournée durch Amerika zu machen. Der Zirkus war bis auf das letzte Plätzchen gefüllt, und laute Bravos begrüßten das Erscheinen der Indierin auf der Scene. In einem großen Sacke aus Thierfell befanden sich die Schlangen. Dann setzte die Schlangenbändigerin eine Flöte aus Rosenholz an die Lippen und entlockte derselben seltsame Töne, bald schwermüthig klagend, bald wilde, leidenschaftliche Melodien und Rhythmen. Alsdann bewegten sich die Schlangen aus dem Sacke, ringelten sich auf der Erde, krümmten sich und streckten ihren Körper wieder aus, hoben zischend die Köpfe und halben Leiber in die Höhe und sanken wieder in den Staub, sodaß es aussah, als ob sich ihre beweglichen, nervösen Leiber im Takte der Musik bewegten. Ein greller Pfiff von den Lippen ihrer Herrin, und all die giftgeschwollenen Schlangen, Vipern von Java, Klapperschlangen und Nattern, ringelten sich an ihren Körper hoch, umwanden ihr Handgelenk wie ein glitzerndes Armband, umzingelten ihren Leib wie ein strahlender Gürtel und umgaben ihr Haupt wie mit einer Märtyrerkrone. In dieser schrecklichen Umstrickung blieb sie einige Minuten regungslos, ohne mit einer Wimper zu zucken. Dann ließ wieder die Flöte ihre seltsamen Töne erschallen, dumpf und schauerlich, und gehorsam kehrten die Schlangen in den Sack zurück. Nur eine Schlange blieb, von dem Blicke ihrer Herrin wie gebannt, zusammengerollt zu ihren Füßen liegen. Sobald sie Miene machte, zischend auf die Bändigerin zuzuschellen, faßte sie diese mit der Hand, und das Thier sank in sich zusammen wie leblos. Rasender Applaus des Publikums belohnte die muthige Schönheit, man winkte mit Tüchern, und die Bühne verwandelte sich in einen Blumengarten. Die Schlangenbändigerin bückte sich, um eine Rose aufzuheben und an ihren Busen zu stecken. In demselben Augenblick schoß die giftgeschwollene Bestie auf sie zu, biß sich im Finger fest und umgab das Glied wie mit einem Todesringe. Die Indierin schrie laut auf, das Personal des Zirkus eilte sofort hinzu, doch vergeblich. Man bettete die Sterbende auf die Blumen und Rosen. Mit einem Lächeln auf den Lippen und einer letzten grüßenden Handbewegung an das vor Schreck erstarrte Publikum verschied sie inmitten von Blumen, wie einst Kleopatra, welche durch den Biß einer Schlange Trost fand über den Verlust ihres Antonius und ihres Reiches.

— Mißverständniß. — Tourist (von seiner Alpenreise erzählend): Die Jungfrau ist einer der schönsten unter den Bergriesen. — Israelit (der diesen Gletscher nicht kennt): Na, wie haißt Jungfrau. Se werde doch nich wolle e Weibsbild vergleiche mit en Bergriese.

Mein Junge.

(Von Gustav Droz.)

Am Morgen, als ich mein Zimmer verließ, sah ich seine und meine Stiefel vor der Thüre stehen. Es waren kleine, etwas ausgetretene, nur infolge des Gebrauchs, dem er sie unterzog, ein wenig abgeschabte Lackstiefelchen. Am linken Fuß war die Sohle abgerissen, und an der äußersten Spitze des rechten Fußes drohte sich ein Loch zu entwickeln. Die Schnüre hingen rechts und links hernieder.

Warum habe ich das alles im Gedächtniß behalten? Das weiß ich wirklich nicht, aber ich glaube noch jetzt die Stiefel des lieben Kleinen auf dem Teppich neben den Meinen zu sehen, zwei Sperlinge neben zwei Elephanten. Das waren seine Alltagsstiefel, seine Spielkameraden, mit denen er in die Sandberge eindrang und Forschungsreisen in die Wassenpfützen unternahm. Neben diesen fröhlichen, gutgelaunten, gleichsam lachenden Stiefeln erschienen die Meinigen plump, grob, absurd, ungeheuerlich Man sah es ihnen an, daß sie für das ernste Leben, die langen Besorgungen und die wichtigen Geschäfte bestimmt waren.

Der Konstrast war ergreifend und die Lehre nicht unwichtig. Ich näherte mich den kleinen Schuhen ganz leise, um den kleinen Mann nicht zu wecken, der noch im Nebenzimmer schlief. Ich betrachtete sie, drehte sie hin und her, betrachtete sie von allen Seiten und lächelte froh. Nie hatte mir der alte, nach Veilchen duftende Handschuh, der sich im tiefsten Grunde meiner Schublade herumtrieb, eine so köstliche Empfindung bereitet.

Die Vaterliebe hat wie jede andere Liebe ihre Schwächen, ihre Thorheiten; sie ist erhaben oder kindlich, sie läßt sich weder analysiren noch erklären, man empfindet, man fühlt sie eben und damit basta!

Der Papa, der ohne Schwäche ist, werfe den ersten Stein auf mich, die Mamas werden mich schon rächen.

Dieser ausgetretene und durchlöcherte Stiefel erinnerte mich an dieses herzige Füßchen.

Ich stellte ihn mir vor, wenn ich ihm Abends die Strümpfe auszog und er mich lachend am Bart zog. Ich zählte eins, zwei, drei; dann flog der Strumpf nur so davon. — Und nun erhob sich eine wilde Freude, er warf sich in meinen Arm und seine nackten Beine strampelten in der Luft herum. Aus seinem Munde, in dessen Tiefen man zwei Reihen glänzender Perlen bemerkte, drang sein wildes, übermüthiges Lachen.

Seine Mutter, die auch lachte, sagte schließlich zu ihm:

„Aber mein Engelchen, Du wirst Dich erkälten.“

Dann wandte sie sich zu mir:

„Aber so leg' ihn doch hin; willst Du wohl aufhören, Du kleiner Unart,“

Sie wollte schmollen, doch sie konnte angesichts seines dicken blonden Kopfes, den er mit glücklichem Lachen auf meine Knie legte, nicht ernst bleiben.

Meine Frau blickte mich an und sagte:

„Es ist unerträglich! Mein Gott, dieses ungezogene Kind!“

Ich erkannte, daß sie sagen wollte:

„Sieh nur, wie schön, gesund und glücklich er ist, unser kleiner Sohn!“

Und er war wirklich allerliebst, wenigstens kam er mir so vor.

Ich besaß die Weisheit, — jetzt, da ich weiße Haare habe, kann ich es ja sagen — nicht einen einzigen jener schönen Augenblicke der Freude vorübergehen zu lassen, ohne ihn voll und ganz auszukosten; und ich habe wirklich daran recht gethan. Die Väter thun mir leid, die es nicht verstehen, Papas zu sein, die es nicht verstehen, sich auf dem Teppich herumzuwälzen, Pferd zu spielen, den Wolf darzustellen, ihr Kind auszuziehen, das Geheul des Hundes und das Brüllen des Löwen nachzuahmen und sich hinter den Stühlen zu verstecken.

Ich habe stets über die Leute gelacht, die mit verhängten Zügeln und unruhigen Augen durchs Leben rasen. Die Gegenwart scheint ihnen die Füße zu verbrennen, und wenn man zu ihnen sagen wollte: „Aber bleiben Sie doch einen Augenblick, steigen Sie ab, trinken Sie ein Glas guten Wein; plaudern wir ein bischen, lachen wir einen Augenblick, umarmen Sie Ihr Kind!“ antworteten sie:

„Unmöglich, man erwartet mich da drüben. Da drüben werden ich plaudern, da drüben werde ich ein Glas Wein trinken; da drüben werde ich mich den Vaterfreuden überlassen, da drüben werde ich glücklich sein. Da drüben.“ — Und wenn sie zerschlagen und gebrochen dadrüben anlangen, dann fordern sie schreiend den Preis für ihre Anstrengungen, und die Gegenwart lacht ihnen ins Gesicht und sagt: „Mein Herr, die Kasse ist geschlossen.“

Die Zukunft verspricht — die Gegenwart bezahlt, und man muß mit dem, der die Kasse führt, gute Beziehungen halten.

Wir müssen vernünftig sein, die Hemdärmel aufstreifen, uns selbst mit unserer Küche beschäftigen und nicht verlangen, daß der Himmel sich die Mühe machen soll, unsere Mahlzeit zu bereiten.

An all das dachte ich Abends, wenn mein Junge in meinen Armen lag und sein feuchter und regelmäßiger Athem meine Hand streifte. Ich dachte an die schönen und glücklichen Augenblicke, die der kleine Mann mir schon bereitet hat, und war ihm dafür dankbar.

„Wie einfach ist das doch, glücklich zu sein!“ sagte ich mir, „und was für eine seltsame Manier haben manche Leute, daß sie nach China gehen, um sich zu zerstreuen.“

— Geck (alter kahlköpfiger): Gnädige sind zu reizend. Wäre Ballsaal Firmament, so würden Sie sicher die Sonne repräsentiren. — Gnädige: Und Sie den Mond.

Deutsche Justiz in Frankreich.

Vor 90 Jahren mußten bei Wesel 10 junge Offiziere des Schill'schen Corps auf den schändlichen Befehl des Kaisers Napoleon ihr Leben lassen. Da kommt wohl eine Reminiszens aus dem Kriege 1870 zur Zeit. Damals wurden die französischen Mörder von zehn wehrlosen Soldaten auf Befehl des Königs Wilhelm aus dem Gefängniß freigelassen. In den ersten Tagen des Septembers 1870 erhielt eine preußische Kavallerie-Patrouille von etwa 10 Mann unter Führung eines Fähnrichs Befehl, aus einem Dorfe, nahe der Festung Soissons Fourage zu holen, und da der Tag sich neigte, quartirte sich der Fähnrich mit seinen Leuten in einem Bauernhofe ein. Die Einquartirung wurde über Nacht nach der Festung hin gemeldet und sofort wurde eine Kompagnie Mobilgarde zum Ausrücken beordert, um die besagte Patrouille zu überrumpeln. Die ganze Mannschaft der Patrouille wurde im Schlafe überrascht und erbarmungslos massakrirt bis auf zwei Mann, welche am Leben gelassen und als Gefangene nach der Festung gebracht wurden. Als die Festung Soissous nach mehrwöchiger Belagerung kapitulirt hatte und die Deutschen die Herren der Festung wurden, gelangten auch die beiden Gefangenen der unglücklichen Patrouille zur Entlassung. Sie erkannten auf den Straßen Soissons zwei Franzosen, die jetzt in Zivil gingen, als Unteroffiziere der Mobilgarde, welche bei dem besagten Ueberfall thätig gewesen, und veranlaßten deren Verhaftung. Ueber die beiden Franzosen wurde nun Kriegsgericht gehalten. Von sieben Richtern stimmten drei für ein zehnjähriges Gefängniß, drei für Erschießen und der Präses des Gerichts für Freisprechung, weil die Truppe, der die Delinquenten angehört hatten, uniformirt gewesen und zur Vernichtung der Patrouille kommandirt worden war. Das kriegsgerichtliche Erkenntniß wurde zur Bestätigung weitergegeben und kam nach einigen Tagen mit der königlichen Entscheidung zurück: „Das Kriegsgericht hat festzustellen, ob der Delinquent schuldig sei, und dann ist derselbe todt zu schießen, oder ob er nichtschuldig sei, dann ist derselbe freizusprechen.“ Und so wurden denn die beiden Franzosen freigelassen. So handelten Deutsche 1870 als Feinde in Frankreich!

Der Schatz des Geizhalses.

Einen unerwarteten Schatz entdeckte man in der Wohnung eines alten Mannes, der vor Kurzem in einem bejammernswerthen Zustand in einer Londoner Straße aufgegriffen und in's St. Lukas-Spital gebracht wurde. Als der untersuchende Beamte des Spitals die Wohnung des Greises aufsuchte, fand er zwei hübsch ausgestattete Wohnräume. In einem Schrank entdeckte er eine Zigarrenschachtel mit 439 Pfd. Sterling in Gold, ferner 24 Fünfpfundnoten und eine Zehnpfundnote. Die Noten stammten aus dem Jahre 1861. Sie waren ganz mit Staub bedeckt. Augenscheinlich war der Schatz lange Zeit nicht berührt worden In einer Zinnschachtel fand sich auch eine Stange von einem schmutzig aussehenden Metall, das sich bei näherer Untersuchung als Gold erwies. Die Stange war offenbar aus Goldmünzen zusammengesetzt, da das Gold eine Legirung war. In einem anderen Zimmer fand man eine beträchtliche Menge werthvollen Schmucks und eine Lebenspolice, deren Prämie bis zum nächsten Dezember bezahlt war.